Digitized by Google

BIBLIOTHECA S. J.
Maison Saint-Augustin
ENGHIEN

22

Digitized by Google

BE 820/14

Digitized by Google

Digitized by Google

Schillers

ſämmtliche Werke.

BIBLIOTHÈQUE S. J.
Les Fontaines
60 - CHANTILLY

Digitized by Google

Digitized by Google

Schiller's

ſämmtliche Werke

mit Stahlſtichen.

Neunter Band.

BIBLIOTHÈQUE S.J.
Les Fontaines
60 - CHANTILLY

Stuttgart und Tübingen.

Verlag der J. G. Cotta'ſchen Buchhandlung.

1836.

Digitized by Google

Druck der Buchdruckerei der J G. Cotta'ſchen Buchhandlung
in Stuttgart.

Digitized by Google

Geſchichte

des

dreiſsigjährigen Kriegs.

Digitized by Google

Erſter Theil.

Digitized by Google

Digitized by Google

Erſtes Buch.

Seit dem Anfange des Religionskriegs in Deutſchland bis zum Münſteriſchen Frieden iſt in der politiſchen Welt Europens kaum etwas Großes und Merkwürdiges geſchehen, woran die Reformation nicht den vornehmſten Antheil gehabt hätte. Alle Weltbegebenheiten, welche ſich in dieſem Zeitraume ereignen, ſchließen ſich an die Glaubensverbeſſerung an, wo ſie nicht urſprünglich daraus herfloſſen, und jeder noch ſo große und noch ſo kleine Staat hat mehr oder weniger, mittelbarer oder unmittelbarer, den Einfluß derſelben empfunden.

Beinahe der ganze Gebrauch, den das ſpaniſche Haus von ſeinen ungeheuern politiſchen Kräften machte, war gegen die neuen Meinungen oder ihre Bekenner gerichtet. Durch die Reformation wurde der Bürgerkrieg entzündet, welcher Frankreich unter vier ſtürmiſchen Regierungen in ſeinen Grundfeſten erſchütterte, ausländiſche Waffen in das Herz dieſes Königreichs zog, und es ein halbes Jahrhundert lang zu einem Schauplatze der traurigſten Zerrüttung machte. Die Reformation machte den Niederländern das ſpaniſche Joch unerträglich, und weckte bei dieſem Volke das Verlangen und den Muth, dieſes Joch zu zerbrechen, ſo wie ſie ihm größtentheils auch die Kräfte dazu gab.

Alles Böſe, welches Philipp der Zweite gegen die Königin Eliſabeth von England beſchloß, war Rache, die er dafür nahm, daß ſie ſeine proteſtantiſchen Unterthanen gegen ihn in Schutz genommen, und ſich an die Spitze einer Religionspartei geſtellt hatte, die er zu vertilgen ſtrebte. Die Trennung in der Kirche hatte in Deutſchland eine fortdauernde politiſche Trennung zur Folge, welche dieſes Land zwar länger als ein Jahrhundert der Verwirrung dahingab, aber auch zugleich gegen politiſche Unterdrückung einen bleibenden Damm aufthürmte. Die Reformation war es großentheils, was die nordiſchen Mächte, Dänemark und Schweden, zuerſt in das Staatsſyſtem von Europa zog, weil ſich der proteſtantiſche Staatenbund durch ihren Beitritt verſtärkte, und weil dieſer Bund ihnen ſelbſt unentbehrlich ward. Staaten, die vorher kaum für einander vorhanden geweſen, fingen an, durch die Reformation einen wichtigen Berührungspunkt zu erhalten, und ſich in einer neuen politiſchen Sympathie an einander zu ſchließen. So wie Bürger gegen Bürger, Herrſcher gegen ihre Unterhanen durch die Reformation in andere Verhältniſſe kamen, rückten durch ſie auch ganze Staaten in neue Stellungen gegen einander. Und ſo mußte es durch einen ſeltſamen Gang der Dinge die Kirchentrennung ſeyn, was die Staaten unter ſich zu einer engern Vereinigung führte. Schrecklich zwar und verderblich war die erſte Wirkung, durch welche dieſe allgemeine politiſche Sympathie ſich verkündigte — ein dreißigjähriger verheerender Krieg, der von dem Innern des Böhmerlandes bis an die Mündung

der Schelde, von den Ufern des Po bis an die Küſten der Oſtſee, Länder entvölkerte, Ernten zertrat, Städte und Dörfer in die Aſche legte; ein Krieg, in welchem viele Tauſend Streiter ihren Untergang fanden, der den aufglimmenden Funken der Kultur in Deutſchland auf ein halbes Jahrhundert verlöſchte, und die kaum auflebenden beſſern Sitten der alten barbariſchen Wildheit zurückgab. Aber Europa ging ununterdrückt und frei aus dieſem fürchterlichen Kriege, in welchem es ſich zum erſten Male als eine zuſammenhängende Staatengeſellſchaft erkannt hatte; und dieſe Theilnehmung der Staaten an einander, welche ſich in dieſem Kriege eigentlich erſt bildete, wäre allein ſchon Gewinn genug, den Weltbürger mit ſeinen Schrecken zu verſöhnen. Die Hand des Fleißes hat unvermerkt alle verderblichen Spuren dieſes Kriegs wieder ausgelöſcht; aber die wohlthätigen Folgen, von denen er begleitet war, ſind geblieben. Eben dieſe allgemeine Staatenſympathie, welche den Stoß in Böhmen dem halben Europa mittheilte, bewacht jetzt den Frieden, der dieſem Kriege ein Ende machte. So wie die Flamme der Verwüſtung aus dem Innern Böhmens, Mährens und Oeſterreichs einen Weg fand, Deutſchland, Frankreich, das halbe Europa zu entzünden, ſo wird die Fackel der Kultur von dieſen Staaten aus einen Weg ſich öffnen, jene Länder zu erleuchten.

Die Religion wirkte dieſes alles. Durch ſie allein wurde möglich, was geſchah, aber es fehlte viel, daß es für ſie und ihrentwegen unternommen worden wäre. Hätte nicht der Privatvortheil, nicht das Staatsintereſſe

ſich ſchnell damit vereinigt, nie würde die Stimme der Theologen und des Volks ſo bereitwillige Fürſten, nie die neue Lehre ſo zahlreiche, ſo tapfere, ſo beharrliche Verfechter gefunden haben. Ein großer Antheil an der Kirchenrevolution gebührt unſtreitig der ſiegenden Gewalt der Wahrheit, oder deſſen, was mit Wahrheit verwechſelt wurde. Die Mißbräuche in der alten Kirche, das Abgeſchmackte mancher ihrer Lehren, das Uebertriebene in ihren Forderungen, mußte nothwendig ein Gemüth empören, das von der Ahnung eines beſſern Lichts ſchon gewonnen war, mußte es geneigt machen, die verbeſſerte Religion zu umfaſſen. Der Reiz der Unabhängigkeit, die reiche Beute der geiſtlichen Stifter, mußte die Regenten nach einer Religionsveränderung lüſtern machen, und das Gewicht der innern Ueberzeugung nicht wenig bei ihnen verſtärken; aber die Staatsraiſon allein konnte ſie dazu drängen. Hätte nicht **Karl der Fünfte** im Uebermuth ſeines Glücks an die Reichsfreiheit der deutſchen Stände gegriffen, ſchwerlich hätte ſich ein proteſtantiſcher Bund für die Glaubensfreiheit bewaffnet. Ohne die Herrſchbegierde der Guiſen hätten die Calviniſten in Frankreich nie einen Condé oder Coligny an ihrer Spitze geſehen; ohne die Auflage des zehnten und zwanzigſten Pfennigs hätte der Stuhl zu Rom nie die vereinigten Niederlande verloren. Die Regenten kämpften zu ihrer Selbſtvertheidigung oder Vergrößerung; der Religionsenthuſiasmus warb ihnen die Armeen, und öffnete ihnen die Schätze ihres Volks. Der große Haufe, wo ihn nicht Hoffnung der Beute unter ihre Fahnen lockte, glaubte für

die Wahrheit ſein Blut zu vergießen, indem er es zum Vortheile ſeines Fürſten verſpritzte.

Und Wohlthat genug für die Völker, daß diesmal der Vortheil der Fürſten Hand in Hand mit dem ihrigen ging! Dieſem Zufalle allein haben ſie ihre Befreiung vom Papſtthum zu danken. Glück genug für die Fürſten, daß der Unterthan für ſeine eigene Sache ſtritt, indem er für die ihrige kämpfte! In dem Zeitalter, wovon jetzt die Rede iſt, regierte in Europa kein Fürſt ſo abſolut, um über den guten Willen ſeiner Unterthanen hinweggeſetzt zu ſeyn, wenn er ſeine politiſchen Entwürfe verfolgte. Aber wie ſchwer hielt es, dieſen guten Willen der Nation für ſeine politiſchen Entwürfe zu gewinnen und in Handlung zu ſetzen! Die nachdrücklichſten Beweggründe, welche von der Staatsraiſon entlehnt ſind, laſſen den Unterthan kalt, der ſie ſelten einſieht, und den ſie noch ſeltener intereſſiren. In dieſem Falle bleibt einem ſtaatsklugen Regenten nichts übrig, als das Intereſſe des Kabinets an irgend ein anderes Intereſſe, das dem Volke näher liegt, anzuknüpfen, wenn etwa ein ſolches ſchon vorhanden iſt, oder, wenn es nicht iſt, es zu erſchaffen.

Dies war der Fall, worin ſich ein großer Theil derjenigen Regenten befand, die für die Reformation handelnd aufgetreten ſind. Durch eine ſonderbare Verkettung der Dinge mußte es ſich fügen, daß die Kirchentrennung mit zwei politiſchen Umſtänden zuſammentraf, ohne welche ſie vermuthlich eine ganz andere Entwickelung gehabt haben würde. Dieſe waren: die auf einmal hervorſpringende Uebermacht des Hauſes

Oeſterreich, welche die Freiheit Europens bedrohte, und der thätige Eifer dieſes Hauſes für die alte Religion. Das Erſte weckte die Regenten, das Zweite bewaffnete ihnen die Nationen.

Die Aufhebung einer fremden Gerichtsbarkeit in ihren Staaten, die höchſte Gewalt in geiſtlichen Dingen, der gehemmte Abfluß des Geldes nach Rom, die reiche Beute der geiſtlichen Stifter, waren Vortheile, die für jeden Souverain auf gleiche Art verführeriſch ſeyn mußten; warum, könnte man fragen, wirkten ſie nicht eben ſo gut auf die Prinzen des Hauſes Oeſterreich? Was hinderte dieſes Haus, und insbeſondere die deutſche Linie deſſelben, den dringenden Aufforderungen ſo vieler ſeiner Unterthanen Gehör zu geben, und ſich nach dem Beiſpiele Anderer auf Unkoſten einer wehrloſen Geiſtlichkeit zu verbeſſern? Es iſt ſchwer zu glauben, daß die Ueberzeugung von der Unfehlbarkeit der römiſchen Kirche an der frommen Standhaftigkeit dieſes Hauſes einen größern Antheil gehabt haben ſollte, als die Ueberzeugung vom Gegentheile an dem Abfalle der proteſtantiſchen Fürſten. Mehrere Gründe vereinigten ſich, die öſterreichiſchen Prinzen zu Stützen des Papſtthums zu machen. Spanien und Italien, aus welchen Ländern die öſterreichiſche Macht einen großen Theil ihrer Stärke zog, waren dem Stuhle zu Rom mit blinder Anhänglichkeit ergeben, welche die Spanier insbeſondere ſchon zu den Zeiten der gothiſchen Herrſchaft ausgezeichnet hat. Die geringſte Annäherung an die verabſcheuten Lehren Luthers und Calvins mußte dem Beherrſcher von Spanien die Herzen ſeiner Unterthanen

unwiderbringlich entreißen; der Abfall von dem Papſtthum konnte ihn dieſes Königreich koſten. Ein ſpaniſcher König mußte ein rechtgläubiger Prinz ſeyn, oder er mußte von dieſem Throne ſteigen. Den nämlichen Zwang legten ihm ſeine italieniſchen Staaten auf, die er faſt noch mehr ſchonen mußte, als ſeine Spanier, weil ſie das auswärtige Joch am ungeduldigſten trugen, und es am leichteſten abſchütteln konnten. Dazu kam, daß ihm dieſe Staaten Frankreich zum Mitbewerber und den Papſt zum Nachbar gaben; Gründe genug, die ihn hinderten, ſich für eine Partei zu erklären, welche das Anſehn des Papſtes zernichtete — die ihn aufforderten, ſich letztern durch den thätigſten Eifer für die alte Religion zu verpflichten.

Dieſe allgemeinen Gründe, welche bei jedem ſpaniſchen Monarchen von gleichem Gewichte ſeyn mußten, wurden bei Jedem insbeſondere noch durch beſondere Gründe unterſtützt. Karl der Fünfte hatte in Italien einen gefährlichen Nebenbuhler an dem Könige von Frankreich, dem dieſes Land ſich in eben dem Augenblicke in die Arme warf, wo Karl ſich ketzeriſcher Grundſätze verdächtig machte. Gerade an denjenigen Entwürfen, welche Karl mit der meiſten Hitze verfolgte, würde das Mißtrauen der Katholiſchen und der Streit mit der Kirche ihm durchaus hinderlich geweſen ſeyn. Als Karl der Fünfte in den Fall kam, zwiſchen beiden Religionsparteien zu wählen, hatte ſich die neue Religion noch nicht bei ihm in Achtung ſetzen können, und überdem war zu einer gütlichen Vergleichung beider Kirchen damals noch die wahrſcheinlichſte Hoffnung

vorhanden. Bei ſeinem Sohne und Nachfolger, **Philipp dem Zweiten**, vereinigte ſich eine mönchiſche Erziehung mit einem despotiſchen finſtern Charakter, einem unverſöhnlichen Haß aller Neuerungen in Glaubensſachen bei dieſem Fürſten zu unterhalten, den der Umſtand, daß ſeine ſchlimmſten politiſchen Gegner auch zugleich Feinde ſeiner Religion waren, nicht wohl vermindern konnte. Da ſeine europäiſchen Länder, durch ſo viele fremde Staaten zerſtreut, dem Einfluſſe fremder Meinungen überall offen lagen, ſo konnte er dem Fortgange der Reformation in andern Ländern nicht gleichgültig zuſehen, und ſein eigener näherer Staatsvortheil forderte ihn auf, ſich der alten Kirche überhaupt anzunehmen, um die Quellen der ketzeriſchen Anſteckung zu verſtopfen. Der natürlichſte Gang der Dinge ſtellte alſo dieſen Fürſten an die Spitze des katholiſchen Glaubens und des Bundes, den die Papiſten gegen die Neuerer ſchloſſen. Was unter **Karls des Fünften** und **Philipps des Zweiten** langen und thatenvollen Regierungen beobachtet wurde, blieb für die folgenden Geſetz; und je mehr ſich der Riß in der Kirche erweiterte, deſto feſter mußte Spanien an dem Katholicismus halten.

Freier ſchien die deutſche Linie des Hauſes Oeſterreich geweſen zu ſeyn; aber wenn bei dieſer auch mehrere von jenen Hinderniſſen wegfielen, ſo wurde ſie durch andere Verhältniſſe in Feſſeln gehalten. Der Beſitz der Kaiſerkrone, die auf einem proteſtantiſchen Haupte ganz undenkbar war, (denn wie konnte ein Apoſtat der römiſchen Kirche die römiſche Kaiſerkrone tragen?) knüpfte die Nachfolger **Ferdinands des Erſten**

an den päpſtlichen Stuhl; Ferdinand ſelbſt war dieſem Stuhle aus Gründen des Gewiſſens und aufrichtig ergeben. Ueberdem waren die deutſch-öſterreichiſchen Prinzen nicht mächtig genug, der ſpaniſchen Unterſtützung zu entbehren, die aber durch eine Begünſtigung der neuen Religion durchaus verſcherzt war. Auch forderte die Kaiſerwürde ſie auf, das deutſche Reichsſyſtem zu beſchützen, wodurch ſie ſelbſt ſich als Kaiſer behaupteten, und welches der proteſtantiſche Reichstheil zu ſtürzen ſtrebte. Rechnet man dazu die Kälte der Proteſtanten gegen die Bedrängniſſe der Kaiſer und gegen die gemeinſchaftlichen Gefahren des Reichs, ihre gewaltſamen Eingriffe in das Zeitliche der Kirche, und ihre Feindſeligkeiten, wo ſie ſich als die Stärkern fühlten; ſo begreift man, wie ſo viele zuſammenwirkende Gründe die Kaiſer auf der Seite des Papſtthums erhalten, wie ſich ihr eigener Vortheil mit dem Vortheile der katholiſchen Religion auf's Genaueſte vermengen mußte. Da vielleicht das ganze Schickſal dieſer Religion von dem Entſchluſſe abhing, den das Haus Oeſterreich ergriff, ſo mußte man die öſterreichiſchen Prinzen durch ganz Europa als die Säulen des Papſtthums betrachten. Der Haß der Proteſtanten gegen letzteres kehrte ſich darum auch einſtimmig gegen Oeſterreich, und vermengte nach und nach den Beſchützer mit der Sache, die er beſchützte.

Aber eben dieſes Haus Oeſterreich, der unverſöhnliche Gegner der Reformation, ſetzte zugleich durch ſeine ehrgeizigen Entwürfe, die von einer überlegenen Macht unterſtützt waren, die politiſche Freiheit der europäiſchen

Staaten, und beſonders der deutſchen Stände, in nicht geringe Gefahr. Dieſer Umſtand mußte letztere aus ihrer Sicherheit aufſchrecken und auf ihre Selbſtvertheidigung aufmerkſam machen. Ihre gewöhnlichen Hülfsmittel würden nimmermehr hingereicht haben, einer ſo drohenden Macht zu widerſtehen. Außerordentliche Anſtrengungen mußten ſie von ihren Unterthanen verlangen, und, da auch dieſe bei weitem nicht hinreichten, von ihren Nachbarn Kräfte entlehnen, und durch Bündniſſe unter einander eine Macht aufzuwägen ſuchen, gegen welche ſie einzeln nicht beſtanden.

Aber die großen politiſchen Aufforderungen, welche die Regenten hatten, ſich den Fortſchritten Oeſterreichs zu widerſetzen, hatten ihre Unterthanen nicht. Nur gegenwärtige Vortheile oder gegenwärtige Uebel ſind es, welche das Volk in Handlung ſetzen; und dieſe darf eine gute Staatskunſt nicht abwarten. Wie ſchlimm alſo für die Fürſten, wenn nicht zum Glücke ein anderes wirkſames Motiv ſich ihnen dargeboten hätte, das die Nationen in Leidenſchaft ſetzte, und einen Enthuſiasmus in ihnen entflammte, der gegen die politiſche Gefahr gerichtet werden konnte, weil er in dem nämlichen Gegenſtande mit derſelben zuſammentraf! Dieſes Motiv war der erklärte Haß gegen eine Religion, welche das Haus Oeſterreich beſchützte, die ſchwärmeriſche Anhänglichkeit an eine Lehre, welche dieſes Haus mit Feuer und Schwert zu vertilgen ſtrebte. Dieſe Anhänglichkeit war feurig, jener Haß war unüberwindlich; der Religionsfanatismus fürchtet das Entfernte; Schwärmerei berechnet nie, was ſie aufopfert. Was die entſchiedenſte

Gefahr des Staats nicht über ſeine Bürger vermocht hätte, bewirkte die religiöſe Begeiſterung. Für den Staat, für das Intereſſe des Fürſten würden ſich wenig freiwillige Arme bewaffnet haben; für die Religion griff der Kaufmann, der Künſtler, der Landbauer freudig zum Gewehr. Für den Staat oder den Fürſten würde man ſich auch der kleinſten außerordentlichen Abgabe zu entziehen geſucht haben; an die Religion ſetzte man Gut und Blut, alle ſeine zeitlichen Hoffnungen. Dreifach ſtärkere Summen ſtrömen jetzt in den Schatz des Fürſten; dreifach ſtärkere Heere rücken in das Feld; und in der heftigen Bewegung, worein die nahe Religionsgefahr alle Gemüther verſetzte, fühlte der Unterthan die Anſtrengungen nicht, von denen er in einer ruhigern Gemüthslage erſchöpft würde niedergeſunken ſeyn. Die Furcht vor der ſpaniſchen Inquiſition, vor Bartholomäusnächten eröffnet dem Prinzen von Oranien, dem Admiral Coligny, der brittiſchen Königin Eliſabeth, den proteſtantiſchen Fürſten Deutſchlands Hülfsquellen bei ihren Völkern, die noch jetzt unbegreiflich ſind.

Mit noch ſo großen eigenen Anſtrengungen aber würde man gegen eine Macht wenig ausgerichtet haben, die auch dem mächtigſten Fürſten, wenn er einzeln ſtand, überlegen war. In den Zeiten einer noch wenig ausgebildeten Politik konnten aber nur zufällige Umſtände entfernte Staaten zu einer wechſelſeitigen Hülfleiſtung vermögen. Die Verſchiedenheit der Verfaſſung, der Geſetze, der Sprache, der Sitten, des Nationalcharakters, welche die Nationen und Länder in eben ſo viele verſchiedene Ganze abſonderte, und eine fortdauernde

Scheidewand zwiſchen ſie ſtellte, machte den einen Staat unempfindlich gegen die Bedrängniſſe des andern, wo ihn nicht gar die Nationaleiferſucht zu einer feindſeligen Schadenfreude reizte. Die Reformation ſtürzte dieſe Scheidewand. Ein lebhafteres, näher liegendes Intereſſe als der Nationalvortheil oder die Vaterlandsliebe, und welches von bürgerlichen Verhältniſſen durchaus unabhängig war, fing an, die einzelnen Bürger und ganze Staaten zu beſeelen. Dieſes Intereſſe konnte mehrere und ſelbſt die entlegenſten Staaten mit einander verbinden, und bei Unterthanen des nämlichen Staats konnte dieſes Band wegfallen. Der franzöſiſche Calviniſt hatte alſo mit dem reformirten Genfer, Engländer, Deutſchen oder Holländer einen Berührungspunkt, den er mit ſeinem eigenen katholiſchen Mitbürger nicht hatte. Er hörte alſo in einem ſehr wichtigen Punkte auf, Bürger eines einzelnen Staats zu ſeyn, ſeine Aufmerkſamkeit und Theilnahme auf dieſen einzelnen Staat einzuſchränken. Sein Kreis erweitert ſich; er fängt an, aus dem Schickſale fremder Länder, die ſeines Glaubens ſind, ſich ſein eigenes zu weiſſagen und ihre Sache zu der ſeinigen zu machen. Nun erſt dürfen die Regenten es wagen, auswärtige Angelegenheiten vor die Verſammlung ihrer Landſtände zu bringen, nun erſt hoffen, ein williges Ohr und ſchnelle Hülfe zu finden. Dieſe auswärtigen Angelegenheiten ſind jetzt zu einheimiſchen geworden, und gern reicht man den Glaubensverwandten eine hülfreiche Hand, die man dem bloßen Nachbar, und noch mehr dem fernen Ausländer verweigert hätte. Jetzt verläßt der

Pfälzer ſeine Heimat, um für ſeinen franzöſiſchen Glaubensbruder gegen den gemeinſchaftlichen Religionsfeind zu fechten. Der franzöſiſche Unterthan zieht das Schwert gegen ein Vaterland, das ihn mißhandelt, und geht hin, für Hollands Freiheit zu bluten. Jetzt ſieht man Schweizer gegen Schweizer, Deutſche gegen Deutſche im Streit gerüſtet, um an den Ufern der Loire und der Seine die Thronfolge in Frankreich zu entſcheiden. Der Däne geht über die Eider, der Schwede über den Belt, um die Ketten zu zerbrechen, die für Deutſchland geſchmiedet ſind.

Es iſt ſehr ſchwer zu ſagen, was mit der Reformation, was mit der Freiheit des deutſchen Reichs wohl geworden ſeyn würde, wenn das gefürchtete Haus Oeſterreich nicht Partei gegen ſie genommen hätte. So viel aber ſcheint erwieſen, daß ſich die öſterreichiſchen Prinzen auf ihrem Wege zur Univerſalmonarchie durch nichts mehr gehindert haben, als durch den hartnäckigen Krieg, den ſie gegen die neuen Meinungen führten. In keinem andern Falle, als unter dieſem, war es den ſchwächern Fürſten möglich, die außerordentlichen Anſtrengungen von ihren Ständen zu erzwingen, wodurch ſie der öſterreichiſchen Macht widerſtanden; in keinem andern Falle den Staaten möglich, ſich gegen einen gemeinſchaftlichen Feind zu vereinigen.

Höher war die öſterreichiſche Macht nie geſtanden, als nach dem Siege **Karls des Fünften** bei Mühlberg, nachdem er die Deutſchen überwunden hatte. Mit dem Schmalkaldiſchen Bunde lag die deutſche Freiheit, wie

es ſchien, auf ewig darnieder; aber ſie lebte wieder auf in Moritz von Sachſen, ihrem gefährlichſten Feinde. Alle Früchte des Mühlbergiſchen Siegs gehen auf dem Congreſſe zu Paſſau und dem Reichstage zu Augsburg verloren, und alle Anſtalten zur weltlichen und geiſtlichen Unterdrückung endigen in einem nachgebenden Frieden.

Deutſchland zerriß auf dieſem Reichstage zu Augsburg in zwei Religionen und in zwei politiſche Parteien; jetzt erſt zerriß es, weil die Trennung jetzt erſt geſetzlich war. Bis hierher waren die Proteſtanten als Rebellen angeſehen worden; jetzt beſchloß man, ſie als Brüder zu behandeln, nicht als ob man ſie dafür anerkannt hätte, ſondern weil man dazu genöthigt war. Die Augsburgiſche Confeſſion durfte ſich von jetzt an neben den katholiſchen Glauben ſtellen, doch nur als eine geduldete Nachbarin, mit einſtweiligen ſchweſterlichen Rechten. Jedem weltlichen Reichsſtande ward das Recht zugeſtanden, die Religion, zu der er ſich bekannte, auf ſeinem Grund und Boden zur herrſchenden und einzigen zu machen, und die entgegengeſetzte der freien Ausübung zu berauben; jedem Unterthan vergönnt, das Land zu verlaſſen, wo ſeine Religion unterdrückt war. Jetzt zum erſten Male erfreute ſich alſo die Lehre Luthers einer poſitiven Sanction, und wenn ſie auch in Bayern oder in Oeſterreich im Staube lag, ſo konnte ſie ſich damit tröſten, daß ſie in Sachſen und in Thüringen thronte. Den Regenten war es aber nun doch allein überlaſſen, welche Religion in ihren Landen gelten, und welche darnieder

liegen ſollte; für den Unterthan, der auf dem Reichs⸗tage keinen Repräſentanten hatte, war in dieſem Frie⸗den gar wenig geſorgt. Bloß allein in geiſtlichen Län⸗dern, in welchen die katholiſche Religion unwiderruflich die herrſchende blieb, wurde den proteſtantiſchen Unter⸗thanen (welche es damals ſchon waren), die freie Religionsübung ausgewirkt; aber auch dieſe nur durch eine perſönliche Verſicherung des römiſchen Königs **Ferdinand**, der dieſen Frieden zu Stande brachte; eine Verſicherung, die von dem katholiſchen Reichs⸗theile widerſprochen, und, mit dieſem Widerſpruche in das Friedensinſtrument eingetragen, keine Geſetzes⸗kraft erhielt.

Wären es übrigens nur Meinungen geweſen, was die Gemüther trennte — wie gleichgültig hätte man dieſer Trennung zugeſehen! Aber an dieſen Meinungen hingen Reichthümer, Würden und Rechte: ein Umſtand, der die Scheidung unendlich erſchwerte. Von zwei Brüdern, die das väterliche Vermögen bis hier⸗her gemeinſchaftlich genoſſen, verließ jetzt einer das väterliche Haus, und die Nothwendigkeit trat ein, mit dem daheimbleibenden Bruder abzutheilen. Der Vater hatte für den Fall der Trennung nichts beſtimmt, weil ihm von dieſer Trennung nichts ahnen konnte. Aus den wohlthätigen Stiftungen der Voreltern war der Reichthum der Kirche innerhalb eines Jahrtauſends zuſammengefloſſen, und dieſe Voreltern gehörten dem Weggehenden eben ſo gut an, als dem, der zurückblieb. Haftete nun das Erbrecht bloß an dem väterlichen Hauſe, oder haftete es an dem Blute? Die Stiftungen

waren an die katholiſche Kirche geſchehen, weil damals noch keine andere vorhanden war; an den erſtgebornen Bruder, weil er damals noch der einzige Sohn war. Galt nun in der Kirche ein Recht der Erſtgeburt, wie in adeligen Geſchlechtern? Galt die Begünſtigung des einen Theils, wenn ihm der andere noch nicht gegenüberſtehen konnte? Konnten die Lutheraner von dem Genuſſe dieſer Güter ausgeſchloſſen ſeyn, an denen doch ihre Vorfahren mitſtiften halfen, bloß allein deßwegen ausgeſchloſſen ſeyn, weil zu den Zeiten der Stiftung noch kein Unterſchied zwiſchen Lutheranern und Katholiſchen ſtatt fand? Beide Religionsparteien haben über dieſe Streitſachen mit ſcheinbaren Gründen gegen einander gerechtet, und rechten noch immer; aber es dürfte dem einen Theile ſo ſchwer fallen, als dem andern, ſein Recht zu erweiſen. Das Recht hat nur Entſcheidungen für denkbare Fälle, und vielleicht gehören geiſtliche Stiftungen nicht unter dieſe; zum Wenigſten dann nicht, wenn man die Forderungen ihrer Stifter auch auf dogmatiſche Sätze erſtreckt — wie iſt es denkbar, eine ewige Schenkung an eine wandelbare Meinung zu machen?

Wenn das Recht nicht entſcheiden kann, ſo thut es die Stärke, und ſo geſchah es hier. Der eine Theil behielt, was ihm nicht mehr zu nehmen war; der andere vertheidigte, was er noch hatte. Alle vor dem Frieden weltlich gemachten Biſthümer und Abteien verblieben den Proteſtanten; aber die Papiſten verwahrten ſich in einem eigenen Vorbehalte, daß künftig keine mehr weltlich gemacht würden. Jeder Beſitzer

eines geiſtlichen Stiftes, das dem Reiche unmittelbar unterworfen war, Churfürſt, Biſchof oder Abt, hat ſeine Benefizien und Würden verwirkt, ſobald er zur proteſtantiſchen Kirche abfällt. Sogleich muß er ſeine Beſitzungen räumen, und das Capitel ſchreitet zu einer neuen Wahl, gleich als wäre ſeine Stelle durch einen Todesfall erledigt worden. An dieſem heiligen Anker des geiſtlichen Vorbehalts, der die ganze zeitliche Exiſtenz eines geiſtlichen Fürſten von ſeinem Glaubensbekenntniſſe abhängig machte, iſt noch bis heute die katholiſche Kirche in Deutſchland befeſtigt — und was würde aus ihr werden, wenn dieſer Anker zerriſſe? Der geiſtliche Vorbehalt erlitt einen hartnäckigen Widerſpruch von Seiten der proteſtantiſchen Stände, und obgleich ſie ihn zuletzt noch in das Friedensinſtrument mit aufnahmen, ſo geſchah es mit dem ausdrücklichen Beiſatze, daß beide Parteien ſich über dieſen Punkt nicht verglichen hätten. Konnte er für den proteſtantiſchen Theil mehr verbindlich ſeyn, als jene Verſicherung Ferdinands zum Vortheile der proteſtantiſchen Unterthanen in geiſtlichen Stiftern es für die katholiſchen war? Zwei Streitpunkte blieben alſo in dem Frieden zurück, und an dieſen entzündete ſich auch der Krieg.

So war es mit der Religionsfreiheit und mit den geiſtlichen Gütern; mit den Rechten und Würden war es nicht anders. Auf eine einzige Kirche war das deutſche Reichsſyſtem berechnet, weil nur eine da war, als es ſich bildete. Die Kirche hat ſich getrennt, der Reichstag ſich in zwei Religionsparteien geſchieden — und doch ſoll das ganze Reichsſyſtem ausſchließend einer

einzigen folgen? Alle bisherigen Kaiſer waren Söhne der römiſchen Kirche geweſen, weil die römiſche Kirche in Deutſchland bis jetzt ohne Nebenbuhlerin war. War es aber das Verhältniß mit Rom, was den Kaiſer der Deutſchen ausmachte, oder war es nicht vielmehr Deutſchland, welches ſich in ſeinem Kaiſer repräſentirte? Zu dem ganzen Deutſchlande gehört aber auch der proteſtantiſche Theil — und wie repräſentirt ſich nun dieſer in einer ununterbrochenen Reihe katholiſcher Kaiſer? — In dem höchſten Reichsgerichte richten die deutſchen Stände ſich ſelbſt, weil ſie ſelbſt die Richter dazu ſtellen; daß ſie ſich ſelbſt richteten, daß eine gleiche Gerechtigkeit Allen zu Statten käme, war der Sinn ſeiner Stiftung — kann dieſer Sinn erfüllt werden, wenn nicht beide Religionen darin ſitzen? Daß zur Zeit der Stiftung in Deutſchland noch ein einziger Glaube herrſchte, war Zufall, daß kein Stand den andern auf rechtlichem Wege unterdrücken ſollte, war der weſentliche Zweck dieſer Stiftung. Dieſer Zweck aber iſt verfehlt, wenn ein Religionstheil im ausſchließenden Beſitze iſt, den andern zu richten — darf nun ein Zweck aufgeopfert werden, wenn ſich ein Zufall verändert? — Endlich und mit Mühe erfochten die Proteſtanten ihrer Religion einen Sitz im Kammergerichte, aber noch immer keine ganz gleiche Stimmenzahl. — Zur Kaiſerkrone hat noch kein proteſtantiſches Haupt ſich erhoben.

Was man auch von der Gleichheit ſagen mag, welche der Religionsfriede zu Augsburg zwiſchen beiden deutſchen Kirchen einführte, ſo ging die katholiſche doch unwiderſprechlich als Siegerin davon. Alles, was die

lutheriſche erhielt, war — Duldung; Alles, was die katholiſche hingab, opferte ſie der Noth und nicht der Gerechtigkeit. Immer war es noch kein Friede zwiſchen zwei gleichgeachteten Mächten, bloß ein Vertrag zwiſchen dem Herrn und einem unüberwundenen Rebellen! Aus dieſem Prinzip ſcheinen alle Proceduren der katholiſchen Kirche gegen die proteſtantiſche hergefloſſen zu ſeyn und noch herzufließen. Immer noch war es ein Verbrechen, zur proteſtantiſchen Kirche abzufallen, weil es mit einem ſo ſchweren Verluſte geahndet wurde, als der geiſtliche Vorbehalt über abtrünnige geiſtliche Fürſten verhängt. Auch in den folgenden Zeiten ſetzte ſich die katholiſche Kirche lieber aus, Alles durch Gewalt zu verlieren, als einen kleinen Vortheil freiwillig und rechtlich aufzugeben; denn einen Raub zurückzunehmen, war noch Hoffnung, und immer war es nur ein zufälliger Verluſt; aber ein aufgegebener Anſpruch, ein den Proteſtanten zugeſtandenes Recht erſchütterte die Grundpfeiler der katholiſchen Kirche. Bei dem Religionsfrieden ſelbſt ſetzte man dieſen Grundſatz nicht aus den Augen. Was man in dieſem Frieden den Evangeliſchen Preis gab, war nicht unbedingt aufgegeben. Alles, hieß es ausdrücklich, ſollte nur bis auf die nächſte allgemeine Kirchenverſammlung gelten, welche ſich beſchäftigen würde, beide Kirchen wieder zu vereinigen. Dann erſt, wenn dieſer letzte Verſuch mißlänge, ſollte der Religionsfriede eine abſolute Gültigkeit haben. So wenig Hoffnung zu dieſer Wiedervereinigung da war, ſo wenig es vielleicht den Katholiſchen ſelbſt damit Ernſt war, ſo viel hatte man deſſen ungeachtet ſchon

gewonnen, daß man den Frieden durch dieſe Bedingung beſchränkte.

Dieſer Religionsfriede alſo, der die Flamme des Bürgerkriegs auf ewige Zeiten erſticken ſollte, war im Grunde nur eine temporäre Auskunft, ein Werk der Noth und der Gewalt, nicht vom Geſetz der Gerechtigkeit dictirt, nicht die Frucht berichtigter Ideen über Religion und Religionsfreiheit. Einen Religionsfrieden von der letzten Art konnten die Katholiſchen nicht geben, und wenn man aufrichtig ſeyn will, einen ſolchen vertrugen die Evangeliſchen noch nicht. Weit entfernt, gegen die Katholiſchen eine uneingeſchränkte Billigkeit zu beweiſen, unterdrückten ſie, wo es in ihrer Macht ſtand, die Calviniſten, welche freilich eben ſo wenig eine Duldung in jenem beſſern Sinne verdienten, da ſie eben ſo weit entfernt waren, ſie ſelbſt auszuüben. Zu einem Religionsfrieden von dieſer Natur waren jene Zeiten noch nicht reif, und die Köpfe noch zu trübe. Wie konnte ein Theil von dem andern fordern, was er ſelbſt zu leiſten unvermögend war? Was eine jede Religionspartei in dem Augsburger Frieden rettete oder gewann, verdankte ſie dem zufälligen Machtverhältniſſe, in welchem beide bei Gründung des Friedens zu einander geſtanden. Was durch Gewalt gewonnen wurde, mußte behauptet werden durch Gewalt; jenes Machtverhältniß mußte alſo auch für's Künftige fortdauern, oder der Friede verlor ſeine Kraft. Mit dem Schwerte in der Hand, wurden die Grenzen zwiſchen beiden Kirchen gezeichnet; mit dem Schwerte mußten ſie bewacht werden — oder wehe der früher entwaffneten

Partei! Eine zweifelhafte ſchreckenvolle Ausſicht für Deutſchlands Ruhe, die aus dem Frieden ſelbſt ſchon hervordrohte!

In dem Reiche erfolgte jetzt eine augenblickliche Stille und ein flüchtiges Band der Eintracht ſchien die getrennten Glieder wieder in Einen Reichskörper zu verknüpfen, daß auch das Gefühl für die gemeinſchaftliche Wohlfahrt auf eine Zeitlang zurückkam. Aber die Trennung hatte das innerſte Weſen getroffen, und die erſte Harmonie wieder herzuſtellen, war vorbei. So genau der Friede die Rechtsgrenzen beider Theile beſtimmt zu haben ſchien, ſo ungleichen Auslegungen blieb er nichts deſto weniger unterworfen. Mitten in ihrem hitzigſten Kampfe hatte er den ſtreitenden Parteien Stillſtand auferlegt, er hatte den Feuerbrand zugedeckt, nicht gelöſcht, und unbefriedigte Anſprüche blieben auf beiden Seiten zurück. Die Katholiſchen glaubten zu viel verloren, die Evangeliſchen zu wenig errungen zu haben; beide halfen ſich damit, den Frieden, den ſie jetzt noch nicht zu verletzen wagten, nach ihren Abſichten zu erklären.

Daſſelbe mächtige Motiv, welches ſo manche proteſtantiſche Fürſten ſo geneigt gemacht hatte, Luthers Lehre zu umfaſſen, die Beſitznehmung von den geiſtlichen Stiftern, war nach geſchloſſenem Frieden nicht weniger wirkſam als vorher, und was von mittelbaren Stiftern noch nicht in ihren Händen war, mußte bald in dieſelben wandern. Ganz Niederdeutſchland war in kurzer Zeit weltlich gemacht; und wenn es mit Oberdeutſchland anders war, ſo lag es an dem lebhafteſten

Widerſtande der Katholiſchen, die hier das Uebergewicht hatten. Jede Partei drückte oder unterdrückte, wo ſie die mächtigere war, die Anhänger der andern; die geiſtlichen Fürſten beſonders, als die wehrloſeſten Glieder des Reichs, wurden unaufhörlich durch die Vergrößerungsbegierde ihrer unkatholiſchen Nachbarn geängſtigt. Wer zu ohnmächtig war, Gewalt durch Gewalt abzuwenden, flüchtete ſich unter die Flügel der Juſtiz, und die Spolienklagen gegen proteſtantiſche Stände häuften ſich auf dem Reichsgerichte an, welches bereitwillig genug war, den angeklagten Theil mit Sentenzen zu verfolgen, aber zu wenig unterſtützt, um ſie geltend zu machen. Der Friede, welcher den Ständen des Reichs die vollkommene Religionsfreiheit einräumte, hatte doch einigermaßen auch für den Unterthan geſorgt, indem er ihm das Recht ausbedung, das Land, in welchem ſeine Religion unterdrückt war, unangefochten zu verlaſſen. Aber vor den Gewaltthätigkeiten, womit der Landesherr einen gehaßten Unterthanen drücken, vor den namenloſen Drangſalen, wodurch er den Auswandernden den Abzug erſchweren, vor den künſtlich gelegten Schlingen, worein die Argliſt, mit der Stärke verbunden, die Gemüther verſtricken kann, konnte der todte Buchſtabe dieſes Friedens ihn nicht ſchützen. Der katholiſche Unterthan proteſtantiſcher Herren klagte laut über Verletzung des Religionsfriedens — der evangeliſche noch lauter über die Bedrückungen, welche ihm von ſeiner katholiſchen Obrigkeit widerfuhren. Die Erbitterung und Streitſucht der Theologen vergiftete jeden Vorfall, der an ſich unbedeutend war, und ſetzte die

Gemüther in Flammen; glücklich genug, wenn ſich dieſe theologiſche Wuth an dem gemeinſchaftlichen Religionsfeinde erſchöpft hätte, ohne gegen die eigenen Religionsverwandten ihr Gift auszuſpritzen.

Die Einigkeit der Proteſtanten unter ſich ſelbſt würde doch endlich hingereicht haben, beide ſtreitenden Parteien in einer gleichen Schwankung zu erhalten, und dadurch den Frieden zu verlängern; aber, um die Verwirrung vollkommen zu machen, verſchwand dieſe Eintracht bald. Die Lehre, welche Zwingli in Zürich und Calvin in Genf verbreitet hatten, fing bald auch in Deutſchland an, feſten Boden zu gewinnen, und die Proteſtanten unter ſich ſelbſt zu entzweien, daß ſie einander kaum mehr an etwas Anderm als dem gemeinſchaftlichen Haſſe gegen das Papſtthum erkannten. Die Proteſtanten in dieſem Zeitraume glichen denjenigen nicht mehr, welche fünfzig Jahre vorher ihr Bekenntniß zu Augsburg übergeben hatten, und die Urſache dieſer Veränderung iſt — in eben dieſem Augsburgiſchen Bekenntniſſe zu ſuchen. Dieſes Bekenntniß ſetzte dem proteſtantiſchen Glauben eine poſitive Grenze, ehe noch der erwachte Forſchungsgeiſt ſich dieſe Grenze gefallen ließ, und die Proteſtanten verſcherzten unwiſſend einen Theil des Gewinns, den ihnen der Abfall von dem Papſtthum verſicherte. Gleiche Beſchwerde gegen die römiſche Hierarchie und gegen die Mißbräuche in dieſer Kirche, eine gleiche Mißbilligung der katholiſchen Lehrbegriffe würden hinreichend geweſen ſeyn, den Vereinigungspunkt für die proteſtantiſche Kirche abzugeben; aber ſie ſuchten dieſen Vereinigungspunkt in einem neuen poſitiven

Glaubensſyſteme, ſetzten in dieſes das Unterſcheidungszeichen, den Vorzug, das Weſen ihrer Kirche, und bezogen auf dieſes den Vertrag, den ſie mit den Katholiſchen ſchloſſen. Bloß als Anhänger der Confeſſion gingen ſie den Religionsfrieden ein; die Confeſſionsverwandten allein hatten Theil an der Wohlthat dieſes Friedens. Wie alſo auch der Erfolg ſeyn mochte, ſo ſtand es gleich ſchlimm um die Confeſſionsverwandten. Dem Geiſte der Forſchung war eine bleibende Schranke geſetzt, wenn den Vorſchriften der Confeſſion ein blinder Gehorſam geleiſtet wurde; der Vereinigungspunkt aber war verloren, wenn man ſich über die feſtgeſetzte Formel entzweite. Zum Unglück ereignete ſich beides, und die ſchlimmen Folgen von beiden ſtellten ſich ein. Eine Partei hielt ſtandhaft feſt an dem erſten Bekenntniſſe; und wenn ſich die Calviniſten davon entfernten, ſo geſchah es nur, um ſich auf ähnliche Art in einen neuen Lehrbegriff einzuſchließen.

Keinen ſcheinbarern Vorwand hätten die Proteſtanten ihrem gemeinſchaftlichen Feinde geben können, als dieſe Uneinigkeit unter ſich ſelbſt, kein erfreuenderes Schauſpiel, als die Erbitterung, womit ſie einander wechſelſeitig verfolgten. Wer konnte es nun den Katholiſchen zum Verbrechen machen, wenn ſie die Dreiſtigkeit lächerlich fanden, mit welcher die Glaubensverbeſſerer ſich angemaßt hatten, das einzige wahre Religionsſyſtem zu verkündigen? wenn ſie von Proteſtanten ſelbſt die Waffen gegen Proteſtanten entlehnten? wenn ſie ſich bei dieſem Widerſpruche der Meinungen an die Autorität ihres Glaubens feſthielten, für welchen zum Theil

doch ein ehrwürdiges Alterthum und eine noch ehrwürdigere Stimmenmehrheit ſprach? Aber die Proteſtanten kamen bei dieſer Trennung auf eine noch ernſthaftere Art in's Gedränge. Auf die Confeſſionsverwandten allein war der Religionsfriede geſtellt, und die Katholiſchen drangen nun auf Erklärung, wen dieſe für ihren Glaubensgenoſſen erkannt wiſſen wollten. Die Evangeliſchen konnten die Reformirten in ihren Bund nicht einſchließen, ohne ihr Gewiſſen zu beſchweren; ſie konnten ſie nicht davon ausſchließen, ohne einen nützlichen Freund in einen gefährlichen Feind zu verwandeln. So zeigte dieſe unſelige Trennung den Machinationen der Jeſuiten einen Weg, Mißtrauen zwiſchen beide Parteien zu pflanzen, und die Eintracht ihrer Maßregeln zu zerſtören. Durch die doppelte Furcht vor den Katholiken und vor ihren eigenen proteſtantiſchen Gegnern gebunden, verſäumten die Proteſtanten den nimmer wiederkehrenden Moment, ihrer Kirche ein durchaus gleiches Recht mit der römiſchen zu erfechten. Und allen dieſen Verlegenheiten wären ſie entgangen, der Abfall der Reformirten wäre für die gemeine Sache ganz unſchädlich geweſen, wenn man den Vereinigungspunkt allein in der Entfernung von dem Papſtthum, nicht in Augsburgiſchen Confeſſionen, nicht in Concordienwerken geſucht hätte.

So ſehr man aber auch in allem Andern getheilt war, ſo begriff man doch einſtimmig, daß eine Sicherheit, die man bloß der Machtgleichheit zu danken gehabt hatte, auch nur durch dieſe Machtgleichheit allein erhalten werden könne. Die fortwährenden Reformationen der

einen Partei, die Gegenbemühungen der andern unterhielten die Wachſamkeit auf beiden Seiten, und der Inhalt des Religionsfriedens war die Loſung eines ewigen Streits. Jeder Schritt, den der andere Theil that, mußte zu Kränkung dieſes Friedens abzielen; jeder, den man ſich ſelbſt erlaubte, geſchah zur Aufrechthaltung dieſes Friedens. Nicht alle Bewegungen der Katholiſchen hatten eine angreifende Abſicht, wie ihnen von der Gegenpartei Schuld gegeben wird; Vieles, was ſie thaten, machte ihnen die Selbſtvertheidigung zur Pflicht. Die Proteſtanten hatten auf eine nicht zweideutige Art gezeigt, wozu die Katholiſchen ſich zu verſehen hätten, wenn ſie das Unglück haben ſollten, der unterliegende Theil zu ſeyn. Die Lüſternheit der Proteſtanten nach den geiſtlichen Gütern ließ ſie keine Schonung, ihr Haß keine Großmuth, keine Duldung erwarten.

Aber auch den Proteſtanten war es zu verzeihen, wenn ſie zu der Redlichkeit der Papiſten wenig Vertrauen zeigten. Durch die treuloſe und barbariſche Behandlungsart, welche man ſich in Spanien, Frankreich und den Niederlanden gegen ihre Glaubensgenoſſen erlaubte, durch die ſchändliche Ausflucht katholiſcher Fürſten, ſich von den heiligſten Eiden durch den Papſt losſprechen zu laſſen, durch den abſcheulichen Grundſatz, daß gegen Ketzer kein Treu und Glaube zu beobachten ſey, hatte die katholiſche Kirche in den Augen aller Redlichen ihre Ehre verloren. Keine Verſicherung, kein noch ſo fürchterlicher Eid konnte aus dem Munde eines Papiſten oder Proteſtanten beruhigen. Wie hätte der

Religionsfriede es gekonnt, den die Jeſuiten durch ganz Deutſchland nur als eine einſtweilige Convenienz abſchilderten, der in Rom ſelbſt feierlich verworfen ward!

Die allgemeine Kirchenverſammlung, auf welche in dieſem Frieden hingewieſen worden, war unterdeſſen in der Stadt Trident vor ſich gegangen; aber, wie man nicht anders erwartet hatte, ohne die ſtreitenden Religionen vereinigt, ohne auch nur einen Schritt zu dieſer Vereinigung gethan zu haben, ohne von den Proteſtanten auch nur beſchickt worden zu ſeyn. Feierlich waren dieſe nunmehr von der Kirche verdammt, für deren Repräſentanten ſich das Concilium ausgab. — Konnte ihnen ein profaner, und noch dazu durch die Waffen erzwungener Vertrag vor dem Bann der Kirche eine hinlängliche Sicherheit geben — ein Vertrag, der ſich auf eine Bedingung ſtützte, welche der Schluß des Conciliums aufzuheben ſchien? An einem Scheine des Rechts fehlte es alſo nicht mehr, wenn ſich die Katholiſchen ſonſt mächtig genug fühlten, den Religionsfrieden zu verletzen — von jetzt an alſo ſchützte die Proteſtanten nichts mehr, als der Reſpekt vor ihrer Macht.

Mehreres kam dazu, das Mißtrauen zu vermehren. Spanien, an welche Macht das katholiſche Deutſchland ſich lehnte, lag damals mit den Niederländern in einem heftigen Kriege, der den Kern der ſpaniſchen Macht an die Grenzen Deutſchlands gezogen hatte. Wie ſchnell ſtanden dieſe Truppen im Reiche, wenn ein entſcheidender Streich ſie hier nothwendig machte! Deutſchland war damals eine Vorrathskammer des Kriegs für faſt alle europäiſchen Mächte. Der Religionskrieg

hatte Soldaten darin angehäuft, die der Friede außer Brod ſetzte. So vielen von einander unabhängigen Fürſten war es leicht, Kriegsheere zuſammenzubringen, welche ſie alsdann, ſey's aus Gewinnſucht oder aus Parteiſucht, an fremde Mächte verliehen. Mit deutſchen Truppen bekriegte Philipp der Zweite die Niederlande, und mit deutſchen Truppen vertheidigten ſie ſich. Eine jede ſolche Truppenwerbung in Deutſchland ſchreckte immer eine von beiden Religionsparteien auf; ſie konnte zu ihrer Unterdrückung abzielen. Ein herumwandernder Geſandter, ein außerordentlicher päpſtlicher Legat, eine Zuſammenkunft von Fürſten, jede ungewöhnliche Erſcheinung mußte dem einen oder dem andern Theile Verderben bereiten. So ſtand Deutſchland gegen ein halbes Jahrhundert, die Hand an dem Schwerte; jedes rauſchende Blatt erſchreckte.

Ferdinand der Erſte, König von Ungarn, und ſein vortrefflicher Sohn, Maximilian der Zweite, hielten in dieſer bedenklichen Epoche die Zügel des Reichs. Mit einem Herzen voll Aufrichtigkeit, mit einer wirklich heroiſchen Geduld hatte Ferdinand den Religionsfrieden zu Augsburg vermittelt, und an den undankbaren Verſuch, beide Kirchen auf dem Concilium zu Trident zu vereinigen, eine vergebliche Mühe verſchwendet. Von ſeinem Neffen, dem ſpaniſchen Philipp, im Stiche gelaſſen, zugleich in Siebenbürgen und Ungarn von den ſiegreichen Waffen der Türken bedrängt, wie hätte ſich dieſer Kaiſer ſollen in den Sinn kommen laſſen, den Religionsfrieden zu verletzen, und ſein eigenes mühevolles Werk zu vernichten? Der große Aufwand

des immer ſich erneuernden Türkenkriegs konnte von den ſparſamen Beiträgen ſeiner erſchöpften Erblande nicht beſtritten werden; er brauchte alſo den Beiſtand des Reichs, und der Religionsfriede allein hielt das getheilte Reich noch in Einem Körper zuſammen. Das ökonomiſche Bedürfniß machte ihm die Proteſtanten nicht weniger nöthig, als die Katholiſchen und legte ihm alſo auf, beide Theile mit gleicher Gerechtigkeit zu behandeln, welches bei ſo ſehr widerſtreitenden Forderungen ein wahres Rieſenwerk war. Auch fehlte viel, daß der Erfolg ſeinen Wünſchen entſprochen hätte: ſeine Nachgiebigkeit gegen die Proteſtanten hatte bloß dazu gedient, ſeinen Enkeln den Krieg aufzuheben, der ſein ſterbendes Auge verſchonte. Nicht viel glücklicher war ſein Sohn Maximilian, den vielleicht nur der Zwang der Umſtände hinderte, dem vielleicht nur ein längeres Leben fehlte, um die neue Religion auf den Kaiſerthron zu erheben. Den Vater hatte die Nothwendigkeit Schonung gegen die Proteſtanten gelehrt; die Nothwendigkeit und die Billigkeit diktirten ſie ſeinem Sohne. Der Enkel büßte es theuer, daß er weder die Billigkeit hörte, noch der Nothwendigkeit gehorchte.

Sechs Söhne hinterließ Maximilian, aber nur der älteſte von dieſen, Erzherzog Rudolph, erbte ſeine Staaten und beſtieg den kaiſerlichen Thron; die übrigen Brüder wurden mit ſchwachen Apanagen abgefunden. Wenige Nebenländer gehörten einer Seitenlinie an, welche Karl von Steyermark, ihr Oheim, fortführte, doch wurden auch dieſe ſchon unter Ferdinand dem Zweiten, ſeinem Sohne, mit der übrigen Erbſchaft

vereinigt. Dieſe Länder alſo ausgenommen, verſammelte ſich nunmehr die ganze anſehnliche Macht des Hauſes Oeſterreich in einer einzigen Hand, aber zum Unglück in einer ſchwachen.

Rudolph der Zweite war nicht ohne Tugenden, die ihm die Liebe der Menſchen hätten erwerben müſſen, wenn ihm das Loos eines Privatmannes gefallen wäre. Sein Charakter war mild, er liebte den Frieden, und den Wiſſenſchaften — beſonders der Aſtronomie, Naturlehre, Chemie und dem Studium der Antiquitäten — ergab er ſich mit einem leidenſchaftlichen Hange, der ihn aber zu einer Zeit, wo die bedenkliche Lage der Dinge die angeſtrengteſte Aufmerkſamkeit heiſchte, und ſeine erſchöpften Finanzen die höchſte Sparſamkeit nöthig machten, von Regierungsgeſchäften zurückzog, und zu einer höchſt ſchädlichen Verſchwendung reizte. Sein Geſchmack an der Sternkunſt verirrte ſich in aſtrologiſche Träumereien, denen ſich ein melancholiſches und furchtſames Gemüth, wie das ſeinige war, ſo leicht überliefert. Dieſes und eine in Spanien zugebrachte Jugend öffnete ſein Ohr den ſchlimmen Rathſchlägen der Jeſuiten und den Eingebungen des ſpaniſchen Hofes, die ihn zuletzt unumſchränkt beherrſchten. Von Liebhabereien angezogen, die ſeines großen Poſtens ſo wenig würdig waren, und von lächerlichen Wahrſagungen geſchreckt, verſchwand er nach ſpaniſcher Sitte vor ſeinen Unterthanen, um ſich unter ſeinen Gemmen und Antiken, in ſeinem Laboratorium, in ſeinem Marſtalle zu verbergen, während daß die gefährlichſte Zwietracht alle Bande des deutſchen Staatskörpers auflöſte, und

die Flamme der Empörung ſchon anfing, an die Stufen ſeines Throns zu ſchlagen. Der Zugang zu ihm war Jedem, ohne Ausnahme, verſperrt, unausgefertigt lagen die dringendſten Geſchäfte; die Ausſicht auf die reiche ſpaniſche Erbſchaft verſchwand, weil er unſchlüſſig blieb, der Infantin Iſabella ſeine Hand zu geben; dem Reiche drohte die fürchterlichſte Anarchie, weil er, obgleich ſelbſt ohne Erben, nicht dahin zu bringen war, einen römiſchen König erwählen zu laſſen. Die öſter- reichiſchen Landſtände ſagten ihm den Gehorſam auf, Ungarn und Siebenbürgen entriſſen ſich ſeiner Hoheit, und Böhmen ſäumte nicht lange, dieſem Beiſpiele zu folgen. Die Nachkommenſchaft des ſo gefürchteten **Karls des Fünften** ſchwebte in Gefahr, einen Theil ihrer Beſitzungen an die Türken, den andern an die Proteſtanten zu verlieren, und unter einem furchtbaren Fürſtenbunde, den ein großer Monarch in Europa gegen ſie zuſammenzog, ohne Rettung zu erliegen. In dem Innern Deutſchlands geſchah, was von jeher geſche- hen war, wenn es dem Throne an einem Kaiſer, oder dem Kaiſer an einem Kaiſerſinne fehlte. Gekränkt oder im Stiche gelaſſen von dem Reichsoberhaupte, helfen die Stände ſich ſelbſt, und Bündniſſe müſſen ihnen die fehlende Autorität des Kaiſers erſetzen. Deutſchland theilt ſich in zwei Unionen, die einander gewaffnet gegenüberſtehen; **Rudolph**, ein verachteter Gegner der einen und ein ohnmächtiger Beſchützer der andern, ſteht müßig und überflüſſig zwiſchen beiden, gleich unfähig, die erſte zu zerſtreuen und über die andre zu herrſchen. Was hätte auch das deutſche Reich von einem Fürſten

erwarten ſollen, der nicht einmal vermögend war, ſeine eigenen Erbländer gegen einen innerlichen Feind zu behaupten? Den gänzlichen Ruin des öſterreichiſchen Geſchlechts aufzuhalten, tritt ſein eigenes Haus gegen ihn zuſammen, und eine mächtige Faction wirft ſich ſeinem Bruder in die Arme. Aus allen ſeinen Erbſtaaten vertrieben, bleibt ihm nichts mehr zu verlieren, als der Kaiſerthron, und der Tod reißt ihn noch eben zeitig genug weg, um ihm dieſe letzte Schande zu erſparen.

Deutſchlands ſchlimmer Genius war es, der ihm gerade in dieſer bedenklichen Epoche, wo nur eine geſchmeidige Klugheit und ein mächtiger Arm den Frieden des Reichs retten konnte, einen Rudolph zum Kaiſer gab. In einem ruhigern Zeitpunkte hätte der deutſche Staatskörper ſich ſelbſt geholfen, und in einer myſtiſchen Dunkelheit hätte Rudolph, wie ſo viele Andere ſeines Ranges, ſeine Blößen verſteckt. Das dringende Bedürfniß der Tugenden, die ihm fehlten, riß ſeine Unfähigkeit an's Licht. Deutſchlands Lage forderte einen Kaiſer, der durch eigene Hülfsmittel ſeinen Entſcheidungen Gewicht geben konnte, und die Erbſtaaten Rudolphs, ſo anſehnlich ſie auch waren, befanden ſich in einer Lage, die den Regenten in die äußerſte Verlegenheit ſetzte.

Die öſterreichiſchen Prinzen waren zwar katholiſche Fürſten, und noch dazu Stützen des Papſtthums: aber es fehlte viel, daß ihre Länder katholiſche Länder geweſen wären. Auch in dieſe Gegenden waren die neuen Meinungen eingedrungen, und, begünſtigt von Ferdinands Bedrängniſſen und Maximilians Güte,

hatten ſie ſich mit ſchnellem Glücke in denſelben verbreitet. Die öſterreichiſchen Länder zeigten im Kleinen, was Deutſchland im Großen war. Der größere Theil des Herren- und Ritterſtandes war evangeliſch, und in den Städten hatten die Proteſtanten bei weitem das Uebergewicht errungen. Nachdem es ihnen geglückt war, Einige aus ihrem Mittel in die Landſchaft zu bringen, ſo wurde unvermerkt eine landſchaftliche Stelle nach der andern, ein Collegium nach dem andern, mit Proteſtanten beſetzt und die Katholiken daraus verdrängt. Gegen den zahlreichen Herren- und Ritterſtand und die Abgeordneten der Städte war die Stimme weniger Prälaten zu ſchwach, welche das ungezogene Geſpötte und die kränkende Verachtung der Uebrigen noch vollends von dem Landtage verſcheuchte. So war unvermerkt der ganze öſterreichiſche Landtag proteſtantiſch, und die Reformation that von jetzt an die ſchnellſten Schritte zu einer öffentlichen Exiſtenz. Von den Landſtänden war der Regent abhängig, weil ſie es waren, die ihm die Steuern abſchlagen und bewilligen konnten. Sie benutzten die Geldbedürfniſſe, in denen ſich Ferdinand und ſein Sohn befanden, eine Religionsfreiheit nach der andern von dieſen Fürſten zu erpreſſen. Dem Herren- und Ritterſtande geſtattete endlich Maximilian die freie Ausübung ihrer Religion, doch nur auf ihren eigenen Territorien und Schlöſſern. Der unbeſcheidene Schwärmereifer der evangeliſchen Prediger überſchritt dieſes von der Weisheit geſteckte Ziel. Dem ausdrücklichen Verbot zuwider ließen ſich mehrere derſelben in den Landſtädten und ſelbſt zu Wien öffentlich hören,

und das Volk drängte ſich ſchaarenweiſe zu dieſem neuen Evangelium, deſſen beſte Würze Anzüglichkeiten und Schimpfreden ausmachten. So wurde dem Fanatismus eine immerwährende Nahrung gegeben, und der Haß beider, einander ſo nahe ſtehenden Kirchen durch den Stachel ihres unreinen Eifers vergiftet.

Unter den Erbſtaaten des Hauſes Oeſterreich war Ungarn nebſt Siebenbürgen die unſicherſte und am ſchwerſten zu behauptende Beſitzung. Die Unmöglichkeit, dieſe beiden Länder gegen die nahe und überlegene Macht der Türken zu behaupten, hatte ſchon Ferdinanden zu dem unrühmlichen Schritte vermocht, der Pforte durch einen jährlichen Tribut die oberſte Hoheit über Siebenbürgen einzugeſtehen — ein ſchädliches Bekenntniß der Ohnmacht und eine noch gefährlichere Anreizung für den unruhigen Adel, wenn er Urſache zu haben glaubte, ſich über ſeinen Herrn zu beſchweren. Die Ungarn hatten ſich dem Hauſe Oeſterreich nicht unbedingt unterworfen. Sie behaupteten die Wahlfreiheit ihrer Krone und forderten trotzig alle ſtändiſchen Rechte, welche von dieſer Wahlfreiheit unzertrennlich ſind. Die nahe Nachbarſchaft des türkiſchen Reichs und die Leichtigkeit, ungeſtraft ihren Herrn zu wechſeln, beſtärkte die Magnaten noch mehr in dieſem Trotze; unzufrieden mit der öſterreichiſchen Regierung, warfen ſie ſich den Osmanen in die Arme; unbefriedigt von dieſen, kehrten ſie unter deutſche Hoheit zurück. Der öftere und raſche Uebergang von einer Herrſchaft zur andern hatte ſich auch ihrer Denkungsart mitgetheilt; ungewiß, wie ihr Land zwiſchen deutſcher und ottomaniſcher Hoheit ſchwebte,

ſchwankte auch ihr Sinn zwiſchen Abfall und Unterwerfung. Je unglücklicher beide Länder ſich fühlten, zu Provinzen einer auswärtigen Monarchie herabgeſetzt zu ſeyn, deſto unüberwindlicher war ihr Beſtreben, einem Herrn aus ihrer Mitte zu gehorchen; und ſo wurde es einem unternehmenden Edelmanne nicht ſchwer, ihre Huldigung zu erhalten. Voll Bereitwilligkeit reichte der nächſte türkiſche Baſſa einem Rebellen gegen Oeſterreich Scepter und Krone; eben ſo bereitwillig beſtätigte man in Oeſterreich einem andern den Beſitz der Provinzen, die er der Pforte entriſſen hatte, zufrieden, auch nur einen Schatten von Hoheit gerettet und eine Vormauer gegen die Türken dadurch gewonnen zu haben. Mehrere ſolcher Magnaten, Bathori, Boſchkai, Ragoczi, Bethlen, ſtanden auf dieſe Art nach einander in Siebenbürgen und Ungarn als zinsbare Könige auf, welche ſich durch keine andere Staatskunſt erhielten, als dieſe: ſich an den Feind anzuſchließen, um ihrem Herrn deſto furchtbarer zu ſeyn.

Ferdinand, Maximilian und Rudolph, alle drei Beherrſcher von Siebenbürgen und Ungarn, erſchöpften das Mark ihrer übrigen Länder, um dieſe beiden gegen die Ueberſchwemmungen der Türken und gegen innere Rebellionen zu behaupten. Verheerende Kriege wechſelten auf dieſem Boden mit kurzen Waffenſtillſtänden ab, die nicht viel beſſer waren. Verwüſtet lag weit und breit das Land, und der gemißhandelte Unterthan führte gleich große Beſchwerden über ſeinen Feind und ſeinen Beſchützer. Auch in dieſe Länder war die Reformation eingedrungen, wo ſie unter dem Schutze der ſtändiſchen

Freiheit, unter der Decke des Tumults, merkliche Fortſchritte machte. Auch dieſe taſtete man jetzt unvorſichtig an, und der politiſche Faktionsgeiſt wurde gefährlicher durch religiöſe Schwärmerei. Der ſiebenbürgiſche und ungariſche Adel erhebt, von einem kühnen Rebellen, Boſchkai, angeführt, die Fahne der Empörung. Die Aufrührer in Ungarn ſind im Begriffe, mit den mißvergnügten Proteſtanten in Oeſterreich, Mähren und Böhmen gemeine Sache zu machen und alle dieſe Länder in Einer furchtbaren Rebellion fortzureißen. Dann war der Untergang des Papſtthums in dieſen Ländern unvermeidlich.

Längſt ſchon hatten die Erzherzoge von Oeſterreich, des Kaiſers Brüder, dem Verderben ihres Hauſes mit ſtillem Unwillen zugeſehen; dieſer letzte Vorfall beſtimmte ihren Entſchluß. Erzherzog Matthias, Maximilians zweiter Sohn, Statthalter in Ungarn und Rudolphs vermuthlicher Erbe, trat hervor, Habsburgs ſinkendem Hauſe ſich zur Stütze anzubieten. In jugendlichen Jahren, und von einer falſchen Ruhmbegierde übereilt, hatte dieſer Prinz, dem Intereſſe ſeines Hauſes zuwider, den Einladungen einiger niederländiſchen Rebellen Gehör gegeben, welche ihn in ihr Vaterland riefen, um die Freiheiten der Nation gegen ſeinen eigenen Anverwandten, Philipp den Zweiten, zu vertheidigen. Matthias, der in der Stimme einer einzelnen Faktion die Stimme des ganzen niederländiſchen Volks zu vernehmen glaubte, erſchien auf dieſen Ruf in den Niederlanden. Aber der Erfolg entſprach eben ſo wenig den Wünſchen der Brabanter, als ſeinen eigenen

Erwartungen, und ruhmlos zog er ſich aus einer unweiſen Unternehmung. Deſto ehrenvoller war ſeine zweite Erſcheinung in der politiſchen Welt.

Nachdem ſeine wiederholteſten Aufforderungen an den Kaiſer ohne Wirkung geblieben, berief er die Erzherzoge, ſeine Brüder und Vettern, nach Preßburg, und pflog Rath mit ihnen über des Hauſes wachſende Gefahr. Einſtimmig übertragen die Brüder ihm, als dem Aelteſten, die Vertheidigung ihres Erbtheils, das ein blödſinniger Bruder verwahrloste. Alle ihre Gewalt und Rechte legen ſie in die Hand dieſes Aelteſten, und bekleiden ihn mit ſouverainer Vollmacht, über das gemeine Beſte nach Einſicht zu verfügen. Alſobald eröffnet Matthias Unterhandlungen mit der Pforte und mit den ungariſchen Rebellen, und ſeiner Geſchicklichkeit gelingt es, den Ueberreſt Ungarns durch einen Frieden mit den Türken, und durch einen Vertrag mit den Rebellen Oeſterreichs Anſprüche auf die verlorenen Provinzen zu retten. Aber Rudolph, eben ſo eiferſüchtig auf ſeine landesherrliche Gewalt, als nachläſſig, ſie zu behaupten, hält mit der Beſtätigung dieſes Friedens zurück, den er als einen ſtrafbaren Eingriff in ſeine Hoheit betrachtet. Er beſchuldigt den Erzherzog eines Verſtändniſſes mit dem Feinde und verrätheriſcher Abſichten auf die ungariſche Krone.

Die Geſchäftigkeit des Matthias war nichts weniger als frei von eigennützigen Entwürfen geweſen; aber das Betragen des Kaiſers beſchleunigte die Ausführung dieſer Entwürfe. Der Zuneigung der Ungarn, denen er kürzlich den Frieden geſchenkt hatte, durch Dankbarkeit,

durch ſeine Unterhändler der Ergebenheit des Adels verſichert, und in Oeſterreich ſelbſt eines zahlreichen Anhangs gewiß, wagt er es nun, mit ſeinen Abſichten lauter hervorzutreten und die Waffen in der Hand mit dem Kaiſer zu rechten. Die Proteſtanten in Oeſterreich und Mähren, lange ſchon zum Aufſtande bereit, und jetzt von dem Erzherzoge durch die verſprochene Religionsfreiheit gewonnen, nehmen laut und öffentlich ſeine Partei, und ihre längſt gedrohte Verbindung mit den rebelliſchen Ungarn kommt wirklich zu Stande. Eine furchtbare Verſchwörung hat ſich auf Einmal gegen den Kaiſer gebildet. Zu ſpät entſchließt er ſich, den begangenen Fehler zu verbeſſern; umſonſt verſucht er, dieſen verderblichen Bund aufzulöſen. Schon hat Alles die Waffen in der Hand; Ungarn, Oeſterreich und Mähren haben dem Matthias gehuldigt, welcher ſchon auf dem Wege nach Böhmen iſt, um dort den Kaiſer in ſeiner Burg aufzuſuchen und die Nerven ſeiner Macht zu zerſchneiden.

Das Königreich Böhmen war für Oeſterreich eine nicht viel ruhigere Beſitzung als Ungarn, nur mit dem Unterſchiede, daß hier mehr politiſche Urſachen, dort mehr die Religion die Zwietracht unterhielten. In Böhmen war ein Jahrhundert vor Luthern das erſte Feuer der Religionskriege ausgebrochen, in Böhmen entzündete ſich ein Jahrhundert nach Luthern die Flamme des dreißigjährigen Kriegs. Die Sekte, welcher Johann Huß die Entſtehung gegeben, lebte ſeitdem noch fort in Böhmen, einig mit der römiſchen Kirche in Ceremonie und Lehre, den einzigen Artikel des

Abendmahls ausgenommen, welches der Huſſite in beiden Geſtalten genoß. Dieſes Vorrecht hatte die Baſel'ſche Kirchenverſammlung in einem eigenen Vertrage (den böhmiſchen Compactaten) Huſſens Anhängern zugeſtanden, und wiewohl ihm nachher von den Päpſten widerſprochen wurde, ſo fuhren ſie dennoch fort, es unter dem Schutze der Geſetze zu genießen. Da der Gebrauch des Kelchs das einzige erhebliche Unterſcheidungszeichen dieſer Sekte ausmachte, ſo bezeichnete man ſie mit dem Namen der Utraquiſten (der in beiderlei Geſtalt Communicirenden), und ſie gefielen ſich in dieſem Namen, weil er ſie an ihr ſo theures Vorrecht erinnerte. Aber in dieſem Namen verbarg ſich auch die weit ſtrengere Sekte der böhmiſchen und mähriſchen Brüder, welche in weit bedeutendern Punkten von der herrſchenden Kirche abwichen und mit den deutſchen Proteſtanten ſehr viel Aehnliches hatten. Bei beiden machten die deutſchen ſowohl als die ſchweizeriſchen Religionsneuerungen ein ſchnelles Glück, und der Name der Utraquiſten, womit ſie ihre veränderten Grundſätze noch immer zu bedecken wußten, ſchützte ſie vor der Verfolgung.

Im Grunde war es nichts mehr als der Name, was ſie mit jenen Utraquiſten gemein hatten; dem Weſen nach waren ſie ganz Proteſtanten. Voll Zuverſicht auf ihren mächtigen Anhang und auf des Kaiſers Toleranz, wagten ſie ſich unter Maximilians Regierung mit ihren wahren Geſinnungen an das Licht. Sie ſetzten nach dem Beiſpiel der Deutſchen eine eigene Confeſſion auf, in welcher ſowohl Lutheraner als

Reformirte ihre Meinungen erkannten, und wollten alle Privilegien der ehemaligen utraquiſtiſchen Kirche auf dieſe neue Confeſſion übertragen haben. Dieſes Geſuch fand Widerſpruch bei ihren katholiſchen Mitſtänden, und ſie mußten ſich mit einem bloßen Worte der Verſicherung aus dem Munde des Kaiſers begnügen.

So lange Maximilian lebte, genoſſen ſie einer vollkommenen Duldung auch in ihrer neuen Geſtalt; unter ſeinem Nachfolger änderte ſich die Scene. Ein kaiſerliches Edikt erſchien, welches den ſogenannten böhmiſchen Brüdern die Religionsfreiheit abſprach. Die böhmiſchen Brüder unterſchieden ſich in nichts von den übrigen Utraquiſten; das Urtheil ihrer Verdammung mußte daher alle böhmiſchen Confeſſionsverwandten auf gleiche Art treffen. Alle ſetzten ſich deßwegen dem kaiſerlichen Mandate auf dem Landtage entgegen, aber ohne es umſtoßen zu können. Der Kaiſer und die katholiſchen Stände ſtützten ſich an die Compactaten und auf das böhmiſche Landrecht, worin ſich freilich zum Vortheile einer Religion noch nichts fand, die damals die Stimme der Nation noch nicht für ſich hatte. Aber wie viel hatte ſich ſeitdem verändert! Was damals bloß eine unbedeutende Sekte war, war jetzt herrſchende Kirche geworden — und war es nun etwas anders, als Schikane, die Grenzen einer neu aufgekommenen Religion durch alte Verträge beſtimmen zu wollen? Die böhmiſchen Proteſtanten beriefen ſich auf die mündliche Verſicherung Maximilians und auf die Religionsfreiheit der Deutſchen, denen ſie in keinem Stücke nachgeſetzt ſeyn wollten. Umſonſt, ſie wurden abgewieſen.

So ſtanden die Sachen in Böhmen, als Matthias, bereits Herr von Ungarn, Oeſterreich und Mähren, bei Kollin erſchien, auch die böhmiſchen Landſtände gegen den Kaiſer zu empören. Des Letztern Verlegenheit ſtieg auf's Höchſte. Von allen ſeinen übrigen Erbſtaaten verlaſſen, ſetzte er ſeine letzte Hoffnung auf die böhmiſchen Stände, von denen vorauszuſehen war, daß ſie ſeine Noth, zu Durchſetzung ihrer Forderungen, mißbrauchen würden. Nach langen Jahren erſchien er zu Prag wieder öffentlich auf dem Landtage, und um auch dem Volke zu zeigen, daß er wirklich noch lebe, mußten alle Fenſterläden auf dem Hofgange geöffnet werden, den er paſſirte; Beweis genug, wie weit es mit ihm gekommen war. Was er befürchtet hatte, geſchah. Die Stände, welche ihre Wichtigkeit fühlten, wollten ſich nicht eher zu einem Schritte verſtehen, bis man ihnen über ihre ſtändiſchen Privilegien und die Religionsfreiheit vollkommene Sicherheit geleiſtet hätte. Es war vergeblich, ſich jetzt noch hinter die alten Ausflüchte zu verkriechen; des Kaiſers Schickſal war in ihrer Gewalt, und er mußte ſich in die Nothwendigkeit fügen. Doch geſchah dieſes nur in Betreff ihrer übrigen Forderungen; die Religionsangelegenheiten behielt er ſich vor, auf dem nächſten Landtage zu berichtigen.

Nun ergriffen die Böhmen die Waffen zu ſeiner Vertheidigung, und ein blutiger Bürgerkrieg ſollte ſich nun zwiſchen beiden Brüdern entzünden. Aber Rudolph, der nichts ſo ſehr fürchtete, als in dieſer ſklaviſchen Abhängigkeit von den Ständen zu bleiben, erwartete

dieſen nicht, ſondern eilte, ſich mit dem Erzherzoge, ſeinem Bruder, auf einem friedlichen Wege abzufinden. In einer förmlichen Entſagungsakte überließ er demſelben, was ihm nicht mehr zu nehmen war, Oeſterreich und das Königreich Ungarn, und erkannte ihn als ſeinen Nachfolger auf dem böhmiſchen Throne.

Theuer genug hatte ſich der Kaiſer aus dieſem Bedrängniſſe gezogen, um ſich unmittelbar darauf in einem neuen zu verwickeln. Die Religionsangelegenheiten der Böhmen waren auf den nächſten Landtag verwieſen worden; dieſer Landtag erſchien 1609. Sie forderten dieſelbe freie Religionsübung, wie unter dem vorigen Kaiſer, ein eigenes Conſiſtorium, die Einräumung der Prager Akademie, und die Erlaubniß, Defenſoren oder Freiheitsbeſchützer aus ihrem Mittel aufzuſtellen. Es blieb bei der erſten Antwort; denn der katholiſche Theil hatte alle Entſchließungen des furchtſamen Kaiſers gefeſſelt. So oft und in ſo drohender Sprache auch die Stände ihre Vorſtellungen erneuerten, Rudolph beharrte auf der erſten Erklärung, nichts über die alten Verträge zu bewilligen. Der Landtag ging unverrichteter Dinge auseinander, und die Stände, aufgebracht über den Kaiſer, verabredeten unter ſich eine eigenmächtige Zuſammenkunft zu Prag, um ſich ſelbſt zu helfen.

In großer Anzahl erſchienen ſie zu Prag. Des kaiſerlichen Verbots ungeachtet, gingen die Berathſchlagungen vor ſich, und faſt unter den Augen des Kaiſers. Die Nachgiebigkeit, die er anfing zu zeigen, bewies ihnen nur, wie ſehr ſie gefürchtet waren, und vermehrte ihren Trotz; in der Hauptſache blieb er

unbeweglich. Sie erfüllten ihre Drohungen und faßten ernſtlich den Entſchluß, die freie Ausübung ihrer Religion an allen Orten von ſelbſt anzuſtellen und den Kaiſer ſo lange in ſeinen Bedürfniſſen zu verlaſſen, bis er dieſe Verfügung beſtätigt hätte. Sie gingen weiter und gaben ſich ſelbſt die Defenſoren, die der Kaiſer ihnen verweigerte. Zehn aus jedem der drei Stände wurden ernannt; man beſchloß, auf das Schleunigſte eine militäriſche Macht zu errichten, wobei der Hauptbeförderer dieſes Aufſtandes, der Graf von Thurn, als Generalwachtmeiſter angeſtellt wurde. Dieſer Ernſt brachte endlich den Kaiſer zum Nachgeben, wozu jetzt ſogar die Spanier ihm riethen. Aus Furcht, daß die auf's Aeußerſte gebrachten Stände ſich endlich gar dem Könige von Ungarn in die Arme werfen möchten, unterzeichnete er den merkwürdigen Majeſtätsbrief der Böhmen, durch welchen ſie unter den Nachfolgern dieſes Kaiſers ihren Aufruhr gerechtfertigt haben.

Die böhmiſche Confeſſion, welche die Stände dem Kaiſer Maximilian vorgelegt hatten, erhielt in dieſem Majeſtätsbriefe vollkommen gleiche Rechte mit der katholiſchen Kirche. Den Utraquiſten, wie die böhmiſchen Proteſtanten noch immer fortfuhren ſich zu nennen, wird die Prager Univerſität und ein eignes Conſiſtorium zugeſtanden, welches von dem erzbiſchöflichen Stuhle zu Prag durchaus unabhängig iſt. Alle Kirchen, die ſie zur Zeit der Ausſtellung dieſes Briefes in Städten, Dörfern und Märkten bereits inne haben, ſollen ihnen bleiben, und wenn ſie über dieſe Zahl noch neue erbauen laſſen wollten, ſo ſoll dieſes dem Herren- und Ritterſtande

und allen Städten unverboten ſeyn. Dieſe letzte Stelle im Majeſtätsbriefe iſt es, über welche ſich nachher der unglückliche Streit entſpann, der Europa in Flammen ſetzte.

Der Majeſtätsbrief machte das proteſtantiſche Böhmen zu einer Art von Republik. Die Stände hatten die Macht kennen lernen, die ſie durch Standhaftigkeit, Eintracht und Harmonie in ihren Maßregeln gewannen. Dem Kaiſer blieb nicht viel mehr, als ein Schatten ſeiner landesherrlichen Gewalt; in der Perſon der ſogenannten Freiheitsbeſchützer wurde dem Geiſte des Aufruhrs eine gefährliche Aufmunterung gegeben. Böhmens Beiſpiel und Glück war ein verführeriſcher Wink für die übrigen Erbſtaaten Oeſterreichs, und alle ſchickten ſich an, ähnliche Privilegien auf einem ähnlichen Wege zu erpreſſen. Der Geiſt der Freiheit durchlief eine Provinz nach der andern! und da es vorzüglich die Uneinigkeit zwiſchen den öſtreichiſchen Prinzen war, was die Proteſtanten ſo glücklich zu benutzen gewußt hatten, ſo eilte man, den Kaiſer mit dem Könige von Ungarn zu verſöhnen.

Aber dieſe Verſöhnung konnte nimmermehr aufrichtig ſeyn. Die Beleidigung war zu ſchwer, um vergeben zu werden, und Rudolph fuhr fort, einen unauslöſchlichen Haß gegen Matthias in ſeinem Herzen zu nähren. Mit Schmerz und Unwillen verweilte er bei dem Gedanken, daß endlich auch das böhmiſche Scepter in eine ſo verhaßte Hand kommen ſollte; und die Ausſicht war nicht viel tröſtlicher für ihn, wenn Matthias ohne Erben abginge. Alsdann war Ferdinand,

Erzherzog von Grätz, das Haupt der Familie, den er eben ſo wenig liebte. Dieſen ſowohl, als den Matthias, von der böhmiſchen Thronfolge auszuſchließen, verfiel er auf den Entwurf, Ferdinands Bruder, dem Erzherzoge Leopold, Biſchof von Paſſau, der ihm unter allen ſeinen Agnaten der liebſte und der verdienteſte um ſeine Perſon war, dieſe Erbſchaft zuzuwenden. Die Begriffe der Böhmen von der Wahlfreiheit ihres Königreichs und ihre Neigung zu Leopolds Perſon, ſchienen dieſen Entwurf zu begünſtigen, bei welchem Rudolph mehr ſeine Parteilichkeit und Rachgier, als das Beſte ſeines Hauſes zu Rathe gezogen hatte. Aber um dieſes Projekt durchzuſetzen, bedurfte es einer militäriſchen Macht, welche Rudolph auch wirklich im Bisthum Paſſau zuſammenzog. Die Beſtimmung dieſes Corps wußte Niemand; aber ein unverſehener Einfall, den es, aus Abgang des Soldes und ohne Wiſſen des Kaiſers, in Böhmen that, und die Ausſchweifungen, die es da verübte, brachte dieſes ganze Königreich in Aufruhr gegen den Kaiſer. Umſonſt verſicherte dieſer die böhmiſchen Stände von ſeiner Unſchuld; ſie glaubten ihm nicht; umſonſt verſuchte er den eigenmächtigen Gewaltthätigkeiten ſeiner Soldaten Einhalt zu thun; ſie hörten ihn nicht. In der Vorausſetzung, daß es auf Vernichtung des Majeſtätsbriefes abgeſehen ſey, bewaffneten die Freiheitsbeſchützer das ganze proteſtantiſche Böhmen, und Matthias wurde in's Land gerufen. Nach Verjagung ſeiner Paſſauiſchen Truppen blieb der Kaiſer, entblößt von aller Hülfe, zu Prag, wo man ihn, gleich einem Gefangenen, in ſeinem eigenen Schloſſe bewachte

und alle ſeine Räthe von ihm entfernte. Matthias war unterdeſſen unter allgemeinem Frohlocken in Prag eingezogen, wo Rudolph kurz nachher kleinmüthig genug war, ihn als König von Böhmen anzuerkennen. So hart ſtrafte dieſen Kaiſer das Schickſal, daß er ſeinem Feinde noch lebend einen Thron überlaſſen mußte, den er ihm nach ſeinem Tode nicht gegönnt hatte. Seine Demüthigung zu vollenden, nöthigte man ihn, ſeine Unterthanen in Böhmen, Schleſien und der Lauſitz durch eine eigenhändige Entſagungsakte aller ihrer Pflichten zu entlaſſen; und er that dieſes mit zerriſſener Seele. Alles, auch die er ſich am meiſten verpflichtet zu haben glaubte, hatte ihn verlaſſen. Als die Unterzeichnung geſchehen war, warf er den Hut zur Erde und zerbiß die Feder, die ihm einen ſo ſchimpflichen Dienſt geleiſtet hatte.

Indem Rudolph eines ſeiner Erbländer nach dem andern verlor, wurde die Kaiſerwürde nicht viel beſſer von ihm behauptet. Jede der Religionsparteien, unter welche Deutſchland vertheilt war, fuhr in ihrem Beſtreben fort, ſich auf Unkoſten der andern zu verbeſſern, oder gegen ihre Angriffe zu verwahren. Je ſchwächer die Hand war, welche das Scepter des Reichs hielt, und je mehr ſich Proteſtanten und Katholiken ſich ſelbſt überlaſſen fühlten, deſto mehr mußte ihre Aufmerkſamkeit auf einander geſpannt werden, deſto mehr das gegenſeitige Mißtrauen wachſen. Es war genug, daß der Kaiſer durch Jeſuiten regiert und durch ſpaniſche Rathſchläge geleitet wurde, um den Proteſtanten Urſache zur Furcht und einen Vorwand zu Feindſeligkeiten zu geben. Der unbeſonnene Eifer der Jeſuiten,

welche in Schriften und auf der Kanzel die Gültigkeit des Religionsfriedens zweifelhaft machten, ſchürte ihr Mißtrauen immer mehr, und ließ ſie in jedem gleichgültigen Schritte der Katholiſchen gefährliche Zwecke vermuthen. Alles, was in den kaiſerlichen Erblanden zu Einſchränkung der evangeliſchen Religion unternommen wurde, machte die Aufmerkſamkeit des ganzen proteſtantiſchen Deutſchlands rege; und eben dieſer mächtige Rückhalt, den die evangeliſchen Unterthanen Oeſterreichs an ihren Religionsverwandten im übrigen Deutſchland fanden oder zu finden erwarteten, hatte einen großen Antheil an ihrem Trotze und an dem ſchnellen Glücke des Matthias. Man glaubte in dem Reiche, daß man den längern Genuß des Religionsfriedens nur den Verlegenheiten zu danken hätte, worein den Kaiſer die innerlichen Unruhen in ſeinen Ländern verſetzten, und eben darum eilte man nicht, ihn aus dieſen Verlegenheiten zu reißen.

Faſt alle Angelegenheiten des Reichstags blieben entweder aus Saumſeligkeit des Kaiſers, oder durch die Schuld der proteſtantiſchen Reichsſtände liegen, welche es ſich zum Geſetze gemacht hatten, nicht eher zu den gemeinſchaftlichen Bedürfniſſen des Reichs etwas beizutragen, bis ihre Beſchwerden gehoben wären. Dieſe Beſchwerden wurden vorzüglich über das ſchlechte Regiment des Kaiſers, über Kränkung des Religionsfriedens, und über die neuen Anmaßungen des Reichshofraths geführt, welcher unter dieſe Regierung angefangen hatte, zum Nachtheile des Kammergerichts ſeine Gerichtsbarkeit zu erweitern. Sonſt hatten die Kaiſer in unwichtigen

Fällen für ſich allein, in wichtigen mit Zuziehung der Fürſten, alle Rechtshändel zwiſchen den Ständen, die das Fauſtrecht nicht ohne ſie ausmachte, in höchſter Inſtanz entſchieden, oder durch kaiſerliche Richter, die ihrem Hoflager folgten, entſcheiden laſſen. Dieſes obrigkeitliche Amt hatten ſie am Ende des fünfzehnten Jahrhunderts einem regelmäßigen, fortdauernden und ſtehenden Tribunale, dem Kammergerichte zu Speier, übertragen, zu welchem die Stände des Reichs, um nicht durch die Willkühr des Kaiſers unterdrückt zu werden, ſich vorbehielten, die Beiſitzer zu ſtellen, auch die Ausſprüche des Gerichts durch periodiſche Reviſionen zu unterſuchen. Durch den Religionsfrieden war dieſes Recht der Stände, das Präſentations- und Viſitations-Recht genannt, auch auf die Lutheriſchen ausgedehnt worden, ſo daß nunmehr auch proteſtantiſche Richter in proteſtantiſchen Rechtshändeln ſprachen, und ein ſcheinbares Gleichgewicht beider Religionen in dieſem höchſten Reichsgerichte Statt fand.

Aber die Feinde der Reformation und der ſtändiſchen Freiheit, wachſam auf jeden Umſtand, der ihre Zwecke begünſtigte, fanden bald einen Ausweg, den Nutzen dieſer Einrichtung zu zerſtören. Nach und nach kam es auf, daß ein Privatgerichtshof des Kaiſers, der Reichshofrath in Wien, anfänglich zu nichts Anderm beſtimmt, als dem Kaiſer in Ausübung ſeiner unbezweifelten perſönlichen Kaiſerrechte mit Rath an die Hand zu gehen — ein Tribunal, deſſen Mitglieder, von dem Kaiſer allein willkührlich aufgeſtellt und von ihm allein beſoldet, den Vortheil ihres Herrn

zu ihrem höchſten Geſetze, und das Beſte der katholiſchen Religion, zu welcher ſie ſich bekannten, zu ihrer einzigen Richtſchnur machen mußten — die höchſte Juſtiz über die Reichsſtände ausübte. Vor den Reichshofrath wurden nunmehr viele Rechtshändel zwiſchen Ständen ungleicher Religion gezogen, über welche zu ſprechen nur dem Kammergericht gebührte, und vor Entſtehung deſſelben dem Fürſtenrathe gebührt hatte. Kein Wunder, wenn die Ausſprüche dieſes Gerichtshofs ihren Urſprung verriethen, wenn von katholiſchen Richtern und von Kreaturen des Kaiſers dem Intereſſe der katholiſchen Religion und des Kaiſers die Gerechtigkeit aufgeopfert wurde. Obgleich alle Reichsſtände Deutſchlands Urſache zu haben ſchienen, einem ſo gefährlichen Mißbrauche in Zeiten zu begegnen, ſo ſtellten ſich doch bloß allein die Proteſtanten, welche er am empfindlichſten drückte, und unter dieſen nicht einmal alle, als Vertheidiger der deutſchen Freiheit auf, die ein ſo willkührliches Inſtitut an ihrer heiligſten Stelle, an der Gerechtigkeitspflege, verletzte. In der That würde Deutſchland gar wenig Urſache gehabt haben, ſich zu Abſchaffung des Fauſtrechts und Einſetzung des Kammergerichts Glück zu wünſchen, wenn neben dem letztern noch eine willkührliche kaiſerliche Gerichtsbarkeit Statt finden durfte. Die deutſchen Reichsſtände würden ſich gegen jene Zeiten der Barbarei gar wenig verbeſſert haben, wenn das Kammergericht, wo ſie zugleich mit dem Kaiſer zu Gerichte ſaßen, für welches ſie doch das ehemalige Fürſtenrecht aufgegeben hatten, aufhören ſollte, eine nothwendige Inſtanz zu ſeyn. Aber in den Köpfen

dieſes Zeitalters wurden oft die ſeltſamſten Widerſprüche vereinigt. Den Namen Kaiſer, einem Vermächtniſſe des despotiſchen Roms, klebte damals noch ein Begriff von Machtvollkommenheit an, der gegen das übrige Staatsrecht der Deutſchen den lächerlichſten Abſtich machte, aber nichts deſto weniger von den Juriſten in Schutz genommen, von den Beförderern des Despotismus verbreitet und von den Schwachen geglaubt wurde.

An dieſe allgemeinen Beſchwerden ſchloß ſich nach und nach eine Reihe von beſondern Vorfällen an, welche die Beſorglichkeit der Proteſtanten zuletzt bis zu dem höchſten Mißtrauen ſpannten. Während der ſpaniſchen Religionsverfolgungen in den Niederlanden hatten ſich einige proteſtantiſche Familien in die katholiſche Reichsſtadt Aachen geflüchtet, wo ſie ſich bleibend niederließen und unvermerkt ihren Anhang vermehrten. Nachdem es ihnen durch Liſt gelungen war, einige ihres Glaubens in den Staatsrath zu bringen, ſo forderten ſie eine eigene Kirche und einen öffentlichen Gottesdienſt, welchen ſie ſich, da ſie eine abſchlägige Antwort erhielten, nebſt dem ganzen Stadtregimente, auf einem gewaltſamen Wege verſchafften. Eine ſo anſehnliche Stadt in proteſtantiſchen Händen zu ſehen, war ein harter Schlag für den Kaiſer und die ganze katholiſche Partei. Nachdem alle kaiſerlichen Ermahnungen und Befehle zu Wiederherſtellung des vorigen Zuſtandes fruchtlos geblieben, erklärte ein Schluß des Reichshofraths die Stadt in die Reichsacht, welche aber erſt unter der folgenden Regierung vollzogen wurde.

Von größerer Bedeutung waren zwei andere Verſuche der Proteſtanten, ihr Gebiet und ihre Macht zu erweitern. Churfürſt Gebhard zu Köln, geborner Truchſeß von Waldburg, empfand für die junge Gräfin Agnes von Mannsfeld, Canoniſſin zu Gerresheim, eine heftige Liebe, die nicht unerwidert blieb. Da die Augen von ganz Deutſchland auf dieſes Verſtändniß gerichtet waren, ſo forderten die Brüder der Gräfin, zwei eifrige Calviniſten, Genugthuung für die beleidigte Ehre ihres Hauſes, die, ſo lange der Churfürſt ein katholiſcher Biſchof blieb, durch keine Heirath gerettet werden konnte. Sie drohten dem Churfürſten, in ſeinem und ihrer Schweſter Blute dieſe Schande zu tilgen, wenn er nicht ſogleich allem Umgange mit der Gräfin entſagte, oder ihre Ehre vor dem Altare wiederherſtellte. Der Churfürſt, gleichgültig gegen alle Folgen dieſes Schrittes, hörte nichts, als die Stimme der Liebe. Sey es, daß er der reformirten Religion überhaupt ſchon geneigt war, oder daß die Reize ſeiner Geliebten allein dieſes Wunder wirkten — er ſchwur den katholiſchen Glauben ab und führte die ſchöne Agnes zum Altare.

Der Fall war von der höchſten Bedenklichkeit. Nach dem Buchſtaben des geiſtlichen Vorbehalts hatte der Churfürſt durch dieſe Apoſtaſie alle Rechte an ſein Erzſtift verloren, und wenn es den Katholiken bei irgend einer Gelegenheit wichtig war, den geiſtlichen Vorbehalt durchzuſetzen, ſo war es bei Churfürſtenthümern wichtig. Auf der andern Seite war die Scheidung von der höchſten Gewalt ein ſo harter Schritt,

und um ſo härter für einen ſo zärtlichen Gemahl, der den Werth ſeines Herzens und ſeiner Hand durch das Geſchenk eines Fürſtenthums ſo gern zu erhöhen gewünſcht hätte. Der geiſtliche Vorbehalt war ohnehin ein beſtrittener Artikel des Augsburger Friedens, und dem ganzen proteſtantiſchen Deutſchland ſchien es von äußerſter Wichtigkeit zu ſeyn, dem katholiſchen Theile dieſe vierte Chur zu entreißen. Das Beiſpiel ſelbſt war ſchon in mehrern geiſtlichen Stiftern Niederdeutſchlands gegeben und glücklich durchgeſetzt worden. Mehrere Domcapitularen aus Köln waren bereits Proteſtanten und auf des Churfürſten Seite; in der Stadt ſelbſt war ihm ein zahlreicher proteſtantiſcher Anhang gewiß. Alle dieſe Gründe, denen das Zureden ſeiner Freunde und Verwandten und die Verſprechungen vieler deutſchen Höfe noch mehr Stärke gaben, brachten den Churfürſten zu dem Entſchluſſe, auch bei veränderter Religion ſein Erzſtift beizubehalten.

Aber bald genug zeigte ſich's, daß er einen Kampf unternommen hatte, den er nicht endigen konnte. Schon die Freigebung des proteſtantiſchen Gottesdienſtes in den Kölniſchen Landen hatte bei den katholiſchen Landſtänden und Domcapitularen den heftigſten Widerſpruch gefunden. Die Dazwiſchenkunft des Kaiſers und ein Bannſtrahl aus Rom, der ihn als einen Apoſtaten verfluchte und aller ſeiner ſowohl geiſtlichen, als weltlichen Würden entſetzte, bewaffnete gegen ihn ſeine Landſtände und ſein Capitel. Der Churfürſt ſammelte eine militäriſche Macht; die Capitularen thaten ein Gleiches. Um ſich ſchnell eines mächtigen Arms zu

verſichern, eilten ſie zu einer neuen Churfürſtenwahl, welche für den Biſchof von Lüttich, einen bayeriſchen Prinzen, entſchieden wurde.

Ein bürgerlicher Krieg fing jetzt an, der, bei dem großen Antheile, den beide Religionsparteien in Deutſchland an dieſem Vorfalle nothwendig nehmen mußten, leicht in eine allgemeine Auflöſung des Reichsfriedens endigen konnte. Am meiſten empörte es die Proteſtanten, daß der Papſt ſich hatte herausnehmen dürfen, aus angemaßter apoſtoliſcher Gewalt einen Reichsfürſten ſeiner Reichswürden zu entkleiden. Noch in den goldenen Zeiten ihrer geiſtlichen Herrſchaft war den Päpſten dieſes Recht widerſprochen worden; wie vielmehr in einem Jahrhundert, wo ihr Anſehen bei einem Theile gänzlich geſtürzt war und bei dem andern auf ſehr ſchwachen Pfeilern ruhte! Alle proteſtantiſchen Höfe Deutſchlands nahmen ſich dieſer Sache nachdrücklich bei dem Kaiſer an; Heinrich der Vierte von Frankreich, damals noch König von Navarra, ließ keinen Weg der Unterhandlung unverſucht, den deutſchen Fürſten die Handhabung ihrer Rechte kräftig zu empfehlen. Der Fall war entſcheidend für Deutſchlands Freiheit. Vier proteſtantiſche Stimmen gegen drei katholiſche im Churfürſtenrathe mußten das Uebergewicht der Macht auf proteſtantiſche Seite neigen und dem öſterreichiſchen Hauſe den Weg zum Kaiſerthrone auf ewig verſperren.

Aber Churfürſt Gebhard hatte die reformirte und nicht die lutheriſche Religion ergriffen, dieſer einzige Umſtand machte ſein Unglück. Die Erbitterung dieſer beiden Kirchen gegen einander ließ es nicht zu, daß

die evangeliſchen Reichsſtände den Churfürſten als den Ihrigen anſahen und als einen ſolchen mit Nachdruck unterſtützten. Alle hatten ihm zwar Muth zugeſprochen und Hülfe zugeſagt; aber nur ein apanagirter Prinz des pfälziſchen Hauſes, Pfalzgraf Johann Caſimir, ein calviniſcher Eiferer, hielt ihm Wort. Dieſer eilte, des kaiſerlichen Verbots ungeachtet, mit ſeinem kleinen Heer in's Kölniſche, doch ohne etwas Erhebliches auszurichten, weil ihn der Churfürſt, ſelbſt von dem Nothwendigſten entblößt, ganz und gar ohne Hülfe ließ. Deſto ſchnellere Fortſchritte machte der neupoſtulirte Churfürſt, den ſeine bayeriſchen Verwandten und die Spanier von den Niederlanden aus auf's Kräftigſte unterſtützten. Die gebhardiſchen Truppen, von ihrem Herrn ohne Sold gelaſſen, lieferten dem Feinde einen Platz nach dem andern aus; andere wurden zur Uebergabe gezwungen. Gebhard hielt ſich noch etwas länger in ſeinen weſtphäliſchen Landen, bis er auch hier der Uebermacht zu weichen gezwungen war. Nachdem er in Holland und England mehrere vergebliche Verſuche zu ſeiner Wiederherſtellung gethan, zog er ſich in das Stift Straßburg zurück, um dort als Domdechant zu ſterben; das erſte Opfer des geiſtlichen Vorbehalts, oder vielmehr der ſchlechten Harmonie unter den deutſchen Proteſtanten.

An dieſe Kölniſche Streitigkeit knüpfte ſich kurz nachher eine neue in Straßburg an. Mehrere proteſtantiſche Domcapitularen aus Köln, die der päpſtliche Bannſtrahl zugleich mit dem Churfürſten getroffen hatte, hatten ſich in dieſes Bisthum geflüchtet, wo ſie gleichfalls

Präbenden beſaßen. Da die katholiſchen Capitularen in dem Straßburger Stifte Bedenken trugen, ihnen als Geächteten den Genuß ihrer Präbenden zu geſtatten, ſo ſetzten ſie ſich eigenmächtig und gewaltſam in Beſitz und ein mächtiger proteſtantiſcher Anhang unter den Bürgern von Straßburg verſchaffte ihnen bald die Oberhand in dem Stifte. Die katholiſchen Domherren entwichen nach Elſaß-Zabern, wo ſie unter dem Schutze ihres Biſchofs ihr Capitel als das einzig rechtmäßige fortführten und die in Straßburg Zurückgebliebenen für unächt erklärten. Unterdeſſen hatten ſich dieſe Letztern durch Aufnahme mehrerer proteſtantiſcher Mitglieder von hohem Range verſtärkt, daß ſie ſich nach dem Abſterben des Biſchofs herausnehmen konnten, in der Perſon des Prinzen Johann Georg von Brandenburg einen neuen proteſtantiſchen Biſchof zu poſtuliren. Die katholiſchen Domherren, weit entfernt, dieſe Wahl zu genehmigen, poſtulirten den Biſchof von Metz, einen Prinzen von Lothringen, zu dieſer Würde, der ſeine Erhebung ſogleich durch Feindſeligkeiten gegen das Gebiet von Straßburg verkündigte.

Da die Stadt Straßburg für das proteſtantiſche Capitel und den Prinzen von Brandenburg zu den Waffen griff, die Gegenpartei aber mit Hülfe lothringiſcher Truppen die Stiftsgüter an ſich zu reißen ſuchte, ſo kam es zu einem langwierigen Kriege, der, nach dem Geiſte jener Zeiten, von einer barbariſchen Verheerung begleitet war. Umſonſt trat der Kaiſer mit ſeiner höchſten Autorität dazwiſchen, den Streit zu entſcheiden: die Stiftsgüter blieben noch lange Zeit

zwiſchen beiden Parteien getheilt, bis endlich der proteſtantiſche Prinz für ein mäßiges Aequivalent an Gelde ſeinen Anſprüchen entſagte, und alſo auch hier die katholiſche Kirche ſiegreich davon ging.

Noch bedenklicher war für das ganze proteſtantiſche Deutſchland, was ſich, bald nach Schlichtung des vorigen Streits, mit Donauwörth, einer ſchwäbiſchen Reichsſtadt, ereignete. In dieſer ſonſt katholiſchen Stadt war unter Ferdinands und ſeines Sohnes Regierung die proteſtantiſche Religionspartei auf dem gewöhnlichen Wege ſo ſehr die herrſchende geworden, daß ſich die katholiſchen Einwohner mit einer Nebenkirche im Kloſter des heiligen Kreuzes begnügen, und dem Aergerniß der Proteſtanten ihre meiſten gottesdienſtlichen Gebräuche entziehen mußten. Endlich wagte es ein fanatiſcher Abt dieſes Kloſters, der Volksſtimme zu trotzen, und eine öffentliche Proceſſion mit Vortragung des Kreuzes und fliegenden Fahnen anzuſtellen; aber man zwang ihn bald, von dieſem Vorhaben abzuſtehen. Als dieſer nämliche Abt, durch eine günſtige kaiſerliche Erklärung ermuntert, ein Jahr darauf die Proceſſion wiederholte, ſchritt man zu offenbarer Gewalt. Der fanatiſche Pöbel ſperrte den zurückkommenden Kloſterbrüdern das Thor, ſchlug ihre Fahnen zu Boden, und begleitete ſie unter Schreien und Schimpfen nach Hauſe. Eine kaiſerliche Citation war die Folge dieſer Gewaltthätigkeit; und als das aufgebrachte Volk ſogar Miene machte, ſich an den kaiſerlichen Commiſſarien zu vergreifen, als alle Verſuche einer gütlichen Beilegung von dem fanatiſchen Haufen rückgängig gemacht wurden, ſo erfolgte

endlich die förmliche Reichsacht gegen die Stadt, welche zu vollſtrecken dem Herzoge Maximilian von Bayern übertragen wurde. Kleinmuth ergriff die ſonſt ſo trotzige Bürgerſchaft bei Annäherung des bayeriſchen Heers, und ohne Widerſtand ſtreckte ſie die Waffen. Die gänzliche Abſchaffung der proteſtantiſchen Religion in ihren Mauern war die Strafe ihres Vergehens. Die Stadt verlor ihre Privilegien, und wurde aus einer ſchwäbiſchen Reichsſtadt in eine bayeriſche Landſtadt verwandelt.

Zwei Umſtände begleiteten dieſen Vorgang, welche die höchſte Aufmerkſamkeit der Proteſtanten erregen mußten, wenn auch das Intereſſe der Religion weniger wirkſam bei ihnen geweſen wäre. Der Reichshofrath, ein willkührliches und durchaus katholiſches Tribunal, deſſen Gerichtsbarkeit ohnehin ſo heftig von ihnen beſtritten wurde, hatte das Urtheil gefällt, und dem Herzoge von Bayern, dem Chef eines fremden Kreiſes, hatte man die Vollſtreckung deſſelben übertragen. So conſtitutionswidrige Schritte kündigten ihnen von katholiſcher Seite gewaltthätige Maßregeln an, welche ſich leicht auf geheime Verabredungen und einen gefährlichen Plan ſtützen und mit der gänzlichen Unterdrückung ihrer Religionsfreiheit endigen konnten.

In einem Zuſtande, wo das Recht der Stärke gebietet, und auf der Macht allein alle Sicherheit beruht, wird immer der ſchwächſte Theil der geſchäftigſte ſeyn, ſich in Vertheidigungsſtand zu ſetzen. Dieſes war jetzt der Fall auch in Deutſchland. Wenn von den Katholiken wirklich etwas Schlimmes gegen die Proteſtanten

beſchloſſen war, ſo mußte, der vernünftigſten Berechnung nach, der erſte Streich vielmehr in das ſüdliche als in das nördliche Deutſchland ſchlagen, weil die niederdeutſchen Proteſtanten in einer langen ununterbrochenen Länderſtrecke mit einander zuſammenhingen, und ſich alſo ſehr leicht unterſtützen konnten, die oberdeutſchen aber, von den übrigen abgetrennt, und um und um von katholiſchen Staaten umlagert, jedem Einfalle bloßgeſtellt waren. Wenn ferner, wie zu vermuthen war, die Katholiken die innern Trennungen der Proteſtanten benutzen und ihren Angriff gegen eine einzelne Religionspartei richten würden, ſo waren die Calviniſten, als die Schwächern, und welche ohnehin vom Religionsfrieden ausgeſchloſſen waren, augenſcheinlich in einer nähern Gefahr, und auf ſie mußte der erſte Streich niederfallen.

Beides traf in den churpfälziſchen Landen zuſammen, welche an dem Herzoge von Bayern einen ſehr bedenklichen Nachbar hatten, wegen ihres Rückfalls zum Calvinismus aber von dem Religionsfrieden keinen Schutz und von den evangeliſchen Ständen wenig Beiſtand hoffen konnten. Kein deutſches Land hat in ſo kurzer Zeit ſo ſchnelle Religionswechſel erfahren, als die Pfalz in damaligen Zeiten. In dem kurzen Zeitraume von ſechzig Jahren ſah man dieſes Land, ein unglückliches Spielwerk ſeiner Beherrſcher, zweimal zu Luthers Glaubenslehre ſchwören, und dieſe Lehre zweimal für den Calvinismus verlaſſen. Churfürſt Friedrich der Dritte war der Augsburgiſchen Confeſſion zuerſt ungetreu geworden, welche ſein erſtgeborner Sohn

und Nachfolger, Ludwig, ſchnell und gewaltſam wieder zur herrſchenden machte. Im ganzen Lande wurden die Calviniſten ihrer Kirchen beraubt, ihre Prediger und ſelbſt die Schullehrer ihrer Religion aus den Grenzen verwieſen, und auch noch in ſeinem Teſtamente verfolgte ſie der eifrig evangeliſche Fürſt, indem er nur ſtrengorthodoxe Lutheraner zu Vormündern ſeines minderjährigen Prinzen ernannte. Aber dieſes geſetzwidrige Teſtament vernichtete Pfalzgraf Johann Kaſimir, ſein Bruder, und nahm nach den Vorſchriften der goldenen Bulle Beſitz von der Vormundſchaft .und der ganzen Verwaltung des Landes. Dem neunjährigen Churfürſten (Friedrich dem Vierten) gab man Calviniſche Lehrer, denen aufgetragen war, den lutheriſchen Ketzerglauben, ſelbſt, wenn es ſeyn müßte, mit Schlägen aus der Seele ihres Zöglings herauszutreiben. Wenn man ſo mit dem Herrn verfuhr, ſo läßt ſich leicht auf die Behandlung des Unterthans ſchließen.

Unter dieſem Friedrich dem Vierten war es, wo ſich der pfälziſche Hof ganz beſonders geſchäftig zeigte, die proteſtantiſchen Stände Deutſchlands zu einträchtigen Maßregeln gegen das Haus Oeſterreich zu vermögen, und wo möglich einen allgemeinen Zuſammentritt derſelben zu Stande zu bringen. Nebendem, daß dieſer Hof durch franzöſiſche Rathſchläge geleitet wurde, von denen immer der Haß gegen Oeſterreich die Seele war, zwang ihn die Sorge für ſeine eigene Sicherheit, ſich gegen einen nahen und überlegenen Feind des ſo zweifelhaften Schutzes der Evangeliſchen bei Zeiten zu verſichern. Große Schwierigkeiten ſetzten ſich dieſer Vereinigung

entgegen, weil die Abneigung der Evangeliſchen gegen die Reformirten kaum geringer war, als ihr gemeinſchaftlicher Abſcheu vor den Papiſten. Man verſuchte alſo zuerſt, die Religionen zu vereinigen, um dadurch die politiſche Verbindung zu erleichtern, aber alle dieſe Verſuche ſchlugen fehl, und endigten gewöhnlich damit, daß ſich jeder Theil nur deſto mehr in ſeiner Meinung befeſtigte. Nichts blieb alſo übrig, als die Furcht und das Mißtrauen der Evangeliſchen zu vermehren, und dadurch die Nothwendigkeit einer ſolchen Vereinigung zu fühlen. Man vergrößerte die Macht der Katholiſchen; man übertrieb die Gefahr; zufällige Ereigniſſe wurden einem überdachten Plane zugeſchrieben, unſchuldige Vorfälle durch gehäſſige Auslegungen entſtellt, und dem ganzen Betragen der Katholiſchen eine Uebereinſtimmung und Planmäßigkeit geliehen, wovon ſie wahrſcheinlich weit entfernt geweſen ſind.

Der Reichstag zu Regensburg, auf welchem die Proteſtanten ſich Hoffnung gemacht hatten, die Erneuerung des Religionsfriedens durchzuſetzen, hatte ſich fruchtlos zerſchlagen, und zu ihren bisherigen Beſchwerden war noch die neuerliche Unterdrückung von Donauwörth hinzugekommen. Unglaublich ſchnell kam die ſo lange geſuchte Vereinigung zu Stande. Zu Anhauſen in Franken traten (1608) der Churfürſt **Friedrich der Vierte** von der **Pfalz**, der Pfalzgraf von **Neuburg**, zwei Markgrafen von **Brandenburg**, der Markgraf von **Baden** und Herzog **Johann Friedrich** von **Würtemberg** — alſo Lutheraner mit Calviniſten —

für ſich und ihre Erben in ein enges Bündniß, die evangeliſche Union genannt, zuſammen. Der Inhalt derſelben war, daß die unirten Fürſten, in Angelegenheiten der Religion und ihrer ſtändiſchen Rechte, einander wechſelweiſe gegen jeden Beleidiger mit Rath und That unterſtützen und Alle für Einen Mann ſtehen ſollten; daß einem jeden mit Krieg überzogenen Mitgliede der Union von den übrigen ſogleich mit einer kriegeriſchen Macht ſollte beigeſprungen, jedem im Nothfalle für ſeine Truppen die Ländereien, die Städte und Schlöſſer der mitunirten Stände geöffnet, was erobert würde aber, nach Verhältniß des Beitrags, den ein Jedes dazu gegeben, unter ſämmtliche Glieder vertheilt werden ſollte. Die Direction des ganzen Bundes wurde in Friedenszeiten Chur-Pfalz überlaſſen, doch mit eingeſchränkter Gewalt, zu Beſtreitung der Unkoſten Vorſchüſſe gefordert und ein Fond niedergelegt. Die Religionsverſchiedenheit (zwiſchen Lutheranern und Calviniſten) ſollte auf den Bund keinen Einfluß haben, das Ganze auf zehn Jahre gelten. Jedes Mitglied der Union hatte ſich zugleich anheiſchig machen müſſen, neue Mitglieder anzuwerben. Chur-Brandenburg ließ ſich bereitwillig finden; Chur-Sachſen mißbilligte den Bund. Heſſen konnte keine freie Entſchließung faſſen; die Herzoge von Braunſchweig und Lünneburg hatten gleichfalls Bedenklichkeiten. Aber die drei Reichsſtädte, Straßburg, Nürnberg und Ulm waren keine unwichtige Eroberung für den Bund, weil man ihres Geldes ſehr bedürftig war, und ihr Beiſpiel von mehrern andern Reichsſtädten nachgeahmt werden konnte.

Die unirten Stände, einzeln muthlos und wenig gefürchtet, führten nach geſchloſſener Vereinigung eine kühnere Sprache. Sie brachten durch den Fürſten Chriſtian von Anhalt ihre gemeinſchaftlichen Beſchwerden und Forderungen vor den Kaiſer, unter denen die Wiederherſtellung Donauwörths, die Aufhebung der kaiſerlichen Hofproceſſe und die Reformen ſeines eigenen Regiments und ſeiner Rathgeber den oberſten Platz einnahmen. Zu dieſen Vorſtellungen hatten ſie gerade die Zeit gewählt, wo der Kaiſer von den Unruhen in ſeinen Erbländern kaum zu Athem kommen konnte; wo er Oeſterreich und Ungarn kürzlich an Matthias verloren, und ſeine böhmiſche Krone bloß durch Bewilligung des Majeſtätsbriefs gerettet hatte; wo endlich durch die jülichiſche Succeſſion ſchon von ferne ein neues Kriegsfeuer zubereitet wurde. Kein Wunder, daß dieſer langſame Fürſt ſich jetzt weniger als je in ſeinen Entſchließungen übereilte, und die Union früher zu dem Schwerte griff, als der Kaiſer ſich beſonnen hatte.

Die Katholiken bewachten mit Blicken voll Argwohn die Union; die Union hütete eben ſo mißtrauiſch die Katholiken und den Kaiſer; der Kaiſer beide; und auf allen Seiten waren Furcht und Erbitterung auf's Höchſte geſtiegen. — Und gerade in dieſem bedenklichen Zeitpunkte mußte ſich durch den Tod des Herzogs Johann Wilhelm von Jülich eine höchſt ſtreitige Erbfolge in den jülich-cleveſchen Landen eröffnen.

Acht Competenten meldeten ſich zu dieſer Erbſchaft, deren Unzertrennlichkeit durch ſolenne Verträge feſtgeſetzt

worden war; und der Kaiſer, der Luſt bezeigte, ſie als ein erledigtes Reichslehen einzuziehen, konnte für den neunten gelten. Vier von dieſen, der Churfürſt von Brandenburg, der Pfalzgraf von Neuburg, der Pfalzgraf von Zweibrücken und der Markgraf von Burgau, ein öſterreichiſcher Prinz, forderten es als ein Weiberlehen, im Namen von vier Prinzeſſinnen, Schweſtern des verſtorbenen Herzogs. Zwei andere, der Churfürſt von Sachſen, Albertiniſcher, und die Herzoge von Sachſen, Erneſtiniſcher Linie, beriefen ſich auf eine frühere Anwartſchaft, welche ihnen Kaiſer Friedrich der Dritte auf dieſe Erbſchaft ertheilt, und Maximilian der Erſte beiden ſächſiſchen Häuſern beſtätigt hatte. Auf die Anſprüche einiger auswärtigen Prinzen wurde nicht geachtet. Das nächſte Recht war vielleicht auf der Seite Brandenburgs und Neuburgs, und es ſchien beide Theile ziemlich gleich zu begünſtigen. Beide Höfe ließen auch ſogleich nach Eröffnung der Erbſchaft Beſitz ergreifen; den Anfang machte Brandenburg, und Neuburg folgte. Beide fingen ihren Streit mit der Feder an, und würden ihn wahrſcheinlich mit dem Degen geendigt haben; aber die Dazwiſchenkunft des Kaiſers, der dieſen Rechtshandel vor ſeinen Thron ziehen, einſtweilen aber die ſtreitigen Länder in Sequeſter nehmen wollte, brachte beide ſtreitende Parteien zu einem ſchnellen Vergleich, um die gemeinſchaftliche Gefahr abzuwenden. Man kam überein, das Herzogthum in Gemeinſchaft zu regieren. Umſonſt, daß der Kaiſer die Landſtände auffordern ließ, ihren neuen Herren die Huldigung zu verweigern, umſonſt, daß er ſeinen

eigenen Anverwandten, den Erzherzog Leopold, Biſchof von Paſſau und Straßburg, in's Jülichiſche ſchickte, um dort durch ſeine perſönliche Gegenwart der kaiſerlichen Partei aufzuhelfen. Das ganze Land, außer Jülich, hatte ſich den proteſtantiſchen Prinzen unterworfen, und die kaiſerliche Partei wurde in dieſer Hauptſtadt belagert.

Die jülichiſche Streitigkeit war dem ganzen deutſchen Reiche wichtig, und erregte ſogar die Aufmerkſamkeit mehrerer europäiſcher Höfe. Es war nicht ſowohl die Frage: wer das jülichiſche Herzogthum beſitzen, und wer es nicht beſitzen ſollte? — die Frage war: welche von beiden Parteien in Deutſchland, die katholiſche oder die proteſtantiſche, ſich um eine ſo anſehnliche Beſitzung vergrößern, für welche von beiden Religionen dieſer Landſtrich gewonnen oder verloren werden ſollte? Die Frage war: ob Oeſterreich abermals in ſeinen Anmaßungen durchdringen, und ſeine Ländersucht mit einem neuen Raube vergnügen, oder ob Deutſchlands Freiheit und das Gleichgewicht ſeiner Macht gegen die Anmaßungen Oeſterreichs behauptet werden ſollte? Der jülichiſche Erbfolgeſtreit war alſo eine Angelegenheit für alle Mächte, welche Freiheit begünſtigten und Oeſterreich anfeindeten. Die evangeliſche Union, Holland, England, und vorzüglich Heinrich der Vierte von Frankreich, wurden darein gezogen.

Dieſer Monarch, der die ſchönſte Hälfte ſeines Lebens an das Haus Oeſterreich und Spanien verloren, der nur mit ausdauernder Heldenkraft endlich alle Berge erſtiegen, welche dieſes Haus zwiſchen ihn und den

franzöſiſchen Thron gewälzt hatte, war bis hierher kein müßiger Zuſchauer der Unruhen in Deutſchland geweſen. Eben dieſer Kampf der Stände mit dem Kaiſer ſchenkte und ſicherte ſeinem Frankreich den Frieden. Die Proteſtanten und Türken waren die zwei heilſamen Gewichte, welche die öſterreichiſche Macht in Oſten und Weſten darniederzogen, aber in ihrer ganzen Schreckbarkeit ſtand ſie wieder auf, ſobald man ihr vergönnte, dieſen Zwang abzuwerfen. Heinrich der Vierte hatte ein halbes Menſchenalter lang das ununterbrochene Schauſpiel von öſterreichiſcher Herrſchbegierde und öſterreichiſchem Länderdurſt vor Augen, den weder Widerwärtigkeit, noch ſelbſt Geiſtesarmuth, die doch ſonſt alle Leidenſchaft mäßigt, in einer Bruſt löſchen konnten, worin nur ein Tropfen von dem Blute Ferdinands des Arragoniers floß. Die öſterreichiſche Ländersucht hatte ſchon ſeit einem Jahrhundert Europa aus einem glücklichen Frieden geriſſen, und in dem Innern ſeiner vornehmſten Staaten eine gewaltſame Veränderung bewirkt. Sie hatte die Aecker von Pflügern, die Werkſtätten von Künſtlern entblößt, um die Länder mit ungeheuern, nie geſehenen Heeresmaſſen, kaufmänniſche Meere mit feindſeligen Flotten zu bedecken. Sie hatte den europäiſchen Fürſten die Nothwendigkeit auferlegt, den Fleiß ihrer Unterthanen mit nie erhörten Schatzungen zu beſchweren, und die beſte Kraft ihrer Staaten, für die Glückſeligkeiten ihrer Bewohner verloren, in einer nothgedrungenen Vertheidigung zu erſchöpfen. Für Europa war kein Friede, für ſeine Staaten kein Gedeihen, kein Plan von Dauer für der

Völker Glück, ſo lange es dieſem gefährlichen Geſchlechte überlaſſen blieb, nach Gefallen die Ruhe dieſes Welttheils zu ſtören.

Betrachtungen dieſer Art umwölkten Heinrichs Gemüth am Abend eines glorreich geführten Lebens. Was hatte es ihm nicht gekoſtet, das trübe Chaos zu ordnen, worin der Tumult eines langwierigen Bürgerkriegs, von eben dieſem Oeſterreich angefacht und unterhalten, Frankreich geſtürzt hatte? Jeder große Menſch will für die Ewigkeit gearbeitet haben, und wer bürgte dieſem Könige für die Dauer des Wohlſtandes, worin er Frankreich verließ, ſo lange Oeſterreich und Spanien eine einzige Macht blieben, die jetzt zwar entkräftet darniederlag, aber nur ein einziges glückliches Ohngefähr brauchte, um ſich ſchnell wieder in Einen Körper zuſammenzuziehen und in ihrer ganzen Furchtbarkeit wieder aufzuleben? Wollte er ſeinem Nachfolger einen feſt gegründeten Thron, ſeinem Volke einen dauerhaften Frieden zurücklaſſen, ſo mußte dieſe gefährliche Macht auf immer entwaffnet werden. Aus dieſer Quelle floß der unverſöhnliche Haß, welchen Heinrich der Vierte dem Hauſe Oeſterreich geſchworen — unauslöſchlich, glühend und gerecht, wie Hannibals Feindſchaft gegen Romulus Volk, aber durch einen edlern Urſprung geadelt.

Alle Mächte Europens hatten dieſe große Aufforderung mit Heinrich gemein; aber nicht alle dieſe lichtvolle Politik, nicht alle den uneigennützigen Muth, nach einer ſolchen Aufforderung ſich in Handlung zu ſetzen. Jeden ohne Unterſchied reizt der nahe Gewinn, aber

nur große Seelen wird das entfernte Gute bewegen. So lange die Weisheit bei ihrem Vorhaben auf Weisheit rechnet, oder ſich auf ihre eigenen Kräfte verläßt, entwirft ſie keine andere als chimäriſche Plane, und die Weisheit läuft Gefahr, ſich zum Gelächter der Welt zu machen; aber ein glücklicher Erfolg iſt ihr gewiß, und ſie kann auf Beifall und Bewunderung zählen, ſobald ſie in ihren geiſtreichen Planen eine Rolle für Barbarei, Habſucht und Aberglauben hat, und die Umſtände ihr vergönnen, eigennützige Leidenſchaften zu Vollſtreckern ihrer ſchönen Zwecke zu machen.

In dem erſtern Falle hätte Heinrichs bekanntes Projekt, das öſterreichiſche Haus aus allen ſeinen Beſitzungen zu verjagen, und unter die europäiſchen Mächte ſeinen Raub zu vertheilen, den Namen einer Chimäre wirklich verdient, womit man immer ſo freigebig gegen daſſelbe geweſen iſt; aber verdiente es ihn auch in dem andern? Dem vortrefflichen Könige war es wohl nie eingefallen, bei den Vollſtreckern ſeines Projekts auf einen Beweggrund zu zählen, welcher demjenigen ähnlich geweſen wäre, der ihn ſelbſt und ſeinen Sully bei dieſer Unternehmung beſeelte. Alle Staaten, deren Mitwirkung dabei nöthig war, wurden durch die ſtärkſten Motive, die eine politiſche Macht nur immer in Handlung ſetzen können, zu der Rolle vermocht, die ſie dabei zu übernehmen hatten. Von den Proteſtanten im Oeſterreichiſchen verlangte man nichts, als was ohnehin das Ziel ihres Beſtrebens ſchien, die Abwerfung des öſterreichiſchen Joches; von den Niederländern nichts, als einen ähnlichen Abfall von dem ſpaniſchen.

Dem Papſte und allen Republiken Italiens war keine Angelegenheit wichtiger, als die ſpaniſche Tyrannei auf immer von ihrer Halbinſel zu verjagen; für England konnte nichts wünſchenswürdiger ſeyn, als eine Revolution, welche es von ſeinem abgeſagteſten Feinde befreite. Jede Macht gewann bei dieſer Theilung des öſterreichiſchen Raubes entweder Land oder Freiheit, neues Eigenthum und Sicherheit für das alte; und weil Alle gewannen, ſo blieb das Gleichgewicht unverletzt. Frankreich konnte großmüthig jeden Antheil an der Beute verſchmähen, weil es durch Oeſterreichs Untergang ſich ſelbſt wenigſtens zweifach gewann, und am mächtigſten war, wenn es nicht mächtiger wurde. Endlich um den Preis, daß ſie Europa von ihrer Gegenwart befreiten, gab man den Nachkömmlingen von Habsburg die Freiheit, in allen übrigen entdeckten und noch zu entdeckenden Welten ſich auszubreiten. Ravaillac's Meſſerſtiche retteten Oeſterreich, um die Ruhe von Europa noch um einige Jahrhunderte zu verſpäten.

Die Augen auf einen ſolchen Entwurf geheftet, mußte Heinrich die evangeliſche Union in Deutſchland und den Erbfolgeſtreit wegen Jülich nothwendig als die wichtigſten Ereigniſſe mit ſchnellem, thätigem Antheile ergreifen. Seine Unterhändler waren an allen proteſtantiſchen Höfen Deutſchlands geſchäftig, und das Wenige, was ſie von dem großen politiſchen Geheimniſſe ihres Monarchen preisgaben oder ahnen ließen, war hinlänglich, Gemüther zu gewinnen, die ein ſo feuriger Haß gegen Oeſterreich beſeelte, und die

Vergrößerungsbegierde ſo mächtig beherrſchte. Heinrichs ſtaatskluge Bemühungen zogen die Union noch enger zuſammen, und der mächtige Beiſtand, wozu er ſich anheiſchig machte, erhob den Muth der Verbundenen zur feſteſten Zuverſicht. Eine zahlreiche franzöſiſche Armee, von dem Könige in Perſon angeführt, ſollte den Truppen der Union am Rheine begegnen, und zuerſt die Eroberung der jülich-cleviſchen Lande vollenden helfen; alsdann in Verbindung mit den Deutſchen nach Italien rücken, (wo Savoyen, Venedig und der Papſt ſchon einen mächtigen Beiſtand bereit hielten,) um dort alle ſpaniſchen Throne umzuſtürzen. Dieſe ſiegreiche Armee ſollte dann, von der Lombardei aus, in das Habsburgiſche Erbtheil eindringen, und dort, von einem allgemeinen Aufſtande der Proteſtanten begünſtigt, in allen ſeinen deutſchen Landen, in Böhmen, Ungarn und Siebenbürgen, das öſterreichiſche Scepter zerbrechen. Die Brabanter und Holländer, durch franzöſiſchen Beiſtand geſtärkt, hätten ſich unterdeſſen ihrer ſpaniſchen Tyrannen gleichfalls entledigt, und dieſer fürchterlich über ſeine Ufer getretene Strom, der noch kürzlich gedroht hatte, Europens Freiheit unter ſeinen trüben Strudeln zu begraben, rollte dann ſtill und vergeſſen hinter den pyrenäiſchen Bergen.

Die Franzoſen rühmten ſich ſonſt der Geſchwindigkeit; diesmal wurden ſie von den Deutſchen übertroffen. Eine Armee der Union war im Elſaß, ehe noch Heinrich ſich dort zeigte, und ein öſterreichiſches Heer, welches der Biſchof von Straßburg und Paſſau in dieſer Gegend zuſammengezogen hatte, um es in's

Jülichiſche zu führen, wurde zerſtreut. Heinrich der Vierte hatte ſeinen Plan als Staatsmann und König entworfen; aber er hatte ihn Räubern zur Ausführung übergeben. Seiner Meinung nach ſollte keinem katholiſchen Reichsſtande Urſache gegeben werden, dieſe Rüſtung auf ſich zu deuten und die Sache Oeſterreichs zu der ſeinigen zu machen; die Religion ſollte ganz und gar nicht in dieſe Angelegenheit gemiſcht werden. Aber wie ſollten die deutſchen Fürſten über Heinrichs Entwürfen ihre eigenen Zwecke vergeſſen? Von Vergrößerungsbegierde, von Religionshaß gingen ſie ja aus — ſollten ſie nicht für ihre herrſchende Leidenſchaft unterwegs ſo viel mitnehmen, als ſie konnten? Wie Raubadler legten ſie ſich über die Länder der geiſtlichen Fürſten, und erwählten ſich, koſtete es auch einen noch ſo großen Umweg, dieſe fetten Triften zu ihren Lagerplätzen. Als wäre es in Feindeslande, ſchrieben ſie Brandſchatzungen darin aus, bezogen eigenmächtig die Landesgefälle, und nahmen, was gutwillig nicht gegeben wurde, mit Gewalt. Um ja die Katholiken über die wahren Triebfedern ihrer Ausrüſtung nicht in Zweifel zu laſſen, ließen ſie laut und deutlich genug hören, was für ein Schickſal den geiſtlichen Stiftern von ihnen bereitet ſey. So wenig hatten ſich Heinrich der Vierte und die deutſchen Prinzen in dieſem Operationsplane verſtanden; ſo ſehr hatte der vortreffliche König in ſeinen Werkzeugen ſich geirrt. Es bleibt eine ewige Wahrheit, daß eine Gewaltthätigkeit, wenn die Weisheit ſie gebietet, nie dem Gewaltthätigen darf aufgetragen werden; daß nur

demjenigen anvertraut werden darf, die Ordnung zu verletzen, dem ſie heilig iſt.

Das Betragen der Union, welches ſelbſt für mehrere evangeliſche Stände empörend war, und die Furcht einer noch ſchlimmern Begegnung bewirkte bei den Katholiken etwas mehr, als eine müßige Entrüſtung. Das tiefgefallene Anſehen des Kaiſers konnte ihnen gegen einen ſolchen Feind keinen Schutz gewähren. Ihr Bund war es, was die Unirten ſo gefürchtet und trotzig machte; einen Bund mußte man ihnen wieder entgegenſtellen.

Der Biſchof von Würzburg entwarf den Plan zu dieſer katholiſchen Union, die durch den Namen der Ligue von der evangeliſchen unterſchieden wurde. Die Punkte, worüber man überein kam, waren ungefähr dieſelben, welche die Union zum Grund legte, Biſchöfe ihre mehrſten Glieder; an die Spitze des Bundes ſtellte ſich der Herzog Maximilian von Bayern, aber als das einzige weltliche Bundesglied von Bedeutung, mit einer ungleich größern Gewalt, als die Unirten ihrem Vorſteher eingeräumt hatten. Außer dieſem Umſtande, daß der einzige Herzog von Bayern Herr der ganzen liguiſtiſchen Kriegsmacht war, wodurch die Operationen der Ligue eine Schnelligkeit und einen Nachdruck bekommen mußten, die bei der Union nicht ſo leicht möglich waren, hatte die Ligue noch den Vortheil, daß die Geldbeiträge von den reichen Prälaten weit richtiger einfloſſen, als bei der Union von den armen evangeliſchen Ständen. Ohne dem Kaiſer, als einem katholiſchen Reichsſtande, einen Antheil an ihrem Bunde anzubieten, ohne ihm, als Kaiſer, davon Rechenſchaft zu

geben, ſtand die Ligue auf einmal überraſchend und drohend da, mit hinlänglicher Kraft ausgerüſtet, um endlich die Union zu begraben und unter drei Kaiſern fortzudauern. Die Ligue ſtritt zwar für Oeſterreich, weil ſie gegen proteſtantiſche Fürſten gerichtet war; aber Oeſterreich ſelbſt mußte bald vor ihr zittern.

Unterdeſſen waren die Waffen der Unirten im Jülichiſchen und im Elſaß ziemlich glücklich geweſen; Jülich war eng eingeſchloſſen, und das ganze Bisthum Straßburg in ihrer Gewalt. Jetzt aber war es mit ihren glänzenden Verrichtungen auch am Ende. Kein franzöſiſches Heer erſchien am Rhein; denn der es anführen ſollte, der überhaupt die ganze Unternehmung beſeelen ſollte — Heinrich der Vierte war nicht mehr. Ihr Geld ging auf die Neige; neues zuzuſchießen weigerten ſich ihre Landſtände, und die mitunirten Reichsſtände hatten es ſehr übel aufgenommen, daß man immer nur ihr Geld, und nie ihren Rath verlangt hatte. Beſonders brachte es ſie auf, daß ſie ſich wegen der jülichiſchen Streitſache in Unkoſten geſetzt haben ſollten, die doch ausdrücklich von den Angelegenheiten der Union war ausgeſchloſſen worden; daß ſich die unirten Fürſten aus der gemeinen Kaſſe große Penſionen zulegten; und vor allen Dingen, daß ihnen über die Anwendung der Gelder keine Rechnung von den Fürſten abgelegt wurde.

Die Union neigte ſich alſo zu ihrem Falle, eben als die Ligue mit neuen und friſchen Kräften ſich ihr entgegenſtellte. Länger im Felde zu bleiben, erlaubte den Unirten der einreißende Geldmangel nicht; und doch war es gefährlich, im Angeſicht eines ſtreitfertigen Feindes

die Waffen wegzulegen. Um ſich von Einer Seite wenigſtens ſicher zu ſtellen, verglich man ſich ſchnell mit dem ältern Feinde, dem Erzherzoge Leopold, und beide Theile kamen überein, ihre Truppen aus dem Elſaß zu führen, die Gefangenen loszugeben, und das Geſchehene in Vergeſſenheit zu begraben. In ein ſolches Nichts zerrann dieſe vielverſprechende Rüſtung.

Eben die gebieteriſche Sprache, womit ſich die Union, im Vertrauen auf ihre Kräfte, dem katholiſchen Deutſchlande angekündigt hatte, wurde jetzt von der Ligue gegen die Union und ihre Truppen geführt. Man zeigte ihnen die Fußſtapfen ihres Zugs, und brandmarkte ſie rund heraus mit den härteſten Namen, die ſie verdienten. Die Stifter von Würzburg, Bamberg, Straßburg, Mainz, Trier, Köln und viele andere hatten ihre verwüſtende Gegenwart empfunden. Allen dieſen ſollte der zugefügte Schaden vergütet, der Paß zu Waſſer und zu Lande (denn auch der rheiniſchen Schifffahrt hatten ſie ſich bemächtigt) wieder freigegeben, Alles in ſeinen vorigen Stand geſtellt werden. Vor Allem aber verlangte man von den Unionsverwandten eine runde und feſte Erklärung, weſſen man ſich zu verſehen habe? Die Reihe war jetzt an den Unirten, der Stärke nachzugeben. Auf einen ſo wohlgerüſteten Feind waren ſie nicht gefaßt; aber ſie ſelbſt hatten den Katholiſchen das Geheimniß ihrer Stärke verrathen. Zwar beleidigte es ihren Stolz, um den Frieden zu betteln; aber ſie durften ſich glücklich preiſen, ihn zu erhalten. Der eine Theil verſprach Erſatz, der andere Vergebung. Man legte die Waffen nieder. Das Kriegsgewitter verzog

ſich noch Einmal, und eine augenblickliche Stille erfolgte. Der Aufſtand in Böhmen brach jetzt aus, der dem Kaiſer das letzte ſeiner Erbländer koſtete; aber weder die Union noch die Ligue miſchten ſich in dieſen böhmiſchen Streit.

Endlich ſtarb der Kaiſer (1612), eben ſo wenig vermißt im Sarge, als wahrgenommen auf dem Throne. Lange nachdem das Elend der folgenden Regierung das Elend der ſeinigen vergeſſen gemacht hatte, zog ſich eine Glorie um ſein Andenken, und eine ſo ſchreckliche Nacht legte ſich jetzt über Deutſchland, daß man einen ſolchen Kaiſer mit blutigen Thränen ſich zurückwünſchte.

Nie hatte man von Rudolph erhalten können, ſeinen Nachfolger im Reiche wählen zu laſſen, und Alles erwartete daher mit bangen Sorgen die nahe Erledigung des Kaiſerthrons; doch über alle Hoffnung ſchnell und ruhig beſtieg ihn Matthias. Die Katholiken gaben ihm ihre Stimmen, weil ſie von der friſchen Thätigkeit dieſes Fürſten das Beſte hofften; die Proteſtanten gaben ihm die ihrigen, weil ſie Alles von ſeiner Hinfälligkeit hofften. Es iſt nicht ſchwer, dieſen Widerſpruch zu vereinigen. Jene verließen ſich auf das, was er gezeigt hatte; dieſe urtheilten nach dem, was er zeigte.

Der Augenblick einer neuen Thronbeſetzung iſt immer ein wichtiger Ziehungstag für die Hoffnung, der erſte Reichstag eines Königs in Wahlreichen gewöhnlich ſeine härteſte Prüfung. Jede alte Beſchwerde kommt da zur Sprache, und neue werden aufgeſucht, um ſie der gehofften Reform mit theilhaftig zu machen; eine ganz

neue Schöpfung ſoll mit dem neuen Könige beginnen. Die großen Dienſte, welche ihre Glaubensbrüder in Oeſterreich dem Matthias bei ſeinem Aufruhr geleiſtet, lebten bei den proteſtantiſchen Reichsſtänden noch in friſcher Erinnerung, und beſonders ſchien die Art, wie ſich jene für dieſe Dienſte bezahlt gemacht hatten, auch ihnen jetzt zum Muſter zu dienen.

Durch Begünſtigung der proteſtantiſchen Stände in Oeſterreich und Mähren hatte Matthias den Weg zu ſeines Bruders Thronen geſucht und auch wirklich gefunden; aber, von ſeinen ehrgeizigen Entwürfen hingeriſſen, hatte er nicht bedacht, daß auch den Ständen dadurch der Weg war geöffnet worden, ihrem Herrn Geſetze vorzuſchreiben. Dieſe Entdeckung riß ihn frühzeitig aus der Trunkenheit ſeines Glücks. Kaum zeigte er ſich triumphirend nach dem böhmiſchen Zuge ſeinen öſterreichiſchen Unterthanen wieder, ſo wartete ſchon ein gehorſamſtes Anbringen auf ihn, welches hinreichend war, ihm ſeinen ganzen Triumph zu verleiden. Man forderte, ehe zur Huldigung geſchritten würde, eine uneingeſchränkte Religionsfreiheit in Städten und Märkten, eine vollkommene Gleichheit aller Rechte zwiſchen Katholiken und Proteſtanten, und einen völlig gleichen Zutritt der Letztern zu allen Bedienungen. An mehreren Orten nahm man ſich dieſe Freiheit von ſelbſt, und ſtellte, voll Zuverſicht auf die veränderte Regierung, den evangeliſchen Gottesdienſt eigenmächtig wieder her, wo ihn der Kaiſer aufgehoben hatte. Matthias hatte zwar nicht verſchmäht, die Beſchwerden der Proteſtanten gegen den Kaiſer zu benutzen; aber es konnte ihm nie

eingefallen ſeyn, ſie zu heben. Durch einen feſten und entſchloſſenen Ton hoffte er dieſe Anmaßungen gleich am Anfange niederzuſchlagen. Er ſprach von ſeinen erblichen Anſprüchen auf das Land, und wollte von keinen Bedingungen vor der Huldigung hören. Eine ſolche unbedingte Huldigung hatten ihre Nachbarn, die Stände von Steiermark, dem Erzherzoge Ferdinand geleiſtet; aber ſie hatten bald Urſache gehabt, es zu bereuen. Von dieſem Beiſpiele gewarnt, beharrten die öſterreichiſchen Stände auf ihrer Weigerung; ja, um nicht gewaltſam zur Huldigung gezwungen zu werden, verließen ſie ſogar die Hauptſtadt, boten ihre katholiſchen Mitſtände zu einer ähnlichen Widerſetzung auf, und fingen an, Truppen zu werben. Sie thaten Schritte, ihr altes Bündniß mit den Ungarn zu erneuern, ſie zogen die proteſtantiſchen Reichsfürſten in ihr Intereſſe, und ſchickten ſich in vollem Ernſte an, ihr Geſuch mit den Waffen durchzuſetzen.

Matthias hatte keinen Anſtand genommen, die weit höheren Forderungen der Ungarn zu bewilligen. Aber Ungarn war ein Wahlreich, und die republikaniſche Verfaſſung dieſes Landes rechtfertigte die Forderungen der Stände vor ihm ſelbſt, und ſeine Nachgiebigkeit gegen die Stände vor der ganzen katholiſchen Welt. In Oeſterreich hingegen hatten ſeine Vorgänger weit größere Souverainetätsrechte ausgeübt, die er, ohne ſich vor dem ganzen katholiſchen Europa zu beſchimpfen, ohne den Unwillen Spaniens und Roms, ohne die Verachtung ſeiner eigenen katholiſchen Unterthanen auf ſich zu laden, nicht an die Stände verlieren konnte.

Seine ſtreng katholiſchen Räthe, unter denen der Biſchof von Wien, Melchior Kieſel, ihn am meiſten beherrſchte, munterten ihn auf, eher alle Kirchen gewaltſam von den Proteſtanten ſich entreißen zu laſſen, als ihnen eine einzige rechtlich einzuräumen.

Aber unglücklicher Weiſe betraf ihn dieſe Verlegenheit in einer Zeit, wo Kaiſer Rudolph noch lebte und ein Zuſchauer dieſes Auftritts war — wo dieſer alſo leicht verſucht werden konnte, ſich der nämlichen Waffen gegen ſeinen Bruder zu bedienen, womit dieſer über ihn geſiegt hatte — eines Verſtändniſſes nämlich mit ſeinen aufrühreriſchen Unterthanen. Dieſem Streiche zu entgehen, nahm Matthias den Antrag der mähriſchen Landſtände bereitwillig an, welche ſich zwiſchen den öſterreichiſchen und ihm zu Mittlern anboten. Ein Ausſchuß von beiden verſammelte ſich in Wien, wo von den öſterreichiſchen Deputirten eine Sprache gehört wurde, die ſelbſt im Londner Parlament überraſcht haben würde. „Die Proteſtanten, hieß es am Schluſſe, wollten nicht ſchlechter geachtet ſeyn, als die Handvoll Katholiken in ihrem Vaterlande. Durch ſeinen proteſtantiſchen Adel habe Matthias den Kaiſer zum Nachgeben gezwungen; wo man achtzig Papiſten fände, würde man dreihundert evangeliſche Barone zählen. Das Beiſpiel Rudolphs ſollte dem Matthias eine Warnung ſeyn. Er möge ſich hüten, daß er das Irdiſche nicht verliere, um Eroberungen für den Himmel zu machen.“ Da die mähriſchen Stände, anſtatt ihr Mittleramt zum Vortheil des Kaiſers zu erfüllen, endlich ſelbſt zur Partei ihrer öſterreichiſchen

Glaubensbrüder übertraten, da die Union in Deutſchland ſich auf's Nachdrücklichſte für dieſe in's Mittel ſchlug, und die Furcht vor Repreſſalien des Kaiſers den Matthias in die Enge trieb, ſo ließ er ſich endlich die gewünſchte Erklärung zum Vortheil der Evangeliſchen entreißen.

Dieſes Betragen der öſterreichiſchen Landſtände gegen ihren Erzherzog nahmen ſich nun die proteſtantiſchen Reichsſtände in Deutſchland zum Muſter gegen ihren Kaiſer, und ſie verſprachen ſich denſelben glücklichen Erfolg. Auf ſeinem erſten Reichstage zu Regensburg (1613), wo die dringendſten Angelegenheiten auf Entſcheidung warteten, wo ein Krieg gegen die Türken und gegen den Fürſten Bethlen Gabor von Siebenbürgen, der ſich unterdeſſen mit türkiſchem Beiſtand zum Herrn dieſes Landes aufgeworfen hatte und ſogar Ungarn bedrohte, einen allgemeinen Geldbeitrag nothwendig machte, überraſchten ſie mit einer ganz neuen Forderung. Die katholiſchen Stimmen waren noch immer die zahlreichern im Fürſtenrath; und weil Alles nach der Stimmenmehrheit entſchieden wurde, ſo pflegten die Evangeliſchen, auch wenn ſie noch ſo ſehr unter ſich einig waren, gewöhnlich in keine Betrachtung zu kommen. Dieſes Vortheils der Stimmenmehrheit ſollten ſich nun die Katholiſchen begeben, und keiner einzelnen Religionspartei ſollte es künftig erlaubt ſeyn, die Stimmen der andern durch ihre unwandelbare Mehrheit nach ſich zu ziehen. Und in Wahrheit, wenn die evangeliſche Religion auf dem Reichstage repräſentirt werden ſollte, ſo ſchien es ſich von ſelbſt zu verſtehen, daß ihr durch die Verfaſſung des Reichstags ſelbſt

nicht die Möglichkeit abgeſchnitten würde, von dieſem Rechte Gebrauch zu machen. Beſchwerden über die angemaßte Gerichtsbarkeit des Reichshofraths und über Unterdrückung der Proteſtanten begleiteten dieſe Forderung, und die Bevollmächtigten der Stände hatten Befehl, ſo lange von allen gemeinſchaftlichen Berathſchlagungen wegzubleiben, bis eine günſtige Antwort auf dieſen vorläufigen Punkt erfolgte.

Dieſe gefährliche Trennung zerriß den Reichstag, und drohte auf immer alle Einheit der Berathſchlagungen zu zerſtören. So aufrichtig der Kaiſer gewünſcht hatte, nach dem Beiſpiele Maximilians, ſeines Vaters, zwiſchen beiden Religionen eine ſtaatskluge Mitte zu halten, ſo ließ ihm das jetzige Betragen der Proteſtanten nur eine bedenkliche Wahl zwiſchen beiden. Zu ſeinen dringenden Bedürfniſſen war ihm ein allgemeiner Beitrag der Reichsſtände unentbehrlich; und doch konnte er ſich die eine Partei nicht verpflichten, ohne die Hülfe der andern zu verſcherzen. Da er in ſeinen eigenen Erblanden ſo wenig befeſtigt war, ſo mußte er ſchon vor dem entfernten Gedanken zittern, mit den Proteſtanten in einen öffentlichen Krieg zu gerathen. Aber die Augen der ganzen katholiſchen Welt, die auf ſeine jetzige Entſchließung geheftet waren, die Vorſtellungen der katholiſchen Stände, des römiſchen und ſpaniſchen Hofes, erlaubten ihm eben ſo wenig, die Proteſtanten zum Nachtheil der katholiſchen Religion zu begünſtigen.

Eine ſo mißliche Situation mußte einen größern Geiſt, als Matthias war, niederſchlagen, und ſchwerlich hätte er ſich mit eigener Klugheit daraus gezogen.

Der Vortheil der Katholiſchen war aber auf's Engſte mit dem Anſehen des Kaiſers verflochten; und ließen ſie dieſes ſinken, ſo hatten beſonders die geiſtlichen Fürſten gegen die Eingriffe der Proteſtanten keine Schutzwehre mehr. Jetzt alſo, wie ſie den Kaiſer unſchlüſſig wanken ſahen, glaubten ſie, daß die höchſte Zeit vorhanden ſey, ſeinen ſinkenden Muth zu ſtärken. Sie ließen ihn einen Blick in das Geheimniß der Ligue thun, und zeigten ihm die ganze Verfaſſung derſelben, ihre Hülfsmittel und Kräfte. So wenig tröſtlich dieſe Entdeckung für den Kaiſer ſeyn mochte, ſo ließ ihn doch die Ausſicht auf einen ſo mächtigen Schutz etwas mehr Muth gegen die Evangeliſchen faſſen. Ihre Forderungen wurden abgewieſen, und der Reichstag endigte ſich ohne Entſcheidung. Aber Matthias wurde das Opfer dieſes Streits. Die Proteſtanten verweigerten ihm ihre Geldhülfe, und ließen es ihn entgelten, daß die Katholiſchen unbeweglich geblieben waren.

Die Türken ſelbſt zeigten ſich indeſſen geneigt, den Waffenſtillſtand zu verlängern, und den Fürſten Bethlen Gabor ließ man im ruhigen Beſitz von Siebenbürgen. Vor auswärtiger Gefahr war das Reich jetzt gedeckt, und auch im Innern deſſelben herrſchte, bei allen noch ſo gefährlichen Spaltungen, dennoch Friede. Dem jülichiſchen Erbfolgeſtreit hatte ein ſehr unerwarteter Zufall eine überraſchende Wendung gegeben. Noch immer wurde dieſes Herzogthum von dem Churhauſe Brandenburg und dem Pfalzgrafen von Neuburg in Gemeinſchaft beſeſſen; eine Heirath zwiſchen dem Prinzen von Neuburg und einer brandenburgiſchen Prinzeſſin ſollte

das Intereſſe beider Häuſer unzertrennlich verknüpfen. Dieſen ganzen Plan zerſtörte eine — Ohrfeige, welche der Churfürſt von Brandenburg das Unglück hatte, ſeinem Eidam im Weinrauſch zu geben. Von jetzt an war das gute Vernehmen zwiſchen beiden Häuſern dahin. Der Prinz von Neuburg trat zu dem Papſtthum über. Eine Prinzeſſin von Bayern belohnte ihn für dieſe Apoſtaſie, und der mächtige Schutz Bayerns und Spaniens war die natürliche Folge von Beidem. Um dem Pfalzgrafen zum ausſchließenden Beſitz der jülichiſchen Lande zu verhelfen, wurden die ſpaniſchen Waffen von den Niederlanden auch in das Herzogthum gezogen. Um ſich dieſer Gäſte zu entladen, rief der Churfürſt von Brandenburg die Holländer in das Land, denen er durch Annahme der reformirten Religion zu gefallen ſuchte. Beide, die ſpaniſchen und holländiſchen Truppen, erſchienen; aber, wie es ſchien, bloß um für ſich ſelbſt zu erobern.

Der nahe niederländiſche Krieg ſchien ſich nun auf deutſchen Boden ſpielen zu wollen, und welch ein unerſchöpflicher Zunder lag hier für ihn bereit! Mit Schrecken ſah das proteſtantiſche Deutſchland die Spanier an dem Unterrhein feſten Fuß gewinnen — mit noch größerem das katholiſche die Holländer über die Reichsgrenzen herein brechen. Im Weſten ſollte ſich die Mine entzünden, welche längſt ſchon das ganze Deutſchland unterhöhlte — nach den weſtlichen Gegenden waren Furcht und Erwartung hingeneigt — und aus Oſten kam der Schlag, der ſie in Flammen ſetzte.

Die Ruhe, welche der Majeſtätsbrief **Rudolphs des Zweiten** Böhmen gegeben hatte, dauerte auch unter **Matthias** Regierung noch eine Zeitlang fort, bis in der Perſon **Ferdinands von Grätz** ein neuer Thronfolger in dieſem Königreich ernannt wurde.

Dieſer Prinz, den man in der Folge unter dem Namen Kaiſer **Ferdinand der Zweite** näher kennen lernen wird, hatte ſich durch gewaltſame Ausrottung der proteſtantiſchen Religion in ſeinen Erbländern als einen unerbittlichen Eiferer für das Papſtthum angekündigt, und wurde deßwegen von dem katholiſchen Theile der böhmiſchen Nation als die künftige Stütze dieſer Kirche betrachtet. Die hinfällige Geſundheit des Kaiſers rückte dieſen Zeitpunkt nahe herbei, und im Vertrauen auf einen ſo mächtigen Beſchützer, fingen die böhmiſchen Papiſten an, den Proteſtanten mit weniger Schonung zu begegnen. Die evangeliſchen Unterthanen katholiſcher Gutsherren beſonders erfuhren die härteſte Behandlung. Zugleich begingen mehrere von den Katholiken die Unvorſichtigkeit, etwas laut von ihren Hoffnungen zu reden, und durch hingeworfene Drohworte bei den Proteſtanten ein ſchlimmes Mißtrauen gegen ihren künftigen Herrn zu erwecken. Aber nie würde dieſes Mißtrauen in Thätlichkeiten ausgebrochen ſeyn, wenn man nur im Allgemeinen geblieben wäre, und nicht durch beſondere Angriffe auf einzelne Glieder dem Murren des Volks unternehmende Anführer gegeben hätte.

Heinrich Matthias, Graf von Thurn, kein geborner Böhme, aber Beſitzer einiger Güter in dieſem

Königreiche, hatte ſich durch Eifer für die proteſtantiſche Religion, und durch eine ſchwärmeriſche Anhänglichkeit an ſein neues Vaterland, des ganzen Vertrauens der Utraquiſten bemächtigt, welches ihm den Weg zu den wichtigſten Poſten bahnte. Seinen Degen hatte er gegen die Türken mit vielem Ruhme geführt; durch ein einſchmeichelndes Betragen gewann er ſich die Herzen der Menge. Ein heißer, ungeſtümer Kopf, der die Verwirrung liebte, weil ſeine Talente darin glänzten; unbeſonnen und tolldreiſt genug, Dinge zu unternehmen, die eine kalte Klugheit und ein ruhigeres Blut nicht wagen; ungewiſſenhaft genug, wenn es die Befriedigung ſeiner Leidenſchaften galt, mit dem Schickſale von Tauſenden zu ſpielen, und eben fein genug, eine Nation, wie damals die böhmiſche war, an ſeinem Gängelbande zu führen. Schon an den Unruhen unter Rudolphs Regierung hatte er den thätigſten Antheil genommen, und der Majeſtätsbrief, den die Stände von dieſem Kaiſer erpreßten, war vorzüglich ſein Verdienſt. Der Hof hatte ihm, als Burggrafen von Carlſtein, die böhmiſche Krone und die Freiheitsbriefe des Königreichs zur Verwahrung anvertraut; aber etwas weit Wichtigeres — ſich ſelbſt — hatte ihm die Nation mit der Stelle eines Defenſors oder Glaubensbeſchützers übergeben. Die Ariſtokraten, welche den Kaiſer beherrſchten, entriſſen ihm unklug die Aufſicht über das Todte, um ihm den Einfluß auf das Lebendige zu laſſen. Sie nahmen ihm die Burggrafenſtelle, die ihn von der Hofgunſt abhängig machte, um ihm die Augen über die Wichtigkeit der andern zu öffnen,

die ihm übrig blieb, und kränkten ſeine Eitelkeit, die doch ſeinen Ehrgeiz unſchädlich machte. Von dieſer Zeit an beherrſchte ihn die Begierde nach Rache, und die Gelegenheit fehlte nicht lange, ſie zu befriedigen.

Im Majeſtätsbriefe, welchen die Böhmen von Rudolph dem Zweiten erpreßt hatten, war eben ſo, wie in dem Religionsfrieden der Deutſchen, ein Hauptartikel unausgemacht geblieben. Alle Rechte, welche der Letztere den Proteſtanten bewilligte, kamen nur den Ständen, nicht den Unterthanen zu gute; bloß für die Unterthanen geiſtlicher Länder hatte man eine ſchwankende Gewiſſensfreiheit ausbedungen. Auch der böhmiſche Majeſtätsbrief ſprach nur von den Ständen und von den königlichen Städten, deren Magiſtrate ſich gleiche Rechte mit den Ständen zu erringen gewußt hatten. Dieſen allein wurde die Freiheit eingeräumt, Kirchen und Schulen zu errichten, und ihren proteſtantiſchen Gottesdienſt öffentlich auszuüben; in allen übrigen Städten blieb es dem Landſtande überlaſſen, dem ſie angehörten, welche Religionsfreiheit er den Unterthanen vergönnen wollte. Dieſes Rechts hatten ſich die deutſchen Reichsſtände in ſeinem ganzen Umfange bedient, und zwar die weltlichen ohne Widerſpruch; die geiſtlichen, denen eine Erklärung Kaiſer Ferdinands daſſelbe ſtreitig machte, hatten nicht ohne Grund die Verbindlichkeit dieſer Erklärung beſtritten. Was im Religionsfrieden ein beſtrittener Punkt war, war ein unbeſtimmter im Majeſtätsbriefe; dort war die Auslegung nicht zweifelhaft, aber es war zweifelhaft, ob man zu gehorchen hätte; hier war die Deutung den

Ständen überlaſſen. Die Unterthanen geiſtlicher Landſtände in Böhmen glaubten daher eben das Recht zu beſitzen, das die Ferdinandiſche Erklärung den Unterthanen deutſcher Biſchöfe einräumte; ſie achteten ſich den Unterthanen in den königlichen Städten gleich, weil ſie die geiſtlichen Güter unter die Krongüter zählten. In der kleinen Stadt Kloſtergrab, die dem Erzbiſchof zu Prag, und in Braunau, welches dem Abt dieſes Kloſters angehörte, wurden von den proteſtantiſchen Unterthanen eigenmächtig Kirchen aufgeführt und, ungeachtet des Widerſpruchs ihrer Gutsherren und ſelbſt der Mißbilligung des Kaiſers, der Bau derſelben vollendet.

Unterdeſſen hatte ſich die Wachſamkeit der Defenſoren in etwas gemindert, und der Hof glaubte, einen ernſtlichen Schritt wagen zu können. Auf Befehl des Kaiſers wurde die Kirche zu Kloſtergrab niedergeriſſen, die zu Braunau gewaltſam geſperrt, und die unruhigſten Köpfe unter den Bürgern in's Gefängniß geworfen. Eine allgemeine Bewegung unter den Proteſtanten war die Folge dieſes Schrittes; man ſchrie über Verletzung des Majeſtätsbriefes, und der Graf von Thurn, von Rachgier beſeelt und durch ſein Defenſoramt noch mehr aufgefordert, zeigte ſich beſonders geſchäftig, die Gemüther zu erhitzen. Aus allen Kreiſen des Königreichs wurden auf ſeinen Antrieb Deputirte nach Prag gerufen, um, dieſer gemeinſchaftlichen Gefahr wegen, die nöthigen Maßregeln zu nehmen. Man kam überein, eine Supplik an den Kaiſer aufzuſetzen, und auf Loslaſſung der Gefangenen zu dringen. Die Antwort des Kaiſers, ſchon darum von den Ständen

ſehr übel aufgenommen, weil ſie nicht an ſie ſelbſt, ſondern an ſeine Statthalter gerichtet war, verwies ihnen ihr Betragen als geſetzwidrig und rebelliſch, recht=fertigte den Vorgang in Kloſtergrab und Braunau durch einen kaiſerlichen Befehl, und enthielt einige Stellen, welche drohend gedeutet werden konnten.

Der Graf von Thurn unterließ nicht, den ſchlim=men Eindruck zu vermehren, den dieſes kaiſerliche Schreiben unter den verſammelten Ständen machte. Er zeigte ihnen die Gefahr, worin alle Theilnehmer an dieſer Bittſchrift ſchwebten, und wußte ſie durch Erbitterung und Furcht zu gewaltſamen Entſchließungen hinzureißen. Sie unmittelbar gegen den Kaiſer zu empö=ren, wäre jetzt noch ein zu gewagter Schritt geweſen. Nur von Stufe zu Stufe führte er ſie an dieſes un=vermeidliche Ziel. Er fand daher für gut, ihren Un=willen zuerſt auf die Räthe des Kaiſers abzuleiten, und verbreitete zu dem Ende die Meinung, daß das kaiſer=liche Schreiben in der Statthalterei zu Prag aufgeſetzt und nur zu Wien unterſchrieben worden ſey. Unter den kaiſerlichen Statthaltern waren der Kammerpräſident Slawata und der an Thurns Statt zum Burggrafen von Carlſtein erwählte Freiherr von Martinitz das Ziel des allgemeinen Haſſes. Beide hatten den prote=ſtantiſchen Ständen ſchon ehedem ihre feindſeligen Ge=ſinnungen dadurch ziemlich laut an den Tag gelegt, daß ſie allein ſich geweigert hatten, der Sitzung beizu=wohnen, in welcher der Majeſtätsbrief in das böhmiſche Landrecht eingetragen ward. Schon damals drohte man ihnen, ſie für jede künftige Verletzung des

Majeſtätsbriefes verantwortlich zu machen, und was von dieſer Zeit an den Proteſtanten Schlimmes widerfuhr, wurde, und zwar nicht ohne Grund, auf ihre Rechnung geſchrieben. Unter allen katholiſchen Gutsbeſitzern waren dieſe beiden gegen ihre proteſtantiſchen Unterthanen am härteſten verfahren. Man beſchuldigte ſie, daß ſie dieſe mit Hunden in die Meſſe hetzen ließen, und durch Verſagung der Taufe, der Heirathen und Begräbniſſe zum Papſtthum zu zwingen ſuchten. Gegen zwei ſo verhaßte Häupter war der Zorn der Nation leicht entflammt, und man beſtimmte ſie dem allgemeinen Unwillen zum Opfer.

Am **23.** Mai **1618** erſchienen die Deputirten bewaffnet und in zahlreicher Begleitung auf dem königlichen Schloß, und drangen mit Ungeſtüm in den Saal, wo die Statthalter Sternberg, Martinitz, Lobkowitz und Slawata verſammelt waren. Mit drohendem Tone verlangten ſie eine Erklärung von jedem Einzelnen, ob er an dem kaiſerlichen Schreiben einen Antheil gehabt und ſeine Stimme dazu gegeben? Mit Mäßigung empfing ſie Sternberg; Martinitz und Slawata antworteten trotzig. Dieſes beſtimmte ihr Geſchick. Sternberg und Lobkowitz, weniger gehaßt und mehr gefürchtet, wurden beim Arme aus dem Zimmer geführt, und nun ergriff man Slawata und Martinitz, ſchleppte ſie an ein Fenſter und ſtürzte ſie achtzig Fuß tief in den Schloßgraben hinunter. Den Sekretär Fabricius, eine Kreatur von Beiden, ſchickte man ihnen nach. Ueber eine ſo ſeltſame Art, zu exequiren, verwunderte ſich die ganze geſittete Welt,

wie billig; die Böhmen entſchuldigten ſie als einen landüblichen Gebrauch, und fanden an dieſem ganzen Vorfalle nichts wunderbar, als daß man von einem ſo hohen Sprunge ſo geſund wieder aufſtehen konnte. Ein Miſthaufen, auf den die kaiſerliche Statthalterſchaft zu liegen kam, hatte ſie vor Beſchädigung gerettet.

Es war nicht zu erwarten, daß man ſich durch dieſe raſche Execution in der Gnade des Kaiſers ſehr verbeſſert haben würde; aber eben dahin hatte der Graf von **Thurn** die Stände gewollt. Hatten ſich dieſe, aus Furcht vor einer noch ungewiſſen Gefahr, eine ſolche Gewaltthätigkeit erlaubt, ſo mußte jetzt die gewiſſe Erwartung der Strafe und das dringender gewordene Bedürfniß der Sicherheit ſie noch tiefer hineinreißen. Durch dieſe brutale Handlung der Selbſthülfe war der Unentſchloſſenheit und Reue jeder Rückweg verſperrt, und ein einzelnes Verbrechen ſchien nur durch eine Kette von Gewaltthaten ausgeſöhnt werden zu können. Da die That ſelbſt nicht ungeſchehen zu machen war, ſo mußte man die ſtrafende Macht entwaffnen. Dreißig Direktoren wurden ernannt, den Aufſtand geſetzmäßig fortzuführen. Man bemächtigte ſich aller Regierungsgeſchäfte und aller königlichen Gefälle, nahm alle königlichen Beamten und Soldaten in Pflichten, und ließ ein Aufgebot an die ganze böhmiſche Nation ergehen, ſich der gemeinſchaftlichen Sache anzunehmen. Die Jeſuiten, welche der allgemeine Haß als die Urheber aller bisherigen Unterdrückungen anklagte, wurden aus dem ganzen Königreiche verbannt, und die Stände fanden für nöthig, ſich dieſes harten Schluſſes wegen

in einem eigenen Manifeſt zu verantworten. Alle dieſe Schritte geſchahen zur Aufrechthaltung der königlichen Macht und der Geſetze — die Sprache aller Rebellen, bis ſich das Glück für ſie entſchieden hat.

Die Bewegungen, welche die Zeitung des böhmiſchen Aufſtandes am kaiſerlichen Hofe verurſachte, waren bei weitem nicht ſo lebhaft, als eine ſolche Aufforderung es verdient hätte. Kaiſer Matthias war der entſchloſſene Geiſt nicht mehr, der ehedem ſeinen König und Herrn mitten im Schooße ſeines Volks aufſuchen und von drei Thronen herunter ſtürzen konnte. Der zuverſichtliche Muth, der ihn bei einer Uſurpation beſeelt hatte, verließ ihn bei einer rechtmäßigen Vertheidigung. Die böhmiſchen Rebellen hatten ſich zuerſt bewaffnet, und die Natur der Dinge brachte es mit ſich, daß er folgte. Aber er konnte nicht hoffen, den Krieg in Böhmen einzuſchließen. In allen Ländern ſeiner Herrſchaft hingen die Proteſtanten durch eine gefährliche Sympathie zuſammen — die gemeinſchaftliche Religionsgefahr konnte alle mit einander ſchnell zu einer furchtbaren Republik verknüpfen. Was hatte er einem ſolchen Feinde entgegen zu ſetzen, wenn der proteſtantiſche Theil ſeiner Unterthanen ſich von ihm trennte? Und erſchöpften ſich nicht beide Theile in einem ſo verderblichen Bürgerkriege? Was war nicht Alles auf dem Spiele, wenn er unterlag, und wen anders als ſeine eigenen Unterthanen hatte er zu Grunde gerichtet, wenn er ſiegte?

Ueberlegungen dieſer Art ſtimmten den Kaiſer und ſeine Räthe zur Nachgiebigkeit und zu Gedanken des Friedens; aber eben in dieſer Nachgiebigkeit wollten

Andere die Urſache des Uebels gefunden haben. Erzherzog Ferdinand von Grätz wünſchte dem Kaiſer vielmehr zu einer Begebenheit Glück, die jede Gewaltthat gegen die böhmiſchen Proteſtanten vor ganz Europa rechtfertigen würde. „Der Ungehorſam, hieß es, die Geſetzloſigkeit und der Aufruhr ſeyen immer Hand in Hand mit dem Proteſtantismus gegangen. Alle Freiheiten, welche von ihm ſelbſt und dem vorigen Kaiſer den Ständen bewilligt worden, hätten keine andere Wirkung gehabt, als ihre Forderungen zu vermehren. Gegen die landesherrliche Gewalt ſeyen alle Schritte der Ketzer gerichtet; ſtufenweiſe ſeyen ſie von Trotz zu Trotz bis zu dieſem letzten Angriffe hinauf geſtiegen; in Kurzem würden ſie auch an die noch einzig übrige Perſon des Kaiſers greifen. In den Waffen allein ſey Hülfe gegen einen ſolchen Feind — Ruhe und Unterwerfung nur über den Trümmern ihrer gefährlichen Privilegien — nur in dem völligen Untergange dieſer Sekte Sicherheit für den katholiſchen Glauben. Ungewiß zwar ſey der Ausgangs des Krieges, aber gewiß das Verderben bei Unterlaſſung deſſelben. Die eingezogenen Güter der Rebellen würden die Unkoſten reichlich erſtatten, und der Schrecken der Hinrichtungen den übrigen Landſtänden künftig einen ſchnellen Gehorſam lehren.“ — War es den böhmiſchen Proteſtanten zu verdenken, wenn ſie ſich gegen die Wirkungen ſolcher Grundſätze in Zeiten verwahrten? — Und auch nur gegen den Thronfolger des Kaiſers, nicht gegen ihn ſelbſt, der nichts gethan hatte, die Beſorgniſſe der Proteſtanten zu rechtfertigen, war der böhmiſche Aufſtand

gerichtet. Jenem den Weg zu dem böhmiſchen Throne zu verſchließen, ergriff man die Waffen ſchon unter Matthias; doch ſo lange dieſer Kaiſer lebte, wollte man ſich in den Schranken einer ſcheinbaren Unterwürfigkeit halten.

Aber die Böhmen hatten zu den Waffen gegriffen, und unbewaffnet durfte ihnen der Kaiſer nicht einmal den Frieden anbieten. Spanien ſchoß Geld zur Rüſtung her, und verſprach Truppen von Italien und den Niederlanden aus zu ſchicken. Zum Generaliſſimus ernannte man den Grafen von Boucquoi, einen Niederländer, weil keinem Eingebornen zu trauen war, und Graf Dampierre, ein anderer Ausländer, commandirte unter ſeinen Befehlen. Ehe ſich dieſe Armee in Bewegung ſetzte, verſuchte der Kaiſer den Weg der Güte durch ein vorausgeſchicktes Manifeſt. In dieſem erklärte er den Böhmen: „daß der Majeſtätsbrief ihm heilig ſey, daß er nie etwas gegen ihre Religion oder ihre Privilegien beſchloſſen, daß ſelbſt ſeine jetzige Rüſtung ihm durch die ihrige ſey abgedrungen worden. Sobald die Nation die Waffen von ſich lege, würde auch Er ſein Heer verabſchieden.“ Aber dieſer gnädige Brief verfehlte ſeine Wirkung — weil die Häupter des Aufruhrs für rathſam fanden, den guten Willen des Kaiſers dem Volke zu verbergen. Anſtatt deſſelben verbreiteten ſie auf den Kanzeln und in fliegenden Blättern die giftigſten Gerüchte, und ließen das hintergangene Volk vor Bartholomäusnächten zittern, die nirgends als in ihrem Kopfe exiſtirten. Ganz Böhmen, mit Ausnahme dreier Städte, Budweiß, Krummau und

Pilſen, nahm Theil an dem Aufruhr. Dieſe drei Städte, größtentheils katholiſch, hatten allein den Muth, bei dieſem allgemeinen Abfalle dem Kaiſer getreu zu bleiben, der ihnen Hülfe verſprach. Aber dem Grafen von Thurn konnte es nicht entgehen, wie gefährlich es wäre, drei Plätze von ſolcher Wichtigkeit in feindlichen Händen zu laſſen, die den kaiſerlichen Waffen zu jeder Zeit den Eingang in das Königreich offen hielten. Mit ſchneller Entſchloſſenheit erſchien er vor Budweiß und Krummau, und hoffte beide Plätze durch Schrecken zu überwältigen. Krummau ergab ſich ihm, aber von Budweiß wurden alle ſeine Angriffe ſtandhaft zurückgeſchlagen.

Und nun fing auch der Kaiſer an, etwas mehr Ernſt und Thätigkeit zu zeigen. Boucquoi und Dampierre fielen mit zwei Heeren in's böhmiſche Gebiet, und fingen an, es feindſelig zu behandeln. Aber die kaiſerlichen Generale fanden den Weg nach Prag ſchwerer, als ſie erwartet hatten. Jeder Paß, jeder nur irgend haltbare Ort mußte mit dem Degen geöffnet werden, und der Widerſtand mehrte ſich mit jedem neuen Schritte, den ſie machten, weil die Ausſchweifungen ihrer Truppen, meiſtens Ungarn und Wallonen, den Freund zum Abfalle und den Feind zur Verzweiflung brachten. Aber auch noch dann, als ſeine Truppen ſchon in Böhmen vordrangen, fuhr der Kaiſer fort, den Ständen den Frieden zu zeigen und zu einem gütlichen Vergleiche die Hände zu bieten. Neue Ausſichten, die ſich ihnen aufthaten, erhoben den Muth der Rebellen. Die Stände von Mähren ergriffen ihre Partei, und

aus Deutſchland erſchien ihnen in der Perſon des Grafen von Mannsfeld ein eben ſo unverhoffter als tapferer Beſchützer.

Die Häupter der evangeliſchen Union hatten den bisherigen Bewegungen in Böhmen ſchweigend, aber nicht müßig, zugeſehen. Beide kämpften für dieſelbe Sache, gegen denſelben Feind. In dem Schickſale der Böhmen ließen ſie ihre Bundesverwandten ihr eigenes Schickſal leſen, und die Sache dieſes Volks wurde von ihnen als die heiligſte Angelegenheit des deutſchen Bundes abgeſchildert. Dieſem Grundſatze getreu, ſtärkten ſie den Muth der Rebellen durch Beiſtandsverſprechungen, und ein glücklicher Zufall ſetzte ſie in den Stand, dieſelben unverhofft in Erfüllung zu bringen.

Graf Peter Ernſt von Mannsfeld, der Sohn eines verdienſtvollen öſterreichiſchen Dieners, Ernſt von Mannsfeld, der die ſpaniſche Armee in den Niederlanden eine Zeitlang mit vielem Ruhme befehligt hatte, wurde das Werkzeug, das öſterreichiſche Haus in Deutſchland zu demüthigen. Er ſelbſt hatte dem Dienſte dieſes Hauſes ſeine erſten Feldzüge gewidmet, und unter den Fahnen Erzherzog Leopolds, in Jülich und im Elſaß, gegen die proteſtantiſche Religion und die deutſche Freiheit gefochten. Aber unvermerkt für die Grundſätze dieſer Religion gewonnen, verließ er einen Chef, deſſen Eigennutz ihm die geforderte Entſchädigung für den in ſeinem Dienſte gemachten Aufwand verſagte, und widmete der evangeliſchen Union ſeinen Eifer und einen ſiegreichen Degen. Es fügte ſich eben, daß der Herzog von Savoyen, ein Alliirter der Union, in einem

Kriege gegen Spanien ihren Beiſtand verlangte. Sie überließ ihm ihre neue Eroberung, und Mannsfeld bekam den Auftrag, ein Heer von viertauſend Mann, zum Gebrauch und auf Koſten des Herzogs, in Deutſchland bereit zu halten. Dieſes Heer ſtand eben marſchfertig da, als das Kriegsfeuer in Böhmen aufloderte, und der Herzog, der gerade jetzt keiner Verſtärkung bedurfte, überließ es der Union zu freiem Gebrauche. Nichts konnte dieſer willkommener ſeyn, als ihren Bundesgenoſſen in Böhmen auf fremde Koſten zu dienen. Sogleich erhielt Graf Mannsfeld Befehl, dieſe viertauſend Mann in das Königreich zu führen, und eine vorgegebene böhmiſche Beſtallung mußte den Augen der Welt die wahren Urheber ſeiner Rüſtung verbergen.

Dieſer Mannsfeld zeigte ſich jetzt in Böhmen, und faßte durch Einnahme der feſten und kaiſerlich geſinnten Stadt Pilſen in dieſem Königreiche feſten Fuß. Der Muth der Rebellen wurde noch durch einen andern Succurs aufgerichtet, den die ſchleſiſchen Stände ihnen zu Hülfe ſchickten. Zwiſchen dieſen und den kaiſerlichen Truppen kam es nun zu wenig entſcheidenden, aber deſto verheerendern Gefechten, welche einem ernſtlicheren Kriege zum Vorſpiele dienten. Um die Lebhaftigkeit ſeiner Kriegsoperationen zu ſchwächen, unterhandelte man mit dem Kaiſer, und ließ ſich ſogar die angebotene ſächſiſche Vermittelung gefallen. Aber ehe der Ausgang beweiſen konnte, wie wenig aufrichtig man verfuhr, raffte der Tod den Kaiſer von der Scene.

Was hatte Matthias nun gethan, um die Erwartungen der Welt zu rechtfertigen, die er durch den Sturz

ſeines Vorgängers herausgefordert hatte? War es der Mühe werth, den Thron Rudolphs durch ein Verbrechen zu beſteigen, um ihn ſo ſchlecht zu beſitzen und mit ſo wenig Ruhm zu verlaſſen? So lange Matthias König war, büßte er für die Unklugheit, durch die er es geworden. Einige Jahre früher ſie zu tragen, hatte er die ganze Freiheit ſeiner Krone verſcherzt. Was ihm die vergrößerte Macht der Stände an Selbſtthätigkeit noch übrig ließ, hielten ſeine eignen Agnaten unter einem ſchimpflichen Zwange. Krank und kinderlos ſah er die Aufmerkſamkeit der Welt einem ſtolzen Erben entgegeneilen, der ungeduldig dem Schickſale vorgriff, und in des Greiſen abſterbender Regierung ſchon die ſeinige eröffnete.

Mit Matthias war die regierende Linie des deutſchen Hauſes Oeſterreich ſo gut als erloſchen; denn von allen Söhnen Maximilians lebte nur noch der einzige kinderloſe und ſchwächliche Erzherzog Albrecht in den Niederlanden, der aber ſeine nähern Rechte auf dieſe Erbſchaft an die Grätziſche Linie abgetreten hatte. Auch das ſpaniſche Haus hatte ſich in einem geheimen Reverſe aller ſeiner Anſprüche auf die öſterreichiſchen Beſitzungen zum Vortheile des Erzherzogs Ferdinand von Steyermark begeben, in welchem nunmehr der Habsburgiſche Stamm in Deutſchland friſche Zweige treiben, und die ehemalige Größe Oeſterreichs wieder aufleben ſollte.

Ferdinand hatte den jüngſten Bruder Kaiſer Maximilians des Zweiten, Erzherzog Karl von Krain, Kärnthen und Steyermark, zum Vater, zur Mutter

eine Prinzeſſin von Bayern. Da er den erſten ſchon im zwölften Jahre verlor, ſo übergab ihn die Erzherzogin der Aufſicht ihres Bruders, des Herzogs **Wilhelm von Bayern**, unter deſſen Augen er auf der Akademie zu Ingolſtadt durch Jeſuiten erzogen und unterrichtet wurde. Was für Grundſätze er aus dem Umgange eines Fürſten ſchöpfen mußte, der ſich Andachts wegen der Regierung entſchlagen, iſt nicht ſchwer zu begreifen. Man zeigte ihm auf der einen Seite die Nachſicht der Maximilianiſchen Prinzen gegen die Anhänger der neuen Lehre, und die Verwirrung in ihren Landen; auf der andern den Segen Bayerns und den unerbittlichen Religionseifer ſeiner Beherrſcher; zwiſchen dieſen beiden Muſtern ließ man ihn wählen.

In dieſer Schule zu einem mannhaften Streiter für Gott, zu einem rüſtigen Werkzeuge der Kirche zubereitet, verließ er Bayern nach einem fünfjährigen Aufenthalte, um die Regierung ſeiner Erbländer zu übernehmen. Die Stände von Krain, Kärnthen und Steyermark, welche vor Ablegung ihres Huldigungseides die Beſtätigung ihrer Religionsfreiheit forderten, erhielten zur Antwort, daß die Religionsfreiheit mit der Huldigung nichts zu thun habe. Der Eid wurde ohne Bedingung gefordert, und auch wirklich geleiſtet. Mehrere Jahre gingen hin, ehe die Unternehmung, wozu in Ingolſtadt der Entwurf gemacht worden, zur Ausführung reif ſchien. Ehe Ferdinand mit derſelben an's Licht trat, holte er erſt ſelbſt in Perſon zu Loretto die Gnade der Jungfrau Maria, und zu den Füßen **Clemens des Achten** in Rom den apoſtoliſchen Segen.

Es galt aber auch nichts Geringeres, als den Proteſtantismus aus einem Diſtrikte zu vertreiben, wo er die überlegene Anzahl auf ſeiner Seite hatte, und durch eine förmliche Duldungsakte, welche Ferdinands Vater dem Herren- und Ritterſtande dieſer Länder bewilligt hatte, geſetzmäßig geworden war. Eine ſo feierlich ausgeſtellte Bewilligung konnte ohne Gefahr nicht zurückgenommen werden; aber den frommen Zögling der Jeſuiten ſchreckte keine Schwierigkeit zurück. Das Beiſpiel der übrigen, ſowohl katholiſchen als proteſtantiſchen Reichsſtände, welche das Reformationsrecht in ihren Ländern ohne Widerſpruch ausgeübt, und die Mißbräuche, welche die ſteyeriſchen Stände von ihrer Religionsfreiheit gemacht hatten, mußten dieſer Gewaltthätigkeit zur Rechtfertigung dienen. Unter dem Schutze eines ungereimten poſitiven Geſetzes glaubte man ohne Scheu das Geſetz der Vernunft und Billigkeit verhöhnen zu dürfen. Bei dieſer ungerechten Unternehmung zeigte Ferdinand übrigens einen bewundernswürdigen Muth, eine lobenswerthe Standhaftigkeit. Ohne Geräuſch, und man darf hinzuſetzen, ohne Grauſamkeit, unterdrückte er den proteſtantiſchen Gottesdienſt in einer Stadt nach der andern, und in wenigen Jahren war dieſes gefahrvolle Werk zum Erſtaunen des ganzen Deutſchlands vollendet.

Aber indem die Katholiſchen den Helden und Ritter ihrer Kirche in ihm bewunderten, fingen die Proteſtanten an, ſich gegen ihn, als ihren gefährlichſten Feind, zu rüſten. Nichts deſto weniger fand das Geſuch des Matthias, ihm die Nachfolge zuzuwenden, in den Wahlſtaaten Oeſterreichs keinen oder nur einen ſehr geringen

Widerſpruch, und ſelbſt die Böhmen krönten ihn, unter ſehr annehmlichen Bedingungen, zu ihrem künftigen Könige. Später erſt, nachdem ſie den ſchlimmen Einfluß ſeiner Rathſchläge auf die Regierung des Kaiſers erfahren hatten, wachten ihre Beſorgniſſe auf; und verſchiedene handſchriftliche Aufſätze von ihm, die ein böſer Wille in ihre Hände ſpielte, und die ſeine Geſinnungen nur zu deutlich verriethen, trieben ihre Furcht auf's Höchſte. Beſonders entrüſtete ſie ein geheimer Familienvertrag mit Spanien, worin Ferdinand dieſer Krone, nach Abgang männlicher Erben, das Königreich Böhmen verſchrieben hatte, ohne die Nation erſt zu hören, ohne die Wahlfreiheit ihrer Krone zu achten. Die vielen Feinde, welche ſich dieſer Prinz durch ſeine Reformation in Steyermark unter den Proteſtanten überhaupt gemacht hatte, thaten ihm bei den Böhmen die ſchlimmſten Dienſte; und beſonders zeigten ſich einige dahin geflüchtete ſteyermärkiſche Emigranten, welche ein racherfülltes Herz in ihr neues Vaterland mitbrachten, geſchäftig, das Feuer der Empörung zu nähren. In ſo widriger Stimmung fand König Ferdinand die böhmiſche Nation, als Kaiſer Matthias ihm Platz machte.

Ein ſo ſchlimmes Verhältniß zwiſchen der Nation und dem Thronkandidaten würde auch bei der ruhigſten Thronfolge Stürme erweckt haben — wie vielmehr aber jetzt, im vollen Feuer des Aufruhrs, jetzt, da die Nation ihre Majeſtät zurückgenommen hatte, und in den Zuſtand des natürlichen Rechts zurückgetreten war, jetzt, da ſie die Waffen in Händen hatte, da durch

das Gefühl ihrer Einigkeit ein begeiſterndes Selbſtvertrauen in ihr erwacht, ihr Muth durch die glücklichſten Erfolge, durch fremde Beiſtandsverſprechungen und ſchwindlige Hoffnungen zur feſteſten Zuverſicht erhoben war. Uneingedenk des an Ferdinand bereits übertragenen Rechts, erklärten die Stände ihren Thron für erledigt, ihre Wahl für völlig ungebunden. Zu einer friedlichen Unterwerfung war kein Anſchein vorhanden, und wollte ſich Ferdinand im Beſitz der böhmiſchen Krone ſehen, ſo hatte er die Wahl, ſie entweder mit Allem dem zu erkaufen, was eine Krone wünſchenswerth macht, oder mit dem Schwerte in der Hand zu erobern.

Aber mit welchen Hülfsmitteln ſie erobern? Auf welches ſeiner Länder er ſeine Augen kehrte, ſtand Alles in hellen Flammen. Schleſien war in den böhmiſchen Aufſtand zugleich mit hineingeriſſen; Mähren war im Begriffe, dieſem Beiſpiele zu folgen. In Ober- und Unteröſterreich regte ſich, wie unter Rudolph, der Geiſt der Freiheit, und kein Landſtand wollte huldigen. Ungarn bedrohte der Fürſt Bethlen Gabor von Siebenbürgen mit einem Ueberfalle; eine geheimnißvolle Rüſtung der Türken erſchreckte alle öſtlich gelegenen Provinzen; damit das Bedrängniß vollkommen würde, ſo mußten auch, von dem allgemeinen Beiſpiele geweckt, die Proteſtanten in ſeinen väterlichen Erbſtaaten ihr Haupt erheben. In dieſen Ländern war die Zahl der Proteſtanten überwiegend; in den meiſten hatten ſie die Einkünfte im Beſitz, mit denen Ferdinand ſeinen Krieg führen ſollte. Die Neutralen fingen an zu

wanken, die Getreuen zu verzagen, nur die Schlimmgeſinnten hatten Muth; die eine Hälfte von Deutſchland winkte den Rebellen Ermunterung, die andere erwartete müßig den Ausſchlag; ſpaniſche Hülfe ſtand noch in fernen Landen. Der Augenblick, der ihm Alles brachte, drohte ihm Alles zu entreißen.

Was er auch jetzt, von dem harten Geſetz der Noth unterjocht, den böhmiſchen Rebellen anbietet — alle ſeine Vorſchläge zum Frieden werden mit Uebermuth verſchmäht. An der Spitze eines Heers zeigt ſich der Graf von Thurn ſchon in Mähren, dieſe einzige noch wankende Provinz zur Entſcheidung zu bringen. Die Erſcheinung der Freunde gibt den mähriſchen Proteſtanten das Signal der Empörung. Brünn wird erobert; das übrige Land folgt freiwillig nach; in der ganzen Provinz ändert man Religion und Regierung. Wachſend in ſeinem Laufe, ſtürzt der Rebellenſtrom in Oberöſterreich, wo eine gleichgeſinnte Partei ihn mit freudigem Beifalle empfängt. „Kein Unterſchied der Religion ſoll mehr ſeyn, gleiche Rechte für alle chriſtlichen Kirchen. — Man habe gehört, daß fremdes Volk in dem Lande geworben werde, die Böhmen zu unterdrücken. Dieſes ſuche man auf, und bis nach Jeruſalem werde man den Feind der Freiheit verfolgen.“ — Kein Arm wird gerührt, den Erzherzog zu vertheidigen; endlich lagern ſich die Rebellen vor Wien, ihren Herrn zu belagern.

Seine Kinder hatte Ferdinand von Grätz, wo ſie ihm nicht mehr ſicher waren, nach Tyrol geflüchtet; er ſelbſt erwartete in ſeiner Kaiſerſtadt den Aufruhr. Eine Handvoll Soldaten war Alles, was er dem

wüthenden Schwarme entgegenſtellen konnte. Dieſen Wenigen fehlte der gute Wille, weil es an Sold und ſelbſt an Brod fehlte. Auf eine lange Belagerung war Wien nicht bereitet. Die Partei der Proteſtanten, jeden Augenblick bereit, ſich an die Böhmen anzuſchließen, war in der Stadt die überwiegende; die auf dem Lande zogen ſchon Truppen gegen ihn zuſammen. Schon ſah der proteſtantiſche Pöbel den Erzherzog in einem Mönchskloſter eingeſperrt, ſeine Staaten getheilt, ſeine Kinder proteſtantiſch erzogen. Heimlichen Feinden anvertraut, und von öffentlichen umgeben, ſah er jeden Augenblick den Abgrund ſich öffnen, der alle ſeine Hoffnungen, der ihn ſelbſt verſchlingen ſollte. Die böhmiſchen Kugeln flogen in die kaiſerliche Burg, wo ſechzehn öſterreichiſche Barone ſich in ſein Zimmer drängten, mit Vorwürfen in ihn ſtürmten, und zu einer Conföderation mit den Böhmen ſeine Einwilligung zu ertrotzen ſtrebten. Einer von dieſen ergriff ihn bei den Knöpfen ſeines Wamms. „Ferdinand!“ ſchnaubte er ihn an, „wirſt Du unterſchreiben?“

Wem hätte man es nicht verziehen, in dieſer ſchrecklichen Lage gewankt zu haben? — Ferdinand dachte nach, wie er römiſcher Kaiſer werden wollte. Nichts ſchien ihm übrig zu ſeyn, als ſchnelle Flucht oder Nachgiebigkeit; zu jener riethen Männer — zu dieſer katholiſche Prieſter. Verließ er die Stadt, ſo fiel ſie in Feindes Hände; mit Wien war Oeſterreich, mit Oeſterreich der Kaiſerthron verloren. Ferdinand verließ ſeine Hauptſtadt nicht, und wollte eben ſo wenig von Bedingungen hören.

Der Erzherzog war noch im Wortwechſel mit den deputirten Baronen, als auf einmal Trompetenſchall den Burgplatz erfüllte. Unter den Anweſenden wechſeln Furcht und Erſtaunen — ein erſchreckendes Gerücht durchläuft die Burg — ein Deputirter nach dem andern verſchwindet. Viele vom Adel und der Bürgerſchaft hörte man eilfertig in das Thurniſche Lager fliehen. Dieſe ſchnelle Veränderung wirkte ein Regiment Dampierriſcher Küraſſiere, welches in dieſem wichtigen Augenblicke in die Stadt einrückte, den Erzherzog zu vertheidigen. Bald folgte auch Fußvolk nach; viele katholiſche Bürger, durch dieſe Erſcheinung mit neuem Muthe belebt, und die Studirenden ſelbſt, ergriffen die Waffen. Eine Nachricht, die ſo eben aus Böhmen einlief, vollendete ſeine Errettung. Der niederländiſche General Boucquoi hatte den Grafen Mannsfeld bei Budweiß auf's Haupt geſchlagen, und war im Anzuge gegen Prag. Eilfertig brachen die Böhmen ihre Gezelte ab, um ihre Hauptſtadt zu entſetzen.

Und jetzt waren auch die Päſſe wieder frei, die der Feind beſetzt gehalten, um Ferdinanden den Weg nach Frankfurt zur Kaiſerwahl zu verlegen. Wenn es dem Könige von Ungarn für ſeinen ganzen Plan wichtig war, den deutſchen Thron zu beſteigen, ſo war es jetzt um ſo wichtiger, da ſeine Ernennung zum Kaiſer das unverdächtigſte und entſcheidendſte Zeugniß für die Würdigkeit ſeiner Perſon und die Gerechtigkeit ſeiner Sache ablegte, und ihm zugleich zu einem Beiſtande des Reichs Hoffnung machte. Aber dieſelbe Kabale, welche ihn in ſeinen Erbſtaaten verfolgte, arbeitete ihm

auch bei ſeiner Bewerbung um die Kaiſerwürde entgegen. Kein öſterreichiſcher Prinz ſollte den deutſchen Thron mehr beſteigen, am wenigſten aber Ferdinand, der entſchloſſene Verfolger ihrer Religion, der Sklave Spaniens und der Jeſuiten. Dieſes zu verhindern, hatte man noch bei Lebzeiten des Matthias dem Herzoge von Bayern, und nach der Weigerung deſſelben dem Herzoge von Savoyen die Krone angetragen. Da man mit dem Letztern über die Bedingungen nicht ſo leicht einig werden konnte, ſo ſuchte man wenigſtens die Wahl aufzuhalten, bis ein entſcheidender Streich in Böhmen oder Oeſterreich alle Hoffnungen Ferdinands zu Grunde gerichtet und ihn zu dieſer Würde unfähig gemacht hätte. Die Unirten ließen nichts unverſucht, Churſachſen, welches an das öſterreichiſche Intereſſe gefeſſelt war, gegen Ferdinand einzunehmen, und dieſem Hofe die Gefahr vorzuſtellen, womit die Grundſätze dieſes Fürſten und ſeine ſpaniſchen Verbindungen die proteſtantiſche Religion und die Reichsverfaſſung bedrohten. Durch Erhebung Ferdinands auf den Kaiſerthron, ſtellten ſie weiter vor, würde ſich Deutſchland in die Privatangelegenheiten dieſes Prinzen verflochten ſehen, und die Waffen der Böhmen gegen ſich reizen. Aber aller Gegenbemühungen ungeachtet wurde der Wahltag ausgeſchrieben, Ferdinand als rechtmäßiger König von Böhmen dazu berufen, und ſeine Churſtimme, mit vergeblichem Widerſpruche der böhmiſchen Stände, für gültig erkannt. Die drei geiſtlichen Churſtimmen waren ſein, auch die ſächſiſche war ihm günſtig, die brandenburgiſche nicht entgegen, und die entſchiedenſte Mehrheit

erklärte ihn 1619 zum Kaiſer. So ſah er die zweifelhafteſte von allen ſeinen Kronen zuerſt auf ſeinem Haupte, um wenige Tage nachher diejenige zu verlieren, welche er ſchon unter ſeine gewiſſen Beſitzungen zählte. Während daß man ihn in Frankfurt zum Kaiſer machte, ſtürzte man ihn in Prag von dem böhmiſchen Throne.

Faſt alle ſeine deutſchen Erbländer hatten ſich unterdeſſen in einer allgemeinen furchtbaren Conföderation mit den Böhmen vereinigt, deren Trotz jetzt alle Schranken durchbrach. Am 17. Auguſt 1619 erklärten ſie den Kaiſer, auf einer Reichsverſammlung, für einen Feind der böhmiſchen Religion und Freiheit, der durch ſeine verderblichen Rathſchläge den verſtorbenen König gegen ſie aufgewiegelt, zu ihrer Unterdrückung Truppen geliehen, Ausländern das Königreich zum Raube gegeben, und es zuletzt gar, mit Verſpottung ihrer Volksmajeſtät, in einem heimlichen Vertrage an die Spanier verſchrieben hatte, aller Anſprüche auf ihre Krone verluſtig und ſchritten ohne Aufſchub zu einer neuen Wahl. Da Proteſtanten dieſen Ausſpruch thaten, ſo konnte dieſe Wahl nicht wohl auf einen katholiſchen Prinzen fallen, obgleich zum Scheine für Bayern und Savoyen einige Stimmen gehört wurden. Aber der bittere Religionshaß, welcher die Evangeliſchen und Reformirten unter einander ſelbſt entzweite, machte eine Zeitlang auch die Wahl eines proteſtantiſchen Königs ſchwer, bis endlich die Feinheit und Thätigkeit der Calviniſten über die überlegene Anzahl der Lutheraner den Sieg davon trug.

Unter allen Prinzen, welche zu dieſer Würde in Vorſchlag kamen, hatte ſich Churfürſt **Friedrich der Fünfte** von der Pfalz die gegründetſten Anſprüche auf das Vertrauen und die Dankbarkeit der Böhmen erworben, und unter allen war keiner, bei welchem das Privatintereſſe einzelner Stände und die Zuneigung des Volks durch ſo viele Staatsvortheile gerechtfertigt zu werden ſchienen. **Friedrich der Fünfte** war von einem freien und aufgeweckten Geiſte, vieler Herzensgüte, einer königlichen Freigebigkeit. Er war das Haupt der Reformirten in Deutſchland, der Anführer der Union, deren Kräfte ihm zu Gebote ſtanden, ein naher Anverwandter des Herzogs **von Bayern**, ein Eidam des Königs von **Großbritannien**, der ihn mächtig unterſtützen konnte. Alle dieſe Vorzüge wurden von der calviniſtiſchen Partei mit dem beſten Erfolge geltend gemacht, und die Reichsverſammlung zu Prag erwählte **Friedrich den Fünften** unter Gebet und Freudenthränen zum Könige.

Alles, was auf dem Prager Reichstage geſchah, war ein vorbereitetes Werk, und **Friedrich** ſelbſt war bei der ganzen Verhandlung zu thätig geweſen, als daß er von dem Antrage der Böhmen hätte überraſcht werden ſollen. Dennoch erſchreckte ihn der gegenwärtige Glanz dieſer Krone, und die zweifache Größe des Verbrechens und des Glücks brachte ſeinen Kleinmuth zum Zittern. Nach der gewöhnlichen Art ſchwacher Seelen wollte er ſich erſt durch fremdes Urtheil zu ſeinem Vorhaben ſtärken; aber es hatte keine Gewalt über ihn, wenn es gegen ſeine Leidenſchaft ausfiel. Sachſen und

Bayern, wo er Rath verlangt hatte, alle ſeine Mitchurfürſten, Alle, welche dieſe Unternehmung mit ſeinen Fähigkeiten und Kräften abwogen, warnten ihn vor dem Abgrunde, in den er ſich ſtürzte. Selbſt König Jakob von England wollte ſeinem Eidam lieber eine Krone entriſſen ſehen, als die geheiligte Majeſtät der Könige durch ein ſo ſchlimmes Beiſpiel verletzen helfen. Aber was vermochte die Stimme der Klugheit gegen den verführeriſchen Glanz einer Königskrone? Im Augenblicke ihrer höchſten Kraftäußerung, wo ſie den geheiligten Zweig eines zweihundertjährigen Regentengeſchlechts von ſich ſtößt, wirft ſich ihm eine freie Nation in die Arme; auf ſeinen Muth vertrauend, wählt ſie ihn zu ihrem Führer auf der gefährlichen Bahn des Ruhms und der Freiheit; von ihm, ihrem gebornen Beſchützer, erwartet eine unterdrückte Religion Schutz und Schirm gegen ihren Verfolger — ſoll er kleinmüthig ſeine Furcht bekennen, ſoll er feigherzig Religion und Freiheit verrathen? Eben dieſe Religion zeigt ihm die Ueberlegenheit ihrer Kräfte und die Ohnmacht ihres Feindes — zwei Drittheile der öſterreichiſchen Macht gegen Oeſterreich bewaffnet, und einen ſtreitbaren Bundesgenoſſen von Siebenbürgen aus bereit, den ſchwachen Ueberreſt dieſer Macht noch durch einen feindlichen Angriff zu theilen. Jene Aufforderungen ſollten ſeinen Ehrgeiz nicht wecken? dieſe Hoffnungen ſeinen Muth nicht entzünden?

Wenige Augenblicke gelaſſenen Nachdenkens würden hingereicht haben, ihm die Größe des Wageſtücks und den geringen Werth des Preiſes zu zeigen — aber die

Aufmunterung ſprach zu ſeinen Sinnen, und die Warnung nur zu ſeiner Vernunft. Es war ſein Unglück, daß die zunächſt ihn umgebenden und hörbarſten Stimmen die Partei ſeiner Leidenſchaft nahmen. Dieſe Machtvergrößerung ihres Herrn öffnete dem Ehrgeize und der Gewinnſucht aller ſeiner pfälziſchen Diener ein unermeßliches Feld der Befriedigung. Dieſer Triumph ſeiner Kirche mußte jeden calviniſchen Schwärmer erhizzen. Konnte ein ſo ſchwacher Kopf den Vorſpiegelungen ſeiner Räthe widerſtehen, die ſeine Hülfsmittel und Kräfte eben ſo unmäßig übertrieben, als ſie die Macht des Feindes herunterſetzten? den Aufforderungen ſeiner Hofprediger, die ihm die Eingebungen ihres fanatiſchen Eifers als den Willen des Himmels verkündigten? Aſtrologiſche Träumereien erfüllten ſeinen Kopf mit chimäriſchen Hoffnungen; ſelbſt durch den unwiderſtehlichen Mund der Liebe beſtürmte ihn die Verführung. „Konnteſt du dich vermeſſen,“ ſagte die Churfürſtin zu ihm, „die Hand einer Königstochter anzunehmen, „und dir bangt vor einer Krone, die man freiwillig „dir entgegenbringt? Ich will lieber Brod eſſen an „deiner königlichen Tafel, als an deinem churfürſtlichen „Tiſche ſchwelgen.“

Friedrich nahm die böhmiſche Krone. Mit beiſpielloſem Pompe geſchah zu Prag die königliche Krönung; die Nation ſtellte alle ihre Reichthümer aus, ihr eigenes Werk zu ehren. Schleſien und Mähren, Nebenländer Böhmens, folgten dem Beiſpiele des Hauptſtaats, und huldigten. Die Reformation thronte in allen Kirchen des Königreichs, das Frohlocken war ohne

Grenzen, die Freude an dem neuen König ging bis zur Anbetung. Dänemark und Schweden, Holland und Venedig, mehrere deutſche Staaten, erkannten ihn als rechtmäßigen König; und Friedrich ſchickte ſich nun an, ſeinen neuen Thron zu behaupten.

Auf den Fürſten Bethlen Gabor von Siebenbürgen war ſeine größte Hoffnung gerichtet. Dieſer furchtbare Feind Oeſterreichs und der katholiſchen Kirche, nicht zufrieden mit ſeinem Fürſtenthume, das er ſeinem rechtmäßigen Herrn, Gabriel Bathori, mit Hülfe der Türken entriſſen hatte, ergriff mit Begierde dieſe Gelegenheit, ſich auf Unkoſten der öſterreichiſchen Prinzen zu vergrößern, die ſich geweigert hatten, ihn als Herrn von Siebenbürgen anzuerkennen. Ein Angriff auf Ungarn und Oeſterreich war mit den böhmiſchen Rebellen verabredet, und vor der Hauptſtadt ſollten beide Heere zuſammenſtoßen. Unterdeſſen verbarg Bethlen Gabor unter der Maske der Freundſchaft den wahren Zweck ſeiner Kriegsrüſtung, und verſprach voll Argliſt dem Kaiſer, durch eine verſtellte Hülfleiſtung die Böhmen in die Schlinge zu locken, und ihre Anführer ihm lebendig zu überliefern. Auf einmal aber ſtand er als Feind in Ober-Ungarn; der Schrecken ging vor ihm her, hinter ihm die Verwüſtung; Alles unterwarf ſich; zu Preßburg empfing er die ungariſche Krone. Des Kaiſers Bruder, Statthalter in Wien, zitterte für die Hauptſtadt. Eilfertig rief er den General Boucquoi zu Hülfe; der Abzug der Kaiſerlichen zog die böhmiſche Armee zum zweiten Male vor Wien. Durch zwölftauſend Siebenbürgen verſtärkt, und bald darauf mit

dem ſiegreichen Heere Bethlen Gabors vereinigt, drohte ſie auf's Neue, dieſe Hauptſtadt zu überwältigen. Alles um Wien ward verwüſtet, die Donau geſperrt, alle Zufuhr abgeſchnitten, die Schrecken des Hungers ſtellten ſich ein. Ferdinand, den dieſe dringende Gefahr eiligſt in ſeine Hauptſtadt zurückgeführt hatte, ſah ſich zum zweiten Male am Rande des Verderbens. Mangel und rauhe Witterung zogen endlich die Böhmen nach Hauſe; ein Verluſt in Ungarn rief Bethlen Gabor zurück; zum zweiten Male hatte das Glück den Kaiſer gerettet.

In wenigen Wochen änderte ſich nun Alles, und durch ſeine ſtaatskluge Thätigkeit verbeſſerte Ferdinand ſeine Sache in eben dem Maße, als Friedrich die ſeinige durch Saumſeligkeit und ſchlechte Maßregeln herunterbrachte. Die Stände von Niederöſterreich wurden durch Beſtätigung ihrer Privilegien zur Huldigung gebracht, und die Wenigen, welche ausblieben, der beleidigten Majeſtät und des Hochverraths ſchuldig erklärt. So faßte der Kaiſer in einem ſeiner Erblande wieder feſten Fuß, und zugleich wurde Alles in Bewegung geſetzt, ſich auswärtiger Hülfe zu verſichern. Schon bei der Kaiſerwahl in Frankfurt war es ihm durch mündliche Vorſtellungen gelungen, die geiſtlichen Churfürſten, und zu München den Herzog Maximilian von Bayern für ſeine Sache zu gewinnen. Auf dem Antheile, den die Union und die Ligue an dem böhmiſchen Kriege nahmen, beruhte der ganze Ausſchlag dieſes Krieges, das Schickſal Friedrichs und des Kaiſers. Dem ganzen proteſtantiſchen Deutſchlande ſchien

es wichtig zu ſeyn, den König von Böhmen zu unterſtützen; den Kaiſer nicht unterliegen zu laſſen, ſchien das Intereſſe der katholiſchen Religion zu erheiſchen. Siegten die Proteſtanten in Böhmen, ſo hatten alle katholiſchen Prinzen in Deutſchland für ihre Beſitzungen zu zittern; unterlagen ſie, ſo konnte der Kaiſer dem proteſtantiſchen Deutſchland Geſetze vorſchreiben. **Ferdinand** ſetzte alſo die Ligue, **Friedrich** die Union in Bewegung. Das Band der Verwandtſchaft und perſönliche Anhänglichkeit an den Kaiſer, ſeinen Schwager, mit dem er in Ingolſtadt aufgewachſen war, Eifer für die katholiſche Religion, die in der augenſcheinlichſten Gefahr zu ſchweben ſchien, die Eingebungen der Jeſuiten, verbunden mit den verdächtigen Bewegungen der Union, bewogen den Herzog von Bayern und alle Fürſten der Ligue, die Sache **Ferdinands** zu der ihrigen zu machen.

Nach einem mit dem Letztern geſchloſſenen Vertrage, welcher ihm den Erſatz aller Kriegsunkoſten und aller zu erleidenden Verluſte verſicherte, übernahm **Maximilian** mit uneingeſchränkter Gewalt das Commando der liguiſtiſchen Truppen, welche dem Kaiſer gegen die böhmiſchen Rebellen zu Hülfe eilen ſollten. Die Häupter der Union, anſtatt dieſe gefährliche Vereinigung der Ligue mit dem Kaiſer zu hintertreiben, wendeten vielmehr Alles an, ſie zu beſchleunigen. Konnten ſie die katholiſche Ligue zu einem erklärten Antheile an dem böhmiſchen Kriege vermögen, ſo hatten ſie ſich von allen Mitgliedern und Alliirten der Union das Nämliche zu verſprechen. Ohne einen öffentlichen Schritt

der Katholiſchen gegen die Union war keine Machtvereinigung unter den Proteſtanten zu hoffen. Sie erwählten alſo den bedenklichſten Zeitpunkt der böhmiſchen Unruhen, eine Abſtellung aller bisherigen Beſchwerden und eine vollkommene Religionsverſicherung von den Katholiſchen zu fordern. Dieſe Forderung, welche in einem drohenden Tone abgefaßt war, richteten ſie an den Herzog von Bayern, als das Haupt der Katholiſchen, und drangen auf eine ſchnelle unbedingte Erklärung. Maximilian mochte ſich nun **für** oder **wider** ſie entſcheiden, ſo war ihre Abſicht erreicht: ſeine Nachgiebigkeit beraubte die katholiſche Partei ihres mächtigſten Beſchützers; ſeine Widerſetzung bewaffnete die ganze proteſtantiſche Partei, und machte den Krieg unvermeidlich, durch welchen ſie zu gewinnen hofften. Maximilian, durch ſo viele andere Beweggründe ohnehin auf die entgegengeſetzte Seite gezogen, nahm die Aufforderung der Union als eine förmliche Kriegserklärung auf, und die Rüſtung wurde beſchleunigt. Während daß Bayern und die Ligue ſich für den Kaiſer bewaffneten, wurde auch mit dem ſpaniſchen Hofe wegen Subſidien unterhandelt. Alle Schwierigkeiten, welche die ſchläfrige Politik des Miniſteriums dieſem Geſuche entgegenſetzte, überwand der kaiſerliche Geſandte in Madrid, Graf von Khevenhüller, glücklich. Außer einem Geldvorſchuſſe von einer Million Gulden, welche man dieſem Hofe nach und nach zu entlocken wußte, ward noch zugleich ein Angriff auf die untere Pfalz, von den ſpaniſchen Niederlanden aus, beſchloſſen.

Indem man alle katholiſchen Mächte in das Bündniß zu ziehen ſuchte, arbeitete man zu gleicher Zeit dem Gegenbündniſſe der Proteſtantiſchen auf das Nachdrücklichſte entgegen. Es kam darauf an, dem Churfürſten von Sachſen und mehreren evangeliſchen Ständen die Beſorgniſſe zu benehmen, welche die Union ausgeſtreut hatte, daß die Rüſtung der Ligue darauf abgeſehen ſey, ihnen die ſäculariſirten Stifter wieder zu entreißen. Eine ſchriftliche Verſicherung des Gegentheils beruhigte den Churfürſten von Sachſen, den die Privateiferſucht gegen die Pfalz, die Eingebungen ſeines Hofpredigers, der von Oſterreich erkauft war, und der Verdruß, von den Böhmen bei der Königswahl übergangen worden zu ſeyn, ohnehin ſchon auf Oeſterreichs Seite neigten. Nimmer konnte es der lutheriſche Fanatismus dem reformirten vergeben, daß ſo viele edle Länder, wie man ſich ausdrückte, dem Calvinismus in den Rachen fliegen, und der römiſche Antichriſt nur dem helvetiſchen Platz machen ſollte.

Indem Ferdinand Alles that, ſeine mißlichen Umſtände zu verbeſſern, unterließ Friedrich nichts, ſeine gute Sache zu verſchlimmern. Durch ein anſtößiges enges Bündniß mit dem Fürſten von Siebenbürgen, dem offenbaren Alliirten der Pforte, ärgerte er die ſchwachen Gemüther, und das allgemeine Gerücht klagte ihn an, daß er auf Unkoſten der Chriſtenheit ſeine eigene Vergrößerung ſuche, daß er die Türken gegen Deutſchland bewaffnet habe. Sein unbeſonnener Eifer für die reformirte Religion brachte die Lutheraner in Böhmen, ſein Angriff auf die Bilder die Papiſten

dieſes Königreichs gegen ihn auf. Neue drückende Auflagen entzogen ihm die Liebe des Volks. Die fehlgeſchlagene Erwartung der böhmiſchen Großen erkältete ihren Eifer, das Ausbleiben fremden Beiſtandes ſtimmte ihre Zuverſicht herab. Anſtatt ſich mit unermüdetem Eifer der Reichsverwaltung zu widmen, verſchwendete **Friedrich** ſeine Zeit in Ergötzlichkeiten; anſtatt durch eine weiſe Sparſamkeit ſeinen Schatz zu vergrößern, zerſtreute er in unnützem theatraliſchem Prunke und übel angewandter Freigebigkeit die Einkünfte ſeiner Länder. Mit ſorgloſem Leichtſinne beſpiegelte er ſich in ſeiner neuen Würde, und über dem unzeitigen Beſtreben, ſeiner Krone froh zu werden, vergaß er die dringendere Sorge, ſie auf ſeinem Haupte zu befeſtigen.

So ſehr man ſich in ihm geirrt hatte, ſo unglücklich hatte ſich Friedrich in ſeinen Erwartungen von auswärtigem Beiſtande verrechnet. Die meiſten Mitglieder der Union trennten die böhmiſchen Angelegenheiten von dem Zwecke ihres Bundes; andere ihm ergebene Reichsſtände feſſelte blinde Furcht vor dem Kaiſer. Churſachſen und Heſſendarmſtadt hatte **Ferdinand** für ſich gewonnen; Niederöſterreich, von wo aus man eine nachdrückliche Diverſion erwartete, hatte dem Kaiſer gehuldigt, **Bethlen Gabor** einen Waffenſtillſtand mit ihm geſchloſſen. Dänemark wußte der Wiener Hof durch Geſandtſchaften einzuſchläfern, Schweden durch einen Krieg mit Polen zu beſchäftigen. Die Republik Holland hatte Mühe, ſich der ſpaniſchen Waffen zu erwehren; Venedig und Savoyen blieben unthätig; König **Jakob** von England wurde von der ſpaniſchen

Argliſt betrogen. Ein Freund nach dem andern zog ſich zurück, eine Hoffnung nach der andern verſchwand. — So ſchnell hatte ſich Alles in wenigen Monaten verändert!

Indeſſen verſammelten die Häupter der Union eine Kriegsmacht; der Kaiſer und die Ligue thaten ein Gleiches. Die Macht der letztern ſtand unter **Maximilians** Fahnen bei Donauwörth verſammelt; die Macht der Unirten bei Ulm, unter dem Markgrafen **von Ans**pach. Der entſcheidende Augenblick ſchien endlich herbeigekommen zu ſeyn, der dieſe lange Zwiſtigkeit durch einen Hauptſtreich endigen und das Verhältniß beider Kirchen in Deutſchland unwiderruflich beſtimmen ſollte. Aengſtlich war auf beiden Seiten die Erwartung geſpannt. Wie ſehr aber erſtaunte man, als auf Einmal die Botſchaft des Friedens kam, und beide Armeen ohne Schwertſchlag auseinander gingen!

Frankreichs Dazwiſchenkunft hatte dieſen Frieden bewirkt, welchen beide Theile mit gleicher Bereitwilligkeit umfaßten. Das franzöſiſche Miniſterium, durch keinen **Heinrich den Großen** mehr geleitet, deſſen Staatsmaxime vielleicht auch auf die damalige Lage des Königreichs nicht mehr anzuwenden war, fürchtete jetzt das Wachsthum des öſterreichiſchen Hauſes viel weniger, als die Machtvergrößerung der Calviniſten, wenn ſich das pfälziſche Haus auf dem böhmiſchen Throne behaupten ſollte. Mit ſeinen eigenen Calviniſten eben damals in einen gefährlichen Streit verwickelt, hatte es keine dringendere Angelegenheit, als die proteſtantiſche Faktion in Böhmen ſo ſchnell als möglich

unterdrückt zu ſehen, ehe die Faktion der Hugenotten in Frankreich ſich ein gefährliches Muſter daran nähme. Um alſo dem Kaiſer gegen die Böhmen geſchwind freie Hände zu machen, ſtellte es ſich zwiſchen der Union und Ligue als Mittelsperſon dar, und verglich jenen unerwarteten Frieden, deſſen wichtigſter Artikel war, „daß die Union ſich jedes Antheils an den böhmiſchen Händeln begeben, und den Beiſtand, welchen ſie Friedrich dem Fünften leiſten würde, nicht über die pfälziſchen Länder deſſelben erſtrecken ſollte.“ Maximilians Entſchloſſenheit, und die Furcht, zwiſchen den liguiſtiſchen Truppen und einem neuen kaiſerlichen Heere, welches aus den Niederlanden im Anmarſch war, in's Gedränge zu gerathen, bewog die Union zu dieſem ſchimpflichen Frieden.

Die ganze Macht Bayerns und die Ligue ſtand jetzt dem Kaiſer gegen die Böhmen zu Gebote, welche der Ulmiſche Vergleich ihrem Schickſale überließ. Schneller, als das Gerücht den Vorgang zu Ulm dort verbreiten konnte, erſchien Maximilian in Oberöſterreich, wo die beſtürzten Stände, auf keinen Feind gefaßt, die Gnade des Kaiſers mit einer ſchnellen und unbedingten Huldigung erkauften. In Niederöſterreich zog der Herzog die niederländiſchen Truppen des Grafen von Boucquoi an ſich, und dieſe kaiſerlich-bayeriſche Armee, nach ihrer Vereinigung zu fünfzigtauſend Mann angewachſen, drang ohne Zeitverluſt in das böhmiſche Gebiet. Alle böhmiſchen Geſchwader, welche in Niederöſterreich und Mähren zerſtreut waren, trieb ſie fliehend vor ſich her; alle Städte, welche es wagten, Widerſtand zu thun,

wurden mit ſtürmender Hand erobert; andere, durch das Gerücht ihrer Züchtigung erſchreckt, öffneten freiwillig ihre Thore; nichts hinderte den reißenden Lauf Maximilians. Weichend zog ſich die böhmiſche Armee, welche der tapfere Fürſt Chriſtian von Anhalt commandirte, in die Nachbarſchaft von Prag, wo ihr Maximilian an den Mauern dieſer Hauptſtadt ein Treffen lieferte.

Die ſchlechte Verfaſſung, in welcher er die Armee der Rebellen zu überraſchen hoffte, rechtfertigte dieſe Schnelligkeit des Herzogs, und verſicherte ihm den Sieg. Nicht dreißigtauſend Mann hatte Friedrich beiſammen; achttauſend hatte der Fürſt von Anhalt ihm zugeführt, zehntauſend Ungarn ließ Bethlen Gabor zu ſeinen Fahnen ſtoßen. Ein Einfall des Churfürſten von Sachſen in die Lauſitz hatte ihm alle Hülfe abgeſchnitten, welche er von dieſem Lande und von Schleſien her erwartete, die Beruhigung Oeſterreichs alle, welche er ſich von dorther verſprach. Bethlen Gabor, ſein wichtigſter Bundesgenoſſe, verhielt ſich ruhig; die Union hatte ihn an den Kaiſer verrathen. Nichts blieb ihm übrig, als ſeine Böhmen, und dieſen fehlte es an gutem Willen, Eintracht und Muth. Die böhmiſchen Magnaten ſahen ſich mit Verdruß gegen deutſche Generale zurückgeſetzt, Graf Mannsfeld blieb, von dem böhmiſchen Hauptlager getrennt, in Pilſen zurück, um nicht unter Anhalt und Hohenlohe zu dienen. Dem Soldaten, welchem auch das Nothwendigſte fehlte, entfiel aller freudige Muth, und die ſchlechte Mannszucht unter dem Heere gab dem Landmanne Urſache

zu den bitterſten Klagen. Umſonſt zeigte ſich Friedrich in dem Lager, den Muth der Soldaten durch ſeine Gegenwart, die Nacheiferung des Adels durch ſein Beiſpiel zu ermuntern.

Auf dem weißen Berge, unweit Prag, fingen die Böhmen an, ſich zu verſchanzen, als von der vereinigten kaiſerlich-bayeriſchen Armee (am 8. November 1620) der Angriff geſchah. Am Anfange des Treffens wurden einige Vortheile von der Reiterei des Prinzen von Anhalt erfochten; aber die Uebermacht des Feindes vernichtete ſie bald. Unwiderſtehlich drangen die Bayern und Wallonen vor, und die ungariſche Reiterei war die erſte, welche den Rücken wandte. Das böhmiſche Fußvolk folgte bald ihrem Beiſpiele, und in der allgemeinen Flucht wurden endlich auch die Deutſchen mit fortgeriſſen. Zehn Kanonen, welche die ganze Artillerie Friedrichs ausmachten, fielen in Feindes Hände. Viertauſend Böhmen blieben auf der Flucht und im Treffen; kaum etliche Hundert von den Kaiſerlichen und Liguiſten. In weniger als einer Stunde war dieſer entſcheidende Sieg erfochten.

Friedrich ſaß zu Prag bei der Mittagstafel, als ſeine Armee an den Mauern ſich für ihn niederſchießen ließ. Vermuthlich hatte er an dieſem Tage noch keinen Angriff erwartet, weil er eben heute ein Gaſtmahl beſtellte. Ein Eilbote zog ihn endlich vom Tiſche, und von dem Walle herab zeigte ſich ihm die ganze ſchreckliche Scene. Um einen überlegten Entſchluß zu faſſen, erbat er ſich einen Stillſtand von vierundzwanzig Stunden; achte waren Alles, was der Herzog ihm bewilligte.

Friedrich benutzte ſie, ſich mit ſeiner Gemahlin und den Vornehmſten der Armee des Nachts aus der Hauptſtadt zu flüchten. Die Flucht geſchah in ſolcher Eilfertigkeit, daß der Fürſt von Anhalt ſeine geheimſten Papiere und Friedrich ſeine Krone zurückließ. „Ich weiß nun, wer ich bin,“ ſagte dieſer unglückliche Fürſt zu denen, welche ihm Troſt zuſprachen. „Es gibt Tugenden, welche nur das Unglück uns lehren kann, und nur in der Widerwärtigkeit erfahren wir Fürſten, wer wir ſind.“

Prag war noch nicht ohne Rettung verloren, als Friedrichs Kleinmuth es aufgab. Mannsfelds fliegendes Commando ſtand noch in Pilſen und hatte die Schlacht nicht geſehen. Bethlen Gabor konnte jeden Augenblick ſich feindſelig erklären und die Macht des Kaiſers nach der ungariſchen Grenze abrufen. Die geſchlagenen Böhmen konnten ſich erholen, Krankheit, Hunger und rauhe Witterung den Feind aufreiben — alle dieſe Hoffnungen verſchwanden vor der gegenwärtigen Furcht. Friedrich fürchtete den Unbeſtand der Böhmen, welche leicht der Verſuchung unterliegen konnten, mit Auslieferung ſeiner Perſon die Verzeihung des Kaiſers zu erkaufen.

Thurn und die in gleicher Verdammniß mit ihm waren, fanden es eben ſo wenig rathſam, in den Mauern von Prag ihr Schickſal zu erwarten. Sie entwichen nach Mähren, um bald darauf ihre Rettung in Siebenbürgen zu ſuchen. Friedrich entfloh nach Breslau, wo er aber nur kurze Zeit verweilte, um an

dem Hofe des Churfürſten von Brandenburg und endlich in Holland eine Zuflucht zu finden.

Das Treffen bei Prag hatte das ganze Schickſal Böhmens entſchieden. Prag ergab ſich gleich den andern Tag an den Sieger; die übrigen Städte folgten dem Beiſpiele der Hauptſtadt. Die Stände huldigten ohne Bedingung; das Nämliche thaten die Schleſier und Mährer. Drei Monate ließ der Kaiſer verſtreichen, ehe er eine Unterſuchung über das Vergangene anſtellte. Viele von denen, welche im erſten Schrecken flüchtig geworden, zeigten ſich, voll Vertrauen auf dieſe ſcheinbare Mäßigung, wieder in der Hauptſtadt. Aber an Einem Tage und zu derſelben Stunde brach das Ungewitter aus. Achtundvierzig der thätigſten Beförderer des Aufſtandes wurden gefangen genommen und vor eine außerordentliche Commiſſion gezogen, die aus gebornen Böhmen und Oeſterreichern niedergeſetzt war. Siebenundzwanzig von ihnen ſtarben auf dem Blutgerüſte; von dem gemeinen Volke eine unzählige Menge. Die Abweſenden wurden vorgeladen zu erſcheinen, und da keiner ſich meldete, als Hochverräther und Beleidiger der katholiſchen Majeſtät zum Tode verurtheilt, ihre Güter confiscirt, ihre Namen an den Galgen geſchlagen. Auch die Güter ſchon verſtorbener Rebellen zog man ein. Dieſe Tyrannei war zu ertragen, weil ſie nur einzelne Privatperſonen traf, und der Raub des Einen den Andern bereicherte; deſto ſchmerzhafter aber war der Druck, der ohne Unterſchied über das ganze Königreich erging. Alle proteſtantiſchen Prediger wurden des Landes verwieſen; die böhmiſchen ſogleich, etwas ſpäter die deutſchen. Den Majeſtätsbrief durchſchnitt

Ferdinand mit eigener Hand, und verbrannte das Siegel. Sieben Jahre nach der Prager Schlacht war alle Religionsduldung gegen die Proteſtanten in dem Königreiche aufgehoben. Die Gewaltthätigkeiten, welche ſich der Kaiſer gegen die Religionsprivilegien der Böhmen erlaubte, unterſagte er ſich gegen ihre politiſche Conſtitution, und indem er ihnen die Freiheit des Denkens nahm, ließ er ihnen großmüthig noch das Recht, ſich ſelbſt zu taxiren.

Der Sieg auf dem weißen Berge ſetzte Ferdinanden in den Beſitz aller ſeiner Staaten; ja, er gab ſie ihm ſogar mit einer größern Gewalt zurück, als ſein Vorgänger darin beſeſſen hatte, weil die Huldigung ohne Bedingung geleiſtet wurde, und kein Majeſtätsbrief ſeine landesherrliche Hoheit mehr beſchränkte. Das Ziel aller ſeiner gerechten Wünſche war alſo erfüllt, und über alle ſeine Erwartungen.

Jetzt konnte er ſeine Bundesgenoſſen entlaſſen, und ſeine Armeen zurückrufen. Der Krieg war geendigt, wenn er auch nichts als gerecht war; wenn er großmüthig und gerecht war, ſo war's auch die Strafe. Das ganze Schickſal Deutſchlands lag jetzt in ſeiner Hand, und vieler Millionen Glück und Elend beruhte auf dem Entſchluſſe, den er faßte. Nie lag eine ſo große Entſcheidung in Eines Menſchen Hand; nie ſtiftete Eines Menſchen Verblendung ſo viel Verderben.

Zweites Buch.

Der Entſchluß, welchen Ferdinand jetzt faßte, gab dem Kriege eine ganz andere Richtung, einen andern Schauplatz und andere Spieler. Aus einer Rebellion in Böhmen und einem Executionszuge gegen Rebellen ward ein *deutſcher* und bald ein *europäiſcher* Krieg. Jetzt alſo iſt es Zeit, einen Blick auf Deutſchland und das übrige Europa zu werfen.

So ungleich der Grund und Boden des deutſchen Reichs und die Vorrechte ſeiner Glieder unter Katholiken und Proteſtanten vertheilt waren, ſo durfte jede Partei nur ihre eigenthümlichen Vortheile nutzen, nur in ſtaatskluger Eintracht zuſammenhalten, um ihrer Gegenpartei gewachſen zu bleiben. Wenn die *katholiſche* die überlegene Zahl für ſich hatte, und von der Reichsconſtitution mehr begünſtigt war, ſo beſaß die *proteſtantiſche* eine zuſammenhängende Strecke volkreicher Länder, ſtreitbare Fürſten, einen kriegeriſchen Adel, zahlreiche Armeen, wohlhabende Reichsſtädte, die Herrſchaft des Meers, und auf den ſchlimmſten Fall einen zuverläſſigen Anhang in den Ländern katholiſcher Fürſten. Wenn die katholiſche Spanien und Italien zu ihrem Beiſtand bewaffnen konnte, ſo öffneten die Republiken Venedig, Holland und England der proteſtantiſchen

Digitized by Google

ihre Schätze, ſo fand ſie die Staaten des Nordens und die furchtbare türkiſche Macht zu ſchneller Hülfe bereit. Brandenburg, Sachſen und Pfalz ſetzten den drei geiſtlichen Stimmen im Churfürſtenrathe drei bedeutende proteſtantiſche Stimmen entgegen, und für den Churfürſten von Böhmen, wie für den Erzherzog von Oeſterreich, war die Kaiſerwürde eine Feſſel, wenn die proteſtantiſchen Reichsſtände ihre Wichtigkeit zu benutzen verſtanden. Das Schwert der Union konnte das Schwert der Ligue in der Scheide halten, oder doch den Ausſchlag des Kriegs, wenn es wirklich dazu kam, zweifelhaft machen. Aber Privatverhältniſſe zerriſſen leider das allgemeine politiſche Band, welches die proteſtantiſchen Reichsglieder zuſammenhalten ſollte. Der große Zeitpunkt fand nur mittelmäßige Geiſter auf der Bühne, und unbenutzt blieb der entſcheidende Moment, weil es den Muthigen an Macht, den Mächtigen an Einſicht, Muth und Entſchloſſenheit fehlte.

Das Verdienſt ſeines Ahnherrn Moritz, der Umfang ſeiner Länder und das Gewicht ſeiner Stimme, ſtellten den Churfürſten von Sachſen an die Spitze des proteſtantiſchen Deutſchlands. Von dem Entſchluſſe, den dieſer Prinz faßte, hing es ab, welche von beiden ſtreitenden Parteien den Sieg behalten ſollte; auch war **Johann Georg** nicht unempfindlich gegen die Vortheile, welche ihm dieſes wichtige Verhältniß verſchaffte. Eine gleich bedeutende Eroberung für den Kaiſer und für den proteſtantiſchen Bund, vermied er ſorgfältig, ſich an einen von beiden ganz zu verſchenken, und durch eine unwiderrufliche Erklärung, ſich entweder der

Dankbarkeit des Kaiſers anzuvertrauen, oder die Vortheile aufzugeben, welche von der Furcht dieſes Fürſten zu gewinnen waren. Unangeſteckt von dem Schwindel ritterlicher oder religiöſer Begeiſterung, welcher einen Souverain nach dem andern dahinriß, Krone und Leben an das Glücksſpiel des Kriegs zu wagen, ſtrebte Johann Georg dem ſolidern Ruhme nach, das Seinige zu Rath zu halten und zu verbeſſern. Wenn ſeine Zeitgenoſſen ihn anklagten, daß er mitten im Sturme die proteſtantiſche Sache verlaſſen; daß er der Vergrößſerung ſeines Hauſes die Errettung des Vaterlandes nachgeſetzt; daß er die ganze evangeliſche Kirche in Deutſchland dem Untergange bloßgeſtellt habe, um nur für die reformirte den Arm nicht zu erheben; wenn ſie ihn anklagten, daß er der gemeinen Sache als ein unzuverläſſiger Freund nicht viel weniger geſchadet habe, als ihre erklärteſten Feinde: ſo war es die Schuld dieſer Fürſten, welche ſich Johann Georgs weiſe Politik nicht zum Muſter nahmen. Wenn, dieſer weiſen Politik ungeachtet, der ſächſiſche Landmann, wie jeder andere, über die Greuel der kaiſerlichen Durchzüge ſeufzte; wenn ganz Deutſchland Zeuge war, wie Ferdinand ſeinen Bundsgenoſſen täuſchte und ſeiner Verſprechungen ſpottete — wenn Johann Georg dieſes endlich ſelbſt zu bemerken glaubte — deſto mehr Schande für den Kaiſer, der ein ſo redliches Vertrauen ſo grauſam hinterging!

Wenn übertriebenes Vertrauen auf Oeſterreich und Hoffnung, ſeine Länder zu vermehren, dem Churfürſten von Sachſen die Hände banden, ſo hielten Furcht

vor Oeſterreich und Angſt, ſeine Länder zu verlieren, den ſchwachen **Georg Wilhelm von Brandenburg** in weit ſchimpflichern Feſſeln. Was man dieſen beiden Fürſten zum Vorwurf machte, hätte dem Churfürſten von der Pfalz ſeinen Ruhm und ſeine Länder gerettet. Raſches Vertrauen auf ungeprüfte Kräfte, der Einfluß franzöſiſcher Rathſchläge und der verführeriſche Glanz einer Krone hatten dieſen unglücklichen Fürſten zu einem Wageſtücke hingeriſſen, dem weder ſein Genie noch ſeine politiſche Verfaſſung gewachſen war. Durch Zertheilung ſeiner Lande und die ſchlechte Harmonie ſeiner Beherrſcher wurde die Macht des pfälziſchen Hauſes geſchwächt, welche, in einer einzigen Hand verſammelt, den Ausſchlag des Kriegs noch lange Zeit hätte zweifelhaft machen können.

Eben dieſe Zerſtückelung der Lande entkräftete auch das Fürſtenhaus **Heſſen**, und die Verſchiedenheit der Religion unterhielt zwiſchen Darmſtadt und Kaſſel eine verderbliche Trennung. Die Linie Darmſtadt, der Augsburgiſchen Confeſſion zugethan, hatte ſich unter die Flügel des Kaiſers geflüchtet, der ſie auf Unkoſten der reformirten Linie Kaſſel begünſtigte. Während daß ſeine Religionsverwandten für Glauben und Freiheit ihr Blut verſpritzten, zog Landgraf **Georg von Darmſtadt** Sold von dem Kaiſer. Aber ganz ſeines Ahnherrn werth, der hundert Jahre früher unternommen hatte, Deutſchlands Freiheit gegen den furchtbaren **Karl** zu vertheidigen, erwählte **Wilhelm von Kaſſel** die Partei der Gefahr und Ehre. Ueber den Kleinmuth erhaben, der ungleich mächtigere Fürſten unter

Ferdinands Allgewalt beugte, war Landgraf Wilhelm der Erſte, der ſeinen Heldenarm freiwillig dem ſchwediſchen Helden brachte, und Deutſchlands Fürſten ein Beiſpiel gab, mit welchem keiner den Anfang machen wollte. So viel Muth ſein Entſchluß verrieth, ſo viel Standhaftigkeit zeigte ſeine Beharrung, ſo viel Tapferkeit ſeine Thaten. Mit kühner Entſchloſſenheit ſtellte er ſich vor ſein blutendes Land, und empfing einen Feind mit Spott, deſſen Hände noch von dem Mordbrande zu Magdeburg rauchten.

Landgraf Wilhelm iſt es werth, neben dem heldenreichen Stamme der Erneſtinen zur Unſterblichkeit zu gehen. Langſam erſchien dir der Tag der Rache, unglücklicher Johann Friedrich, edler, unvergeßlicher Fürſt! Langſam, aber glorreich ging er auf. Deine Zeiten kamen wieder, und auf deine Enkel ſtieg dein Heldengeiſt herab. Ein tapferes Geſchlecht von Fürſten geht hervor aus Thüringens Wäldern, durch unſterbliche Thaten das Urtheil zu beſchämen, das den Churhut von deinem Haupte ſtieß, durch aufgehäufte blutige Todtenopfer deinen zürnenden Schatten zu verſöhnen. Deine Länder konnte der Spruch des Siegers ihnen rauben; aber nicht die patriotiſche Tugend, wodurch du ſie verwirkteſt, nicht den ritterlichen Muth, der, ein Jahrhundert ſpäter, den Thron ſeines Enkels wanken machen wird. Deine und Deutſchlands Rache ſchliff ihnen gegen Habsburgs Geſchlecht einen heiligen Degen, und von einer Heldenhand zur andern erbt ſich der unbeſiegte Stahl. Als Männer vollführen ſie, was ſie als Herrſcher nicht vermögen, und ſterben

einen glorreichen Tod — als die tapferſten Soldaten der Freiheit. Zu ſchwach an Ländern, um mit eigenen Heeren ihren Feind anzufallen, richten ſie fremde Donner gegen ihn und führen fremde Fahnen zum Siege.

Deutſchlands Freiheit, aufgegeben von den mächtigen Ständen, auf welche doch allein ihre Wohlthat zurückfloß, wurde von einer kleinen Anzahl Prinzen vertheidigt, für welche ſie kaum einen Werth beſaß. Der Beſitz von Ländern und Würden ertödtete den Muth; Mangel an beiden machte Helden. Wenn Sachſen, Brandenburg u. a. m. ſich ſchüchtern zurückgezogen, ſo ſah man die Anhalt, die Mannsfeld, die Prinzen von Weimar u. a. ihr Blut in mörderiſchen Schlachten verſchwenden. Die Herzoge von Pommern, von Mecklenburg, von Lüneburg, von Würtemberg, die Reichsſtädte in Oberdeutſchland, denen das Reichsoberhaupt von jeher ein gefürchteter Name war, entzogen ſich furchtſam dem Kampfe mit dem Kaiſer, und beugten ſich murrend unter ſeine zermalmende Hand.

Oeſterreich und das katholiſche Deutſchland hatten an dem Herzoge Maximilian von Bayern einen eben ſo mächtigen als ſtaatsklugen und tapfern Beſchützer. Im ganzen Laufe dieſes Kriegs einem einzigen überlegten Plane getreu, nie ungewiß zwiſchen ſeinem Staatsvortheile und ſeiner Religion, nie Sklave Oeſterreichs, das für ſeine Größe arbeitete und vor ſeinem rettendem Arme zitterte, hätte Maximilian es verdient, die Würden und Länder, welche ihn belohnten, von einer beſſern Hand, als der Willkühr, zu empfangen. Die übrigen katholiſchen Stände, größten Theils geiſtliche

Fürſten, zu unkriegeriſch, um den Schwärmen zu widerſtehen, die der Wohlſtand ihrer Länder anlockte, wurden nach einander Opfer des Kriegs, und begnügten ſich, im Kabinet und auf ihren Kanzeln einen Feind zu verfolgen, vor welchem ſie ſich im Felde nicht zu ſtellen wagten. Alle, entweder Sklaven Öſterreichs oder Bayerns, wichen neben Maximilian in Schatten zurück; erſt in den Händen dieſes Fürſten wurde ihre verſammelte Macht von Bedeutung.

Die furchtbare Monarchie, welche Karl der Fünfte und ſein Sohn aus den Niederlanden, aus Mailand und beiden Sicilien, aus den weitläufigen oſt- und weſtindiſchen Ländern unnatürlich zuſammen zwangen, neigte ſich ſchon unter Philipp dem Dritten und Vierten zu ihrem Falle. Von unfruchtbarem Golde zu einer ſchnellen Größe gebläht, ſah man dieſe Monarchie an einer langſamen Zehrung ſchwinden, weil ihr die Milch der Staaten, der Feldbau, entzogen wurde. Die weſtindiſchen Eroberungen hatten Spanien in Armuth geſtürzt, um alle Märkte Europens zu bereichern, und Wechsler zu Antwerpen, Venedig und Genua wucherten längſt mit dem Golde, das noch in den Schachten von Peru ſchlief. Indiens wegen hatte man die ſpaniſchen Länder entvölkert, Indiens Schätze an die Wiedereroberung Hollands, an das chimäriſche Projekt, die franzöſiſche Thronfolge umzuſtoßen, an einen verunglückten Angriff auf England verſchwendet. Aber der Stolz dieſes Hofes hatte den Zeitpunkt ſeiner Größe, der Haß ſeiner Feinde ſeine Furchtbarkeit überlebt, und der Schrecken ſchien noch um die verlaſſene Höhle des

Löwen zu ſchweben. Das Mißtrauen der Proteſtanten lieh dem Miniſterium Philipps des Dritten die gefährliche Staatskunſt ſeines Vaters, und bei den deutſchen Katholiken beſtand noch immer das Vertrauen auf ſpaniſche Hülfe, wie der Wunderglaube an die Knochen der Märtyrer. Aeußerliches Gepränge verbarg die Wunden, an denen dieſe Monarchie ſich verblutete, und die Meinung von ihren Kräften blieb, weil ſie den hohen Ton ihrer goldenen Tage fortführte. Sklaven zu Hauſe und Fremdlinge auf ihrem eigenen Throne, gaben die ſpaniſchen Schattenkönige ihren deutſchen Verwandten Geſetze; und es iſt erlaubt, zu zweifeln, ob der Beiſtand, den ſie leiſteten, der ſchimpflichen Abhängigkeit werth war, womit die deutſchen Kaiſer denſelben erkaufen mußten. Hinter den Pyrenäen wurde von unwiſſenden Mönchen und ränkevollen Günſtlingen Europens Schickſal geſponnen. Aber auch in ihrem tiefſten Verfalle mußte eine Macht furchtbar bleiben, die den erſten an Umfang nicht wich, die, wo nicht aus ſtandhafter Politik, doch aus Gewohnheit demſelben Staatsſyſtem unverändert getreu blieb, die geübte Armeen und treffliche Generale beſaß, die, wo der Krieg nicht zureichte, zu dem Dolche der Banditen griff, und ihre öffentlichen Geſandten als Mordbrenner zu gebrauchen wußte. Was ſie gegen drei Weltgegenden einbüßte, ſuchte ſie gegen Oſten wieder zu gewinnen, und Europa lag in ihrer Schlinge, wenn ihr der lange vorbereitete Anſchlag gelang, zwiſchen den Alpen und dem adriatiſchen Meere mit den Erblanden Oeſterreichs zuſammenzufließen.

Zu großer Beunruhigung der dortigen Staaten hatte ſich dieſe beſchwerliche Macht in Italien eingedrungen, wo ihr fortgeſetztes Streben nach Vergrößerung alle benachbarten Souverains für ihre Beſitzungen zittern machte. In der gefährlichſten Lage befand ſich der Papſt, den die ſpaniſchen Vicekönige zwiſchen Neapel und Mailand in die Mitte nahmen. Die Republik Venedig ſah ſich zwiſchen dem öſterreichiſchen Tyrol und dem ſpaniſchen Mailand gepreßt; Savoyen kam zwiſchen eben dieſem Lande und Frankreich in's Gedränge. Daher die wandelbare und zweideutige Politik, welche ſeit **Karls des Fünften** Tagen von den Staaten Italiens beobachtet wurde. Die doppelte Perſon, welche die Päpſte vorſtellten, erhielt ſie ſchwankend zwiſchen zwei ganz widerſprechenden Staatsſyſtemen. Wenn der Nachfolger Petri in den ſpaniſchen Prinzen ſeine folgſamſten Söhne, die ſtandhafteſten Vertheidiger ſeines Stuhls verehrte, ſo hatte der Fürſt des Kirchenſtaats in eben dieſen Prinzen ſeine ſchlimmſten Nachbarn, ſeine gefährlichſten Gegner zu fürchten. Wenn dem Erſtern keine Angelegenheit näher ging, als die Proteſtanten vertilgt und die öſterreichiſchen Waffen ſiegreich zu ſehen, ſo hatte der Letztere Urſache, die Waffen der Proteſtanten zu ſegnen, die ſeinen Nachbar außer Stand ſetzten, ihm gefährlich zu werden. Das Eine oder das Andere behielt die Oberhand, je nachdem die Päpſte mehr um ihre weltliche Macht, oder um ihre geiſtliche Herrſchaft bekümmert waren; im Ganzen aber richtete ſich die römiſche Staatskunſt nach der dringendern Gefahr — und es iſt bekannt, wie viel mächtiger die

Furcht, ein gegenwärtiges Gut zu verlieren, das Gemüth zu beſtimmen pflegt, als die Begierde, ein längſt verlornes wieder zu gewinnen. So wird es begreiflich, wie ſich der Statthalter Chriſti mit dem öſterreichiſchen Hauſe zum Untergange der Ketzer, und wie ſich eben dieſer Statthalter Chriſti mit eben dieſen Ketzern zum Untergange des öſterreichiſchen Hauſes verſchwören konnte. Bewundernswürdig verflochten iſt der Faden der Weltgeſchichte! Was möchte wohl aus der Reformation — was aus der Freiheit der deutſchen Fürſten geworden ſeyn, wenn der Biſchof zu Rom und der Fürſt zu Rom beſtändig Ein Intereſſe gehabt hätten?

Frankreich hatte mit ſeinem vortrefflichen Heinrich ſeine ganze Größe und ſein ganzes Gewicht auf der politiſchen Wage Europens verloren. Eine ſtürmiſche Minderjährigkeit zernichtete alle Wohlthaten der vorhergehenden kraftvollen Regierung. Unfähige Miniſter, Geſchöpfe der Gunſt und Intrigue, zerſtreuten in wenigen Jahren die Schätze, welche Sully's Oekonomie und Heinrichs Sparſamkeit aufgehäuft hatten. Kaum vermögend, ihre erſchlichene Gewalt gegen innere Faktionen zu behaupten, mußten ſie es aufgeben, das große Steuer Europens zu lenken. Der nämliche Bürgerkrieg, welcher Deutſchland gegen Deutſchland bewaffnete, brachte auch Frankreich gegen Frankreich in Aufruhr, und Ludwig der Dreizehnte tritt ſeine Volljährigkeit nur an, um ſeine eigene Mutter und ſeine proteſtantiſchen Unterthanen zu bekriegen. Dieſe, durch Heinrichs erleuchtete Politik in Feſſeln gehalten, greifen jetzt, durch die Gelegenheit aufgeweckt und von einigen unternehmenden Führern ermuntert,

zum Gewehr, ziehen ſich im Staat zu einem eigenen Staat zuſammen, und beſtimmen die feſte und mächtige Stadt Rochelle zum Mittelpunkt ihres werdenden Reichs. Zu wenig Staatsmann, um durch eine weiſe Toleranz dieſen Bürgerkrieg in der Geburt zu erſticken, und doch viel zu wenig Herr über die Kräfte ſeines Staats, um ihn mit Nachdruck zu führen, ſieht ſich Ludwig der Dreizehnte bald zu dem erniedrigenden Schritte gebracht, die Unterwerfung der Rebellen durch große Geldſummen zu erkaufen. So ſehr ihm auch die Staatsklugheit rathen mochte, die Rebellen in Böhmen gegen Oeſterreich zu unterſtützen, ſo unthätig mußte Heinrichs des Vierten Sohn für jetzt noch ihrem Untergange zuſehen, glücklich genug, wenn ſich die Calviniſten in ſeinem Reiche ihrer Glaubensgenoſſen jenſeits des Rheins nicht zur Unzeit erinnerten. Ein großer Geiſt am Ruder des Staats würde die Proteſtanten in Frankreich zum Gehorſam gebracht, und ihren Brüdern in Deutſchland die Freiheit erfochten haben; aber Heinrich der Vierte war nicht mehr, und erſt Richelieu ſollte ſeine Staatskunſt wieder hervorrufen.

Indem Frankreich von der Höhe ſeines Ruhms wieder herunterſank, vollendete das freigewordene Holland den Bau ſeiner Größe. Noch war der begeiſterte Muth nicht verraucht, der, von dem Geſchlecht der Oranier entzündet, dieſe kaufmänniſche Nation in ein Heldenvolk verwandelt, und ſie fähig gemacht hatte, ihre Unabhängigkeit in einem mörderiſchen Kriege gegen das ſpaniſche Haus zu behaupten. Eingedenk, wie viel ſie ſelbſt bei ihrer Befreiung fremdem Beiſtande ſchuldig

waren, brannten dieſe Republikaner von Begierde, ihren deutſchen Brüdern zu einem ähnlichen Schickſale zu verhelfen, und dies um ſo mehr, da beide gegen den nämlichen Feind ſtritten, und Deutſchlands Freiheit der Freiheit Hollands zur beſten Bruſtwehr diente. Aber eine Republik, die noch um ihr eigenes Daſeyn kämpfte, die mit den bewunderuswürdigſten Anſtrengungen einem überlegenen Feinde in ihrem eigenen Gebiete kaum gewachſen blieb, durfte ihre Kräfte der nothwendigen Selbſtvertheidigung nicht entziehen, um ſie mit großmüthiger Politik für fremde Staaten zu verſchwenden.

Auch England, obgleich unterdeſſen durch Schottland vergrößert, hatte unter ſeinem ſchwachen Jakob in Europa das Gewicht nicht mehr, welches ihm der Herrſchergeiſt ſeiner Eliſabeth zu verſchaffen gewußt hatte. Ueberzeugt, daß die Wohlfahrt ihrer Inſel an der Sicherheit der Proteſtanten befeſtigt ſey, hatte ſich dieſe ſtaatskluge Königin nie von dem Grundſatze entfernt, jede Unternehmung zu befördern, die auf Verringerung der öſterreichiſchen Macht abzielte. Ihrem Nachfolger fehlte es ſowohl an Geiſt, dieſen Grundſatz zu faſſen, als an Macht, ihn in Ausübung zu bringen. Wenn die ſparſame Eliſabeth ihre Schätze nicht ſchonte, um den Niederlanden gegen Spanien, Heinrich dem Vierten gegen die Wuth der Ligue beizuſpringen, ſo überließ Jakob — Tochter, Enkel und Eidam der Willkühr eines unverſöhnlichen Siegers. Während daß dieſer König ſeine Gelehrſamkeit erſchöpfte, um den Urſprung der königlichen Majeſtät im Himmel aufzuſuchen, ließ er die ſeinige auf Erden verfallen. Indem er ſeine

Beredſamkeit anſtrengte, das *unumſchränkte* Recht der Könige zu erweiſen, erinnerte er die engliſche Nation an das *ihrige*, und verſcherzte durch eine unnütze Geldverſchwendung ſein *wichtigſtes Regal*, das Parlament zu entbehren und der Freiheit ihre Stimme zu nehmen. Ein angebornes Grauen vor jeder bloßen Klinge ſchreckte ihn auch von dem gerechteſten Kriege zurück; ſein Liebling, **Buckingham**, ſpielte mit ſeinen Schwächen, und ſeine ſelbſtgefällige Eitelkeit machte es der ſpaniſchen Argliſt leicht, ihn zu betrügen. Während daß man ſeinen Eidam in Deutſchland zu Grunde richtete und das Erbtheil ſeiner Enkel an Andere verſchenkte, zog dieſer blödſinnige Fürſt mit glückſeligem Wohlgefallen den Weihrauch ein, den ihm Oeſterreich und Spanien ſtreuten. Um ſeine Aufmerkſamkeit von dem deutſchen Kriege abzulenken, zeigte man ihm eine Schwiegertochter in Madrid, und der ſpaßhafte Vater rüſtete ſeinen abenteuerlichen Sohn ſelbſt zu dem Gaukelſpiele aus, mit welchem dieſer ſeine ſpaniſche Braut überraſchte. Die ſpaniſche Braut verſchwand ſeinem Sohne, wie die böhmiſche Krone und der pfälziſche Churhut ſeinem Eidam, und nur der Tod entriß ihn der Gefahr, ſeine friedfertige Regierung mit einem Kriege zu beſchließen, bloß weil er den Muth nicht gehabt hatte, ihn von weitem zu zeigen.

Die bürgerlichen Stürme, durch ſein ungeſchicktes Regiment vorbereitet, erwachten unter ſeinem unglücklichen Sohne, und nöthigten dieſen bald, nach einigen unerheblichen Verſuchen, jedem Antheile an dem deutſchen Kriege zu entſagen, um die Wuth der Faktionen

in ſeinem eigenen Reiche zu löſchen, von denen er endlich ein beklagenswerthes Opfer ward.

Zwei verdienſtvolle Könige, an perſönlichem Ruhme einander zwar bei weitem nicht gleich, aber gleich an Macht und Ruhmbegierde, ſetzten damals den europäiſchen Norden in Achtung. Unter der langen und thätigen Regierung **Christians des Vierten** wuchs Dänemark zu einer bedeutenden Macht empor. Die perſönlichen Eigenſchaften dieſes Fürſten, eine vortreffliche Marine, auserleſene Truppen, wohlbeſtellte Finanzen und ſtaatskluge Bündniſſe vereinigten ſich, dieſem Staate einen blühenden Wohlſtand von innen, und Anſehen von außen zu verſchaffen. Schweden hatte **Guſtav Waſa** aus der Knechtſchaft geriſſen, durch eine weiſe Geſetzgebung umgeſtaltet, und den neugeſchaffenen Staat zuerſt an den Tag der Weltgeſchichte hervorgezogen. Was dieſer große Prinz nur im rohen Grundriſſe andeutete, wurde durch ſeinen größern Enkel, **Guſtav Adolph**, vollendet.

Beide Reiche, vormals in eine einzige Monarchie unnatürlich zuſammengezwungen, und kraftlos in dieſer Vereinigung, hatten ſich zu den Zeiten der Reformation gewaltſam von einander getrennt, und dieſe Trennung war die Epoche ihres Gedeihens. So ſchädlich ſich jene gezwungene Vereinigung für beide Reiche erwieſen, ſo nothwendig war den getrennten Staaten nachbarliche Freundſchaft und Harmonie. Auf beide ſtützte ſich die evangeliſche Kirche, beide hatten dieſelben Meere zu bewachen; Ein Intereſſe hätte ſie gegen denſelben Feind vereinigen ſollen. Aber der Haß, welcher

die Verbindung beider Monarchien aufgelöst hatte, fuhr fort, die längſt getrennten Nationen feindſelig zu entzweien. Noch immer konnten die däniſchen Könige ihren Anſprüchen auf das ſchwediſche Reich nicht entſagen, Schweden das Andenken der vormaligen däniſchen Tyrannei nicht verbannen. Die zuſammenfließenden Grenzen beider Reiche boten der Nationalfeindſchaft einen ewigen Zunder dar; die wachſame Eiferſucht beider Könige und unvermeidliche Handelscolliſionen in den nordiſchen Meeren ließen die Quelle des Streits nie verſiegen.

Unter den Hülfsmitteln, wodurch Guſtav **Waſa**, der Stifter des ſchwediſchen Reichs, ſeiner neuen Schöpfung Feſtigkeit zu geben geſucht hatte, war die Kirchenreformation eine der wirkſamſten geweſen. Ein Reichsgrundgeſetz ſchloß die Anhänger des Papſtthums von allen Staatsämtern aus, und verbot jedem künftigen Beherrſcher Schwedens, den Religionszuſtand des Reichs abzuändern. Aber ſchon Guſtavs zweiter Sohn und zweiter Nachfolger, **Johann**, trat zu dem Papſtthum zurück, und deſſen Sohn, **Sigismund**, zugleich König von Polen, erlaubte ſich Schritte, welche zum Untergange der Verfaſſung und der herrſchenden Kirche abzielten. **Karln**, Herzog von Südermannland, Guſtavs dritten Sohn, an ihrer Spitze, thaten die Stände einen herzhaften Widerſtand, woraus zuletzt ein offenbarer Bürgerkrieg zwiſchen dem Oheim und Neffen, zwiſchen dem Könige und der Nation ſich entzündete. Herzog **Karl**, während der Abweſenheit des Königs Verweſer des Reichs, benutzte Sigismunds lange

Reſidenz in Polen und den gerechten Unwillen der Stände, die Nation ſich auf's Engſte zu verbinden, und ſeinem eigenen Hauſe unvermerkt den Weg zum Throne zu bahnen. Die ſchlechten Maßregeln Sigismunds beförderten ſeine Abſicht nicht wenig. Eine allgemeine Reichsverſammlung erlaubte ſich, zum Vortheile des Reichsverweſers von dem Rechte der Erſtgeburt abzuweichen, welches Guſtav Waſa in der ſchwediſchen Thronfolge eingeführt hatte, und ſetzte den Herzog von Südermannland auf den Thron, von welchem Sigismund mit ſeiner ganzen Nachkommenſchaft feierlich ausgeſchloſſen wurde. Der Sohn des neuen Königs, der unter dem Namen Karls des Neunten regierte, war Guſtav Adolph, dem aus eben dieſem Grunde die Anhänger Sigismunds, als dem Sohne eines Thronräubers, die Anerkennung verſagten. Aber wenn die Verbindlichkeit zwiſchen König und Volk gegenſeitig iſt, wenn ſich Staaten nicht wie eine todte Waare von einer Hand zur andern forterben, ſo muß es einer ganzen einſtimmig handelnden Nation erlaubt ſeyn, einem eidbrüchigen Beherrſcher ihre Pflicht aufzukündigen und ſeinen Platz durch einen Würdigern zu beſetzen.

Guſtav Adolph hatte das ſiebzehnte Jahr noch nicht vollendet, als der ſchwediſche Thron durch den Tod ſeines Vaters erledigt wurde; aber die frühe Reife ſeines Geiſtes vermochte die Stände, den geſetzmäßigen Zeitraum der Minderjährigkeit zu ſeinem Vortheile zu verkürzen. Mit einem glorreichen Siege über ſich ſelbſt eröffnete er eine Regierung, die den Sieg zum beſtändigen Begleiter haben und ſiegend endigen ſollte. Die

junge Gräfin von Brahe, eine Tochter ſeines Unterthans, hatte die Erſtlinge ſeines großen Herzens, und ſein Entſchluß war aufrichtig, den ſchwediſchen Thron mit ihr zu theilen. Aber von Zeit und Umſtänden bezwungen, unterwarf ſich ſeine Neigung der höhern Regentenpflicht, und die Heldentugend gewann wieder ausſchließend ein Herz, das nicht beſtimmt war, ſich auf das ſtille häusliche Glück einzuſchränken.

Chriſtian der Vierte von Dänemark, König ſchon, ehe Guſtav das Licht der Welt erblickte, hatte die ſchwediſchen Grenzen angefallen, und über den Vater dieſes Helden wichtige Vortheile errungen. Guſtav Adolph eilte, dieſen verderblichen Krieg zu endigen, und erkaufte durch weiſe Aufopferungen den Frieden, um ſeine Waffen gegen den Czaar von Moskau zu kehren. Nie verſuchte ihn der zweideutige Ruhm eines Eroberers, das Blut ſeiner Völker in ungerechten Kriegen zu verſpritzen; aber ein gerechter wurde nie von ihm verſchmäht. Seine Waffen waren glücklich gegen Rußland, und das ſchwediſche Reich ſah ſich mit wichtigen Provinzen gegen Oſten vergrößert.

Unterdeſſen ſetzte König Sigismund von Polen gegen den Sohn die feindſeligen Geſinnungen fort, wozu der Vater ihn berechtigt hatte, und ließ keinen Kunſtgriff unverſucht, die Unterthanen Guſtav Adolphs in ihrer Treue wankend, ſeine Freunde kaltſinnig, ſeine Feinde unverſöhnlich zu machen. Weder die großen Eigenſchaften ſeines Gegners, noch die gehäufteſten Merkmale von Ergebenheit, welche Schweden ſeinem angebeteten Könige gab, konnten jenen verblendeten

Fürſten von der thörichten Hoffnung heilen, den verlornen Thron wieder zu beſteigen. Alle Friedensvorſchläge Guſtavs wurden mit Uebermuth verſchmäht. Unwillkührlich ſah ſich dieſer friedliebende Held in einen langwierigen Krieg mit Polen verwickelt, in welchem nach und nach ganz Liefland und Polniſch-Preußen der ſchwediſchen Herrſchaft unterworfen wurden. Immer Sieger, war Guſtav Adolph immer der Erſte bereit, die Hand zum Frieden zu bieten.

Dieſer ſchwediſch-polniſche Krieg fällt in den Anfang des dreißigjährigen in Deutſchland, mit welchem er in Verbindung ſteht. Es war genug, daß König Sigismund, ein Katholik, die ſchwediſche Krone einem proteſtantiſchen Prinzen ſtreitig machte, um ſich der thätigſten Freundſchaft Spaniens und Oeſterreichs verſichert halten zu können; eine doppelte Verwandtſchaft mit dem Kaiſer gab ihm noch ein näheres Recht an ſeinen Schutz. Das Vertrauen auf eine ſo mächtige Stütze war es auch vorzüglich, was den König von Polen zur Fortſetzung eines Kriegs aufmunterte, der ſich ſo ſehr zu ſeinem Nachtheile erklärte; und die Höfe zu Madrid und Wien unterließen nicht, ihn durch prahleriſche Verſprechungen bei gutem Muthe zu erhalten. Indem Sigismund in Liefland, Kurland und Preußen einen Platz nach dem andern verlor, ſah er ſeinen Bundsgenoſſen in Deutſchland zu der nämlichen Zeit von Sieg zu Sieg der unumſchränkten Herrſchaft entgegeneilen — kein Wunder, wenn ſeine Abneigung gegen den Frieden in gleichem Verhältniſſe mit ſeinen Niederlagen ſtieg. Die Heftigkeit, mit der er ſeine chimäriſche

Hoffnung verfolgte, verblendete ihm die Augen gegen die argliſtige Politik ſeines Bundsgenoſſen, der auf ſeine Unkoſten nur den ſchwediſchen Helden beſchäftigte, um deſto ungeſtörter die Freiheit des deutſchen Reichs umzuſtürzen, und alsdann den erſchöpften Norden als eine leichte Eroberung an ſich zu reißen. Ein Umſtand, auf den man allein nicht gerechnet hatte — Guſtavs Heldengröße, zerriß das Gewebe dieſer betrügeriſchen Staatskunſt. Dieſer achtjährige polniſche Krieg, weit entfernt, die ſchwediſche Macht zu erſchöpfen, hatte bloß dazu gedient, das Feldherrngenie Guſtav Adolphs zu zeitigen, in einer langen Fechtübung die ſchwediſchen Heere zu ſtählen, und unvermerkt die neue Kriegskunſt in Gang zu bringen, durch welche ſie nachher auf deutſchem Boden Wunder thun ſollten.

Nach dieſer nothwendigen Digreſſion über den damaligen Zuſtand der europäiſchen Staaten ſey mir erlaubt, den Faden der Geſchichte wieder aufzunehmen.

Seine Staaten hatte Ferdinand wieder, aber noch nicht den Aufwand, den ihre Wiedereroberung ihm gekoſtet hatte. Eine Summe von vierzig Millionen Gulden, welche die Confiscationen in Böhmen und Mähren in ſeine Hände brachten, würde hinreichend geweſen ſeyn, ihm und ſeinen Alliirten alle Unkoſten zu vergüten; aber dieſe unermeßliche Summe war bald in den Händen der Jeſuiten und ſeiner Günſtlinge zerronnen. Herzog Maximilian von Bayern, deſſen ſiegreichem Arme der Kaiſer faſt allein den Beſitz ſeiner Staaten verdankte, der, um ſeiner Religion und ſeinem Kaiſer zu dienen, einen nahen Verwandten aufgeopfert

hatte, Maximilian hatte die gegründetſten Anſprüche auf ſeine Dankbarkeit; und in einem Vertrage, den der Herzog noch vor dem Ausbruche des Kriegs mit dem Kaiſer ſchloß, hatte er ſich ausdrücklich den Erſatz aller Unkoſten ausbedungen. Ferdinand fühlte die ganze Verbindlichkeit, welche dieſer Vertrag und jene Dienſte ihm auflegten; aber er hatte nicht Luſt, ſie mit eigenem Verluſte zu erfüllen. Seine Abſicht war, den Herzog auf das Glänzendſte zu belohnen, aber ohne ſich ſelbſt zu berauben. Wie konnte dieſes beſſer geſchehen, als auf Unkoſten desjenigen Fürſten, gegen welchen ihm der Krieg dieſes Recht zu geben ſchien, deſſen Vergehungen ſchwer genug abgeſchildert werden konnten, um jede Gewaltthätigkeit durch das Anſehen der Geſetze zu rechtfertigen? Friedrich mußte alſo weiter verfolgt, Friedrich zu Grunde gerichtet werden, damit Maximilian belohnt werden könnte, und ein neuer Krieg ward eröffnet, um den alten zu bezahlen.

Aber ein ungleich wichtigerer Beweggrund kam hinzu, das Gewicht dieſes erſtern zu verſtärken. Bis hierher hatte Ferdinand bloß für ſeine Exiſtenz gefochten, und keine andere Pflichten, als die der Selbſtvertheidigung, erfüllt. Jetzt aber, da der Sieg ihm Freiheit zu handeln gab, gedachte er ſeiner vermeintlichen höhern Pflichten, und erinnerte ſich an das Gelübde, das er zu Loretto und Rom ſeiner Generaliſſima, der heiligen Jungfrau, gethan, mit Gefahr ſeiner Krone und ſeines Lebens ihre Verehrung auszubreiten. Die Unterdrückung der Proteſtanten war mit dieſem Gelübde unzertrennlich verknüpft. Günſtigere Umſtände

konnten ſich zu Erfüllung deſſelben nicht vereinigen, als ſich jetzt nach Endigung des böhmiſchen Kriegs beiſammen fanden. Die pfälziſchen Lande in katholiſche Hände zu bringen, fehlte es ihm weder an Macht, noch an einem Schein des Rechts, und unüberſehlich wichtig waren die Folgen dieſer Veränderung für das ganze katholiſche Deutſchland. Indem er den Herzog von Bayern mit dem Raube ſeines Verwandten belohnte, befriedigte er zugleich ſeine niedrigſten Begierden und erfüllte ſeine erhabenſte Pflicht: er zermalmte einen Feind, den er haßte; er erſparte ſeinem Eigennutze ein ſchmerzhaftes Opfer, indem er ſich die himmliſche Krone verdiente.

Friedrichs Untergang war längſt im Kabinet des Kaiſers beſchloſſen, ehe das Schickſal ſich gegen ihn erklärte; aber erſt, nachdem dieſes Letzte geſchehen war, wagte man es, dieſen Donner der willkührlichen Gewalt gegen ihn zu ſchleudern. Ein Schluß des Kaiſers, dem alle Formalitäten fehlten, welche die Reichsgeſetze in einem ſolchen Falle nothwendig machen, erklärte den Churfürſten und drei andere Prinzen, welche in Schleſien und Böhmen für ihn die Waffen geführt hatten, als Beleidiger der kaiſerlichen Majeſtät und Störer des Landfriedens, in die Reichsacht, und aller ihrer Würden und Länder verluſtig. Die Vollſtreckung dieſer Sentenz gegen Friedrich, nämlich die Eroberung ſeiner Länder, wurde, mit einer ähnlichen Verſpottung der Reichsgeſetze, der Krone Spanien, als Beſitzerin des burgundiſchen Kreiſes, dem Herzoge von Bayern und der Ligue aufgetragen. Wäre die evangeliſche Union

des Namens werth geweſen, den ſie trug, und der Sache, die ſie vertheidigte, ſo würde man bei Vollſtreckung der Reichsacht unüberwindliche Hinderniſſe gefunden haben; aber eine ſo verächtliche Macht, die den ſpaniſchen Truppen in der Unterpfalz kaum gewachſen war, mußte es aufgeben, gegen die vereinigte Macht des Kaiſers, Bayerns und der Ligue zu ſtreiten. Das Urtheil der Reichsacht, welches über den Churfürſten ausgeſprochen war, ſcheuchte ſogleich alle Reichsſtädte von dem Bündniſſe hinweg, und die Fürſten folgten bald ihrem Beiſpiele. Glücklich genug, ihre eigenen Länder zu retten, überließen ſie den Churfürſten, ihr ehemaliges Oberhaupt, der Willkühr des Kaiſers, ſchwuren die Union ab, und gelobten, ſie nie wieder zu erneuern.

Unrühmlich hatten die deutſchen Fürſten den unglücklichen Friedrich verlaſſen, Böhmen, Schleſien und Mähren der furchtbaren Macht des Kaiſers gehuldigt; ein einziger Mann, ein Glücksritter, deſſen ganzer Reichthum ſein Degen war, **Ernſt Graf von Mannsfeld**, wagte es, in der böhmiſchen Stadt Pilſen der ganzen Macht des Kaiſers zu trotzen. Von dem Churfürſten, dem er ſeine Dienſte gewidmet hatte, nach der Prager Schlacht ohne alle Hülfe gelaſſen, unwiſſend ſogar, ob ihm Friedrich ſeine Beharrlichkeit dankte, hielt er noch eine Zeitlang allein gegen die Kaiſerlichen Stand, bis ſeine Truppen, von der Geldnoth getrieben, die Stadt Pilſen an den Kaiſer verkauften; von dieſem Schlage nicht erſchüttert, ſah man ihn bald darauf in der Oberpfalz neue Werbeplätze anlegen, um die

Truppen an ſich zu ziehen, welche die Union verabſchiedet hatte. Ein neues, zwanzigtauſend Mann ſtarkes Heer entſtand in Kurzem unter ſeinen Fahnen, um ſo furchtbarer für alle Provinzen, auf die es ſich warf, weil es durch Raub allein ſich erhalten konnte. Unwiſſend, wohin dieſer Schwarm ſtürzen würde, zitterten ſchon alle benachbarten Bisthümer, deren Reichthum ihn anlocken konnte. Aber in's Gedränge gebracht von dem Herzoge von Bayern, der als Vollſtrecker der Reichsacht in die Oberpfalz eindrang, mußte Mannsfeld aus dieſer Gegend entweichen. Durch einen glücklichen Betrug dem nacheilenden bayeriſchen General Tilly entſprungen, erſchien er auf Einmal in der Unterpfalz, und übte dort an den rheiniſchen Bisthümern die Mißhandlungen aus, die er den fränkiſchen zugedacht hatte. Während daß die kaiſerlich-bayeriſche Armee Böhmen überſchwemmte, war der ſpaniſche General Ambros Spinola von den Niederlanden aus mit einem anſehnlichen Heere in die Unterpfalz eingefallen, welche der Ulmer Vergleich der Union zu vertheidigen erlaubte. Aber die Maßregeln waren ſo ſchlecht genommen, daß ein Platz nach dem andern in ſpaniſche Hände fiel, und endlich, als die Union auseinander gegangen war, der größte Theil des Landes von ſpaniſchen Truppen beſetzt blieb. Der ſpaniſche General Corduba, welcher dieſe Truppen nach dem Abzuge des Spinola befehligte, hob eiligſt die Belagerung Frankenthals auf, als Mannsfeld in die Unterpfalz eintrat. Aber anſtatt die Spanier aus dieſer Provinz zu vertreiben, eilte dieſer über den Rhein, um

ſeinen bedürftigen Truppen in dem Elſaß ein Feſt zu bereiten. Zur fürchterlichſten Einöde wurden alle offenen Länder, über welche ſich dieſer Räuberſchwarm ergoß, und nur durch ungeheure Summen konnten ſich die Städte von der Plünderung loskaufen. Geſtärkt von dieſem Zuge, zeigte ſich **Mannsfeld** wieder am Rhein, die Unterpfalz zu decken.

So lange ein ſolcher Arm für ihn ſtritt, war Churfürſt **Friedrich** nicht unrettbar verloren. Neue Ausſichten fingen an, ſich ihm zu zeigen, und das Unglück weckte ihm Freunde auf, die ihm in ſeinem Glücke geſchwiegen hatten. König **Jakob von England**, der gleichgültig zugeſehen hatte, wie ſein Eidam die böhmiſche Krone verlor, erwachte aus ſeiner Fühlloſigkeit, da es die ganze Exiſtenz ſeiner Tochter und ſeiner Enkel galt, und der ſiegreiche Feind einen Angriff auf die Churlande wagte. Spät genug öffnete er jetzt ſeine Schätze, und eilte, die Union, die damals die Unterpfalz noch vertheidigte, und, als dieſe dahin war, den Grafen **von Mannsfeld** mit Geld und Truppen zu unterſtützen. Durch ihn wurde auch ſein naher Anverwandter, König **Chriſtian von Dänemark**, zu thätiger Hülfe aufgefordert. Der ablaufende Stillſtand zwiſchen Spanien und Holland beraubte zugleich den Kaiſer alles Beiſtandes, den er von den Niederlanden aus zu erwarten gehabt hätte. Wichtiger als alles dieſes war die Hülfe, die dem Pfalzgrafen von Siebenbürgen und Ungarn aus erſchien. Der Stillſtand **Gabors** mit dem Kaiſer war kaum zu Ende, als dieſer furchtbare alte Feind Oeſterreichs Ungarn auf's

Neue überſchwemmte, und ſich in Preßburg zum Könige krönen ließ. Reißend ſchnell waren ſeine Fortſchritte, ſo daß Boucquoi Böhmen verlaſſen mußte, um Ungarn und Oeſterreich gegen Gaborn zu vertheidigen. Dieſer tapfere General fand bei der Belagerung von Neuhäuſel ſeinen Tod; ſchon vorher war der eben ſo tapfere Dampierre vor Preßburg geblieben. Unaufgehalten drang Gabor an die öſterreichiſche Grenze vor; der alte Graf von Thurn und mehrere geächtete Böhmen hatten ihren Haß und ihren Arm mit dieſem Feinde ihres Feindes vereinigt. Ein nachdrücklicher Angriff von deutſcher Seite, während daß Gabor den Kaiſer von Ungarn aus bedrängte, hätte Friedrichs Glück ſchnell wiederherſtellen können; aber immer hatten die Böhmen und die Deutſchen die Waffen aus den Händen gelegt, wenn Gabor in's Feld rückte; immer hatte ſich dieſer Letztere erſchöpft, wenn jene anfingen ſich zu erholen.

Friedrich hatte indeſſen nicht geſäumt, ſich ſeinem neuen Beſchützer, Mannsfeld, in die Arme zu werfen. Verkleidet erſchien er in der Unterpfalz, um welche Mannsfeld und der bayeriſche General Tilly ſich riſſen; die Oberpfalz hatte man längſt überwältigt. Ein Strahl von Hoffnung ging ihm auf, als aus den Trümmern der Union neue Freunde für ihn erſtanden. Markgraf Georg Friedrich von Baden, ein ehemaliges Mitglied derſelben, fing ſeit einiger Zeit an, eine Kriegsmacht zuſammenzuziehen, welche ſich bald zu einem anſehnlichen Heere vermehrte. Niemand wußte, wem es galt, als er unverſehens in's Feld rückte und ſich mit dem

Grafen Mannsfeld vereinigte. Seine Markgrafſchaft hatte er, ehe er in den Krieg zog, ſeinem Sohne abgetreten, um ſie durch dieſen Kunſtgriff der Rache des Kaiſers zu entziehen, wenn das Glück etwas Menſchliches über ihn verhängen ſollte. Auch der benachbarte Herzog von Würtemberg fing an, ſeine Kriegsmacht zu verſtärken. Dem Pfalzgrafen wuchs dadurch der Muth, und er arbeitete mit allem Ernſte daran, die Union wieder in's Leben zu rufen. Jetzt war die Reihe an Tilly, auf ſeine Sicherheit zu denken. In größter Eile zog er die Truppen des ſpaniſchen Generals Corduba an ſich. Aber indem der Feind ſeine Macht vereinigte, trennten ſich Mannsfeld und der Markgraf von Baden, und der Letztere wurde von dem bayeriſchen General bei Wimpfen geſchlagen (1622).

Ein Aventurier ohne Geld, dem man ſelbſt die rechtmäßige Geburt ſtreitig machte, hatte ſich zum Vertheidiger eines Königs aufgeſtellt, den einer ſeiner nächſten Verwandten zu Grunde richtete und der Vater ſeiner Gemahlin im Stiche ließ. Ein regierender Prinz begab ſich ſeiner Länder, die er ruhig beherrſchte, um für einen Andern, der ihm fremd war, das ungewiſſe Glück des Kriegs zu verſuchen. Ein neuer Glücksritter, an Staaten arm, deſto reicher an glorreichen Ahnen, übernimmt nach ihm die Vertheidigung einer Sache, welche Jener auszuführen verzweifelte. Herzog Chriſtian von Braunſchweig, Adminiſtrator von Halberſtadt, glaubte dem Grafen von Mannsfeld das Geheimniß abgelernt zu haben, eine Armee von zwanzigtauſend Mann ohne Geld auf den Beinen zu erhalten.

Von jugendlichem Uebermuthe getrieben, und voll Begierde, ſich auf Koſten der katholiſchen Geiſtlichkeit, die er ritterlich haßte, einen Namen zu machen und Beute zu erwerben, verſammelte er in Niederſachſen ein beträchtliches Heer, welchem die Vertheidigung Friedrichs und der deutſchen Freiheit den Namen leihen mußte. Gottes Freund und der Pfaffen Feind war der Wahlſpruch, den er auf ſeinen Münzen von eingeſchmolzenem Kirchenſilber führte, und dem er durch ſeine Thaten keine Schande machte.

Der Weg, den dieſe Räuberbande nahm, war wie gewöhnlich mit der ſchrecklichſten Verheerung bezeichnet. Durch Plünderung der niederſächſiſchen und weſtphäliſchen Stifter ſammelte ſie Kräfte, die Bisthümer am Oberrhein zu plündern. Von Freund und Feind dort vertrieben, näherte ſich der Adminiſtrator bei der mainziſchen Stadt Höchſt dem Mainſtrome, den er nach einem mörderiſchen Gefechte mit Tilly, der ihm den Uebergang ſtreitig machen wollte, paſſirte. Mit Verluſt ſeines halben Heers erreichte er das jenſeitige Ufer, wo er den Ueberreſt ſeiner Truppen ſchnell wieder ſammelte, und mit demſelben zu dem Grafen von Mannsfeld ſtieß. Verfolgt von Tilly, ſtürzte ſich dieſer vereinigte Schwarm zum zweiten Male über das Elſaß, um die Verwüſtungen nachzuholen, die bei dem erſten Einfalle unterblieben waren. Während daß der Churfürſt Friedrich, nicht viel anders als ein flüchtiger Bettler, mit dem Heere herumzog, das ihn als ſeinen Herrn erkannte, und mit ſeinem Namen ſich ſchmückte, waren ſeine Freunde geſchäftig, ihn mit dem

Kaiſer zu verſöhnen. Ferdinand wollte dieſen noch nicht alle Hoffnung benehmen, den Pfalzgrafen wieder eingeſetzt zu ſehen. Voll Argliſt und Verſtellung, zeigte er ſich bereitwillig zu Unterhandlungen, wodurch er ihren Eifer im Felde zu erkälten und das Aeußerſte zu verhindern hoffte. König Jakob, das Spiel der öſterreichiſchen Argliſt, wie immer, trug durch ſeine thörichte Geſchäftigkeit nicht wenig dazu bei, die Maßregeln des Kaiſers zu unterſtützen. Vor Allem verlangte Ferdinand, daß Friedrich die Waffen von ſich legte, wenn er an die Gnade des Kaiſers apellire; und Jakob fand dieſe Forderung äuſſerſt billig. Auf ſein Geheiß ertheilte der Pfalzgraf ſeinen einzigen wahren Beſchützern, dem Grafen von Mannsfeld und dem Adminiſtrator, den Abſchied, und erwartete in Holland ſein Schickſal von der Barmherzigkeit des Kaiſers.

Mannsfeld und Herzog Chriſtian waren bloß eines neuen Namens wegen verlegen; die Sache des Pfalzgrafen hatte ſie nicht in Rüſtung geſetzt, alſo konnte ſein Abſchied ſie nicht entwaffnen. Der Krieg war ihr Zweck, gleich viel, für weſſen Sache ſie kriegten. Nach einem vergeblichen Verſuche des Grafen Mannsfeld, in die Dienſte des Kaiſers zu treten, zogen ſich beide nach Lothringen, wo die Ausſchweifungen ihrer Truppen bis in das innerſte Frankreich Schrecken verbreiteten. Eine Zeitlang harrten ſie hier vergebens auf einen Herrn, der ſie dingen ſollte, als die Holländer, von dem ſpaniſchen General Spinola bedrängt, ihnen Dienſte anboten. Nach einem mörderiſchen Gefechte bei Fleurus mit den Spaniern, die

ihnen den Weg verlegen wollten, erreichten ſie Holland, wo ihre Erſcheinung den ſpaniſchen General ſogleich vermochte, die Belagerung von Bergen op Zoom aufzuheben. Aber auch Holland war dieſer ſchlimmen Gäſte bald müde, und benutzte den erſten Augenblick von Erholung, ſich ihres gefährlichen Beiſtandes zu entledigen. Mannsfeld ließ ſeine Truppen in der fetten Provinz Oſtfriesland zu neuen Thaten ſich ſtärken. Herzog Chriſtian, voll Leidenſchaft für die Pfalzgräfin, die er in Holland hatte kennen lernen, und kriegsluſtiger als je, führte die Seinigen nach Niederſachſen zurück, den Handſchuh dieſer Prinzeſſin auf ſeinem Hute, und die Deviſe: Alles für Gott und ſie, auf ſeinen Fahnen. Beide hatten ihre Rolle in dieſem Kriege noch lange nicht geendigt.

Alle kaiſerlichen Staaten waren jetzt endlich von Feinden gereinigt, die Union aufgelöst, der Markgraf von Baden, Graf Mannsfeld und Herzog Chriſtian aus dem Felde geſchlagen, und die pfälziſchen Lande von den Truppen der Reichsexecution überſchwemmt. Mannheim und Heidelberg hatten die Bayern im Beſitze, und bald wurde auch Frankenthal den Spaniern geräumt. In einem Winkel von Holland harrte der Pfalzgraf auf die ſchimpfliche Erlaubniß, durch einen Fußfall den Zorn des Kaiſers verſöhnen zu dürfen; und ein ſogenannter Churfürſtentag zu Regensburg ſollte endlich ſein Schickſal beſtimmen. Längſt war dieſes am Hofe des Kaiſers entſchieden; aber jetzt erſt waren die Umſtände günſtig genug, mit dieſer ganzen Entſcheidung an das Licht hervorzutreten. Nach Allem dem,

was bis jetzt von dem Kaiſer gegen den Churfürſten geſchehen war, glaubte Ferdinand keine aufrichtige Verſöhnung mehr hoffen zu können. Nur indem man die Gewaltthätigkeit vollendete, glaubte man ſie unſchädlich zu machen. Verloren mußte alſo bleiben, was verloren war; Friedrich durfte ſeine Länder nicht wieder ſehen, und ein Fürſt ohne Land und Volk konnte den Churhut nicht mehr tragen. So ſchwer ſich der Pfalzgraf gegen das Haus Oeſterreich verſchuldet hatte, ſo ein herrliches Verdienſt hatte ſich der Herzog um daſſelbe erworben. So viel das Haus Oeſterreich und die katholiſche Kirche von der Rachbegierde und dem Religionshaſſe des pfälziſchen Hauſes zu fürchten haben mochten, ſo viel hatten beide von der Dankbarkeit und dem Religionseifer des bayeriſchen zu hoffen. Endlich wurde, durch Uebertragung der pfälziſchen Churwürde an Bayern, der katholiſchen Religion das entſchiedenſte Uebergewicht im Churfürſtenrathe, und ein bleibender Sieg in Deutſchland verſichert.

Dieſes Letzte war genug, die drei geiſtlichen Churfürſten dieſer Neuerung günſtig zu machen; unter den proteſtantiſchen war nur die einzige Stimme Churſachſens wichtig. Konnte aber Johann Georg dem Kaiſer ein Recht ſtreitig machen, ohne welches er ſein eigenes an den Churhut dem Zweifel ausſetzte? Einem Fürſten zwar, den ſeine Abkunft, ſeine Würde und ſeine Macht an die Spitze der proteſtantiſchen Kirche in Deutſchland ſtellten, hätte, wie es ſchien, nichts heiliger ſeyn ſollen, als die Rechte dieſer Kirche gegen alle Angriffe der katholiſchen zu behaupten; aber die Frage war jetzt

nicht ſowohl, wie man das Intereſſe der proteſtantiſchen Religion gegen die Katholiken wahrnehmen, ſondern welcher von zwei gleich gehaßten Religionen, der calviniſchen oder der päpſtlichen, man den Sieg über die andere gönnen, welchem von zwei gleich ſchlimmen Feinden man die pfälziſche Chur zuſprechen ſollte; und im Gedränge zwiſchen zwei entgegengeſetzten Pflichten war es ja wohl natürlich — dem Privathaſſe und dem Privatnutzen den Ausſchlag heimzuſtellen. Der geborene Beſchützer der deutſchen Freiheit und der proteſtantiſchen Religion ermunterte den Kaiſer, über die pfälziſche Chur nach kaiſerlicher Machtvollkommenheit zu verfügen, und ſich im Geringſten nicht irren zu laſſen, wenn man von Seiten Churſachſens, der Form wegen, ſich ſeinen Maßregeln entgegenſetzen ſollte. Wenn Johann Georg in der Folge mit ſeiner Einwilligung zurückhielt, ſo hatte Ferdinand ſelbſt durch Vertreibung der evangeliſchen Prediger aus Böhmen zu dieſer Sinnesänderung Anlaß gegeben; und die Belehnung Bayerns mit der pfälziſchen Chur hörte auf, eine geſetzwidrige Handlung zu ſeyn, ſobald der Kaiſer ſich dazu verſtand, dem Churfürſten von Sachſen für eine Rechnung von ſechs Millionen Thaler Kriegskoſten die Lauſitz einzuräumen.

Ferdinand belehnte alſo, mit Widerſpruch des ganzen proteſtantiſchen Deutſchlands, mit Verſpottung der Reichsgrundgeſetze, die er in der Wahlcapitulation beſchworen, den Herzog von Bayern zu Regensburg feierlich mit der pfälziſchen Chur, doch, wie es hieß, unbeſchadet der Anſprüche, welche die Agnaten und

Nachkommen Friedrichs darauf geltend machen möchten. Dieſer unglückliche Fürſt ſah ſich jetzt unwiderruflich aus dem Beſitze ſeiner Staaten vertrieben, ohne von dem Gerichte, das ihn verdammte, zuvor gehört worden zu ſeyn; eine Gerechtigkeit, welche die Geſetze auch dem geringſten Unterthan, auch dem ſchwärzeſten Verbrecher, vergönnen.

Dieſer gewaltſame Schritt öffnete endlich dem Könige von England die Augen, und da um eben dieſe Zeit die Unterhandlungen zerriſſen wurden, welche wegen einer Heirath ſeines Sohnes mit einer ſpaniſchen Tochter angeſponnen waren, ſo nahm endlich Jakob mit Lebhaftigkeit die Partei ſeines Eidams. Eine Revolution im franzöſiſchen Miniſterium hatte den Cardinal Richelieu zum Herrn der Geſchäfte gemacht, und dieſes tiefgeſunkene Königreich fing bald an zu fühlen, daß ein Mann an ſeinem Ruder ſaß. Die Bewegungen des ſpaniſchen Statthalters in Mailand, ſich des Veltlins zu bemächtigen, um von hier aus einen Vereinigungspunkt mit den Erbſtaaten Oeſterreichs zu finden, erweckten wieder die alte Furcht vor dieſer Macht, und mit ihr die Staatsmaximen Heinrichs des Großen. Eine Heirath des Prinzen von Wallis mit Henrietten von Frankreich ſtiftete zwiſchen dieſen beiden Kronen eine engere Vereinigung, zu welcher auch Holland, Dänemark und einige Staaten Italiens traten. Der Entwurf wurde gemacht, Spanien mit gewaffneter Hand zur Herausgabe des Veltlins, und Oeſterreich zu Wiederherſtellung Friedrichs zu zwingen; aber nur für das Erſte wurde einige Thätigkeit gezeigt.

Jakob der Erſte ſtarb, und Karl der Erſte, im Streit mit ſeinem Parlamente, konnte den Angelegenheiten Deutſchlands keine Aufmerkſamkeit mehr ſchenken. Savoyen und Venedig hielten ihren Beiſtand zurück, und der franzöſiſche Miniſter glaubte die Hugenotten in ſeinem Vaterlande erſt unterwerfen zu müſſen, ehe er es wagen dürfte, die Proteſtanten in Deutſchland gegen den Kaiſer zu beſchützen. So große Hoffnungen man von dieſer Allianz geſchöpft hatte, ſo wenig entſprach ihnen der Erfolg.

Graf Mannsfeld, von aller Hülfe entblößt, ſtand unthätig am Unterrhein, und Herzog Christian von Braunſchweig ſah ſich nach einem verunglückten Feldzuge auf's Neue vom deutſchen Boden vertrieben. Ein abermaliger Einfall Bethlen Gabors in Mähren hatte ſich, weil er von Deutſchland aus nicht unterſtützt wurde, fruchtlos, wie alle vorigen, in einen förmlichen Frieden mit dem Kaiſer geendigt. Die Union war nicht mehr, kein proteſtantiſcher Fürſt mehr unter den Waffen, und an den Grenzen von Niederdeutſchland ſtand der bayeriſche General Tilly mit einem ſieggewohnten Heere auf proteſtantiſchem Boden. Die Bewegungen Herzog Chriſtians von Braunſchweig hatten ihn nach dieſer Gegend, und einmal ſchon in den niederſächſiſchen Kreis gezogen, wo er Lippſtadt, den Waffenplatz des Adminiſtrators, überwältigte. Die Nothwendigkeit, dieſen Feind zu beobachten und von neuen Einfällen abzuhalten, ſollte auch noch jetzt ſeinen Aufenthalt auf dieſem Boden rechtfertigen. Aber Mannsfeld und Chriſtian hatten aus Geldmangel ihre Heere

entlaſſen, und die Armee des Grafen Tilly ſah weit und breit keinen Feind mehr. Warum beläſtigte ſie noch das Land, in dem ſie ſtand?

Schwer iſt es, aus dem Geſchrei erhitzter Parteien die Stimme der Wahrheit zu unterſcheiden — aber bedenklich war es, daß die Ligue ſich nicht entwaffnete. Das voreilige Frohlocken der Katholiken mußte die Beſtürzung vermehren. Der Kaiſer und die Ligue ſtanden gewaffnet und ſiegreich in Deutſchland, und nirgends eine Macht, die ihnen Widerſtand leiſten konnte, wenn ſie einen Verſuch wagen ſollten, die proteſtantiſchen Stände anzufallen, oder gar den Religionsfrieden umzuſtürzen. Wenn Kaiſer Ferdinand auch wirklich von dem Gedanken weit entfernt war, ſeine Siege zu mißbrauchen, ſo mußte die Wehrloſigkeit der Proteſtanten den erſten Gedanken in ihm aufwecken. Veraltete Verträge konnten keine Zügel für einen Fürſten ſeyn, der ſeiner Religion Alles ſchuldig zu ſeyn glaubte, und jede Gewaltthätigkeit durch die religiöſe Abſicht für geheiligt hielt. Oberdeutſchland war überwältigt, und Niederdeutſchland allein konnte ſeiner Alleingewalt noch im Wege ſtehen. Hier waren die Proteſtanten die herrſchende Macht, hier waren der katholiſchen Kirche die meiſten Stifter entriſſen worden, und der Zeitpunkt ſchien jetzt gekommen zu ſeyn, dieſe verlorenen Beſitzungen wieder an die Kirche zurückzubringen. In dieſen von den niederdeutſchen Fürſten eingezogenen Stiftern beſtand zugleich ein nicht geringer Theil ihrer Macht, und der Kirche zu der Ihrigen zu verhelfen,

gab zugleich einen trefflichen Vorwand her, dieſe Fürſten zu ſchwächen.

Unverzeihliche Sorgloſigkeit würde es geweſen ſeyn, in dieſer gefahrvollen Lage ſich müßig zu verhalten. Das Andenken an die Gewaltthätigkeiten, die das Tilly'ſche Heer in Niederſachſen ausgeübt hatte, war noch zu neu, um die Stände nicht zu ihrer Selbſtvertheidigung zu ermuntern. In möglichſter Eilfertigkeit bewaffnete ſich der niederſächſiſche Kreis. Außerordentliche Kriegsſteuern wurden erhoben, Truppen geworben und Magazine angefüllt. Man unterhandelte mit Venedig, mit Holland, mit England wegen Subſidien. Man berathſchlagte, welche Macht man an die Spitze des Bundes ſtellen ſollte. Die Könige des Sundes und des baltiſchen Meeres, natürliche Bundesgenoſſen dieſes Kreiſes, konnten nicht gleichgültig zuſehen, wenn ihn der Kaiſer als Eroberer betreten, und an den Küſten der nordiſchen Meere ihr Nachbar werden ſollte. Das doppelte Intereſſe der Religion und der Staatsklugheit forderte ſie auf, die Fortſchritte dieſes Monarchen in Niederdeutſchland zu begrenzen. **Chriſtian der Vierte**, König von Dänemark, zählte ſich als Herzog von Holſtein ſelbſt zu den Ständen dieſes Kreiſes; durch gleich ſtarke Gründe wurde **Guſtav Adolph von Schweden** zu einem Antheile an dieſem Bündniſſe bewogen.

Beide Könige bewarben ſich wetteifernd um die Ehre, den niederſächſiſchen Kreis zu vertheidigen, und die furchtbare öſterreichiſche Macht zu bekriegen. Jeder bot ſich an, eine wohlgerüſtete Armee aufzuſtellen und

in eigener Perſon anzuführen. Siegreiche Feldzüge gegen Moskau und Polen gaben dem Verſprechen des ſchwediſchen Königs Nachdruck; die ganze baltiſche Küſte war von dem Namen Guſtav Adolphs erfüllt. Aber der Ruhm dieſes Nebenbuhlers nagte am Herzen des däniſchen Königs, und je mehr Lorbeern er ſich ſelbſt in dieſem Feldzuge verſprach, deſto weniger konnte Chriſtian der Vierte es von ſich erhalten, ſie ſeinem beneideten Nachbar zu gönnen. Beide brachten ihre Vorſchläge und Bedingungen vor das engliſche Miniſterium, wo es endlich Chriſtian dem Vierten gelang, ſeinen Mitwerber zu überbieten. Guſtav Adolph forderte zu ſeiner Sicherheit die Einräumung einiger feſten Plätze in Deutſchland, wo er ſelbſt keinen Fußbreit Landes beſaß, um ſeinen Truppen im Fall eines Unglücks die nöthige Zuflucht zu gewähren. Chriſtian der Vierte hatte Holſtein und Jütland, durch welche Länder er ſich nach einer verlornen Schlacht ſicher zurückziehen konnte.

Um ſeinem Nebenbuhler den Rang abzulaufen, eilte der König von Dänemark, ſich im Felde zu zeigen. Zum Oberſten des niederſächſiſchen Kreiſes ernannt, hatte er in Kurzem ein ſechzigtauſend Mann ſtarkes Heer auf den Beinen; der Adminiſtrator von Magdeburg, die Herzoge von Braunſchweig, die Herzoge von Mecklenburg traten mit ihm in Verbindung. Der Beiſtand, zu welchem England Hoffnung gemacht hatte, erhöhte ſeinen Muth, und mit einer ſolchen Macht ausgerüſtet, ſchmeichelte er ſich, dieſen Krieg in Einem Feldzug zu endigen. Nach Wien berichtete man, daß

die Bewaffnung nur zur Abſicht habe, den Kreis zu vertheidigen und die Ruhe in dieſer Gegend aufrecht zu erhalten. Aber die Unterhandlungen mit Holland, mit England, ſelbſt mit Frankreich, die außerordentlichſten Anſtrengungen des Kreiſes und die furchtbare Armee, welche man aufſtellte, ſchienen etwas mehr als bloße Vertheidigung, ſchienen die gänzliche Wiederherſtellung des Churfürſten von der Pfalz, und die Demüthigung des zu mächtig gewordenen Kaiſers zum Endzweck zu haben.

Nachdem der Kaiſer Unterhandlungen, Ermahnungen, Drohungen und Befehle fruchtlos erſchöpft hatte, den König von Dänemark und den niederſächſiſchen Kreis zu Niederlegung der Waffen zu vermögen, fingen die Feindſeligkeiten an, und Niederdeutſchland wurde nun der Schauplatz des Kriegs. Graf Tilly folgte dem linken Ufer des Weſerſtroms, und bemächtigte ſich aller Päſſe bis Minden; nach einem fehlgeſchlagenen Angriffe auf Nienburg und ſeinem Uebergange über den Strom, überſchwemmte er das Fürſtenthum Kalemberg, und ließ es durch ſeine Truppen beſetzen. Am rechten Ufer der Weſer agirte der König, und verbreitete ſich in den braunſchweigiſchen Landen. Aber durch zu ſtarke Detachements hatte er ſein Hauptheer ſo geſchwächt, daß er mit dem Ueberreſte nichts Erhebliches ausrichten konnte. Der Ueberlegenheit ſeines Gegners bewußt, vermied er eben ſo ſorgfältig eine entſcheidende Schlacht, als der liguiſtiſche Feldherr ſie ſuchte.

Bisher hatte der Kaiſer bloß mit den Waffen Bayerns und der Ligue in Deutſchland geſtritten, wenn

man die ſpaniſch-niederländiſchen Hülfsvölker ausnimmt, welche die Unterpfalz überfielen. Maximilian führte den Krieg als Oberſter der Reichsexecution, und Tilly, der ſie befehligte, war ein bayeriſcher Diener. Alle ſeine Ueberlegenheit im Felde hatte der Kaiſer den Waffen Bayerns und der Ligue zu danken; dieſe hatten alſo ſein ganzes Glück und Anſehen in Händen. Dieſe Abhängigkeit von dem guten Willen Bayerns und der Ligue vertrug ſich nicht mit den weit ausſehenden Entwürfen, denen man nach einem ſo glänzenden Anfange am kaiſerlichen Hofe Raum zu geben begann.

So bereitwillig die Ligue ſich gezeigt hatte, die Vertheidigung des Kaiſers zu übernehmen, an welcher ihre eigene Wohlfahrt befeſtigt war, ſo wenig war zu erwarten, daß ſie dieſe Bereitwilligkeit auch auf die kaiſerlichen Eroberungsplane erſtrecken würde. Oder wenn ſie auch ihre Armeen künftig zu Eroberungen hergab, ſo war zu fürchten, daß ſie mit dem Kaiſer nichts als den allgemeinen Haß theilen würde, um für ſich allein alle Vortheile davon zu ernten. Nur eine anſehnliche Heeresmacht, von ihm ſelbſt aufgeſtellt, konnte ihn dieſer drückenden Abhängigkeit von Bayern überheben, und ihm ſeine bisherige Ueberlegenheit in Deutſchland behaupten helfen. Aber der Krieg hatte die kaiſerlichen Lande viel zu ſehr erſchöpft, um die unermeßlichen Koſten einer ſolchen Kriegsrüſtung beſtreiten zu können. Unter dieſen Umſtänden konnte dem Kaiſer nichts willkommener ſeyn, als der Antrag, womit einer ſeiner Offiziere ihn überraſchte.

Graf Wallenſtein war es, ein verdienter Offizier, der reichſte Edelmann in Böhmen. Er hatte dem kaiſerlichen Hauſe von früher Jugend an gedient, und ſich in mehreren Feldzügen gegen Türken, Venetianer, Böhmen, Ungarn und Siebenbürgen auf das Rühmlichſte ausgezeichnet. Der Prager Schlacht hatte er als Oberſter beigewohnt, und nachher als Generalmajor eine ungariſche Armee in Mähren geſchlagen. Die Dankbarkeit des Kaiſers kam dieſen Dienſten gleich, und ein beträchtlicher Theil der nach dem böhmiſchen Aufruhr confiszirten Güter war ſeine Belohnung. Im Beſitz eines unermeßlichen Vermögens, von ehrgeizigen Entwürfen erhitzt, voll Zuverſicht auf ſeine glücklichen Sterne, und noch mehr auf eine gründliche Berechnung der Zeitumſtände, erbot er ſich, für den Kaiſer, auf eigene und ſeiner Freunde Koſten, eine Armee auszurüſten und völlig zu bekleiden, ja ſelbſt die Sorge für ihren Unterhalt dem Kaiſer zu erſparen, wenn ihm geſtattet würde, ſie bis auf fünfzigtauſend Mann zu vergrößern. Niemand war, der dieſen Vorſchlag nicht als die chimäriſche Geburt eines brauſenden Kopfes verlachte — aber der Verſuch war noch immer reichlich belohnt, wenn auch nur ein Theil des Verſprechens erfüllt wurde. Man überließ ihm einige Kreiſe in Böhmen zu Muſterplätzen, und fügte die Erlaubniß hinzu, Offiziersſtellen zu vergeben. Wenige Monate, ſo ſtanden zwanzigtauſend Mann unter den Waffen, mit welchen er die öſterreichiſchen Grenzen verließ; bald darauf erſchien er ſchon mit dreißigtauſend an der Grenze von Niederſachſen. Der Kaiſer hatte zu der ganzen Ausrüſtung

nichts gegeben, als ſeinen Namen. Der Ruf des Feldherrn, Ausſicht auf glänzende Beförderung und Hoffnung der Beute lockten aus allen Gegenden Deutſchlands Abenteurer unter ſeine Fahnen, und ſogar regierende Fürſten, von Ruhmbegierde oder Gewinnſucht gereizt, erboten ſich jetzt, Regimenter für Oeſterreich aufzuſtellen.

Jetzt alſo — zum erſten Male in dieſem Kriege — erſchien eine kaiſerliche Armee in Deutſchland; eine ſchreckenvolle Erſcheinung für die Proteſtanten, eine nicht viel erfreulichere für die Katholiſchen. Wallenſtein hatte Befehl, ſeine Armee mit den Truppen der Ligue zu vereinigen, und in Gemeinſchaft mit dem bayeriſchen General den König von Dänemark anzugreifen. Aber längſt ſchon eiferſüchtig auf Tilly's Kriegsruhm, bezeigte er keine Luſt, die Lorbeern dieſes Feldzugs mit ihm zu theilen, und im Schimmer von Tilly's Thaten den Ruhm der ſeinigen zu verlieren. Sein Kriegsplan unterſtützte zwar die Operationen des Letztern, aber ganz unabhängig von denſelben führte er ihn aus. Da ihm die Quellen fehlten, aus welchen Tilly die Bedürfniſſe ſeines Heers beſtritt, ſo mußte er das ſeinige in wohlhabende Länder führen, die von dem Kriege noch nicht gelitten hatten. Ohne alſo, wie ihm befohlen war, zu dem liguiſtiſchen Feldherrn zu ſtoßen, rückte er in das halberſtädtiſche und magdeburgiſche Gebiet, und bemächtigte ſich bei Deſſau der Elbe. Alle Länder an beiden Ufern dieſes Stroms lagen nun ſeinen Erpreſſungen offen; er konnte von da dem Könige von Dänemark in den Rücken fallen, ja,

wenn es nöthig war, in die eigenen Länder deſſelben einen Weg ſich bahnen.

Christian der Vierte fühlte die ganze Gefahr ſeiner Lage zwiſchen zwei ſo furchtbaren Heeren. Er hatte ſchon vorher den Adminiſtrator von Halberſtadt, der kürzlich aus Holland zurückgekehrt war, an ſich gezogen; jetzt erklärte er ſich auch öffentlich für den Grafen von Mannsfeld, den er bisher verläugnet hatte, und unterſtützte ihn nach Vermögen. Reichlich erſtattete ihm Mannsfeld dieſen Dienſt. Er ganz allein beſchäftigte die Wallenſteiniſche Macht an der Elbe, und verhinderte ſie, in Gemeinſchaft mit Tilly den König aufzureiben. Dieſer muthige General näherte ſich ſogar, der feindlichen Ueberlegenheit ungeachtet, der Deſſauer Brücke, und wagte es, den kaiſerlichen Schanzen gegenüber, ſich gleichfalls zu verſchanzen. Aber von der ganzen feindlichen Macht im Rücken angefallen, mußte er der überlegenen Anzahl weichen, und mit einem Verluſte von dreitauſend Todten ſeinen Poſten verlaſſen. Nach dieſer Niederlage zog ſich Mannsfeld in die Mark Brandenburg, wo er ſich nach einer kurzen Erholung mit neuen Truppen verſtärkte, und dann plötzlich nach Schleſien drehte, um von dort aus in Ungarn einzudringen und in Verbindung mit Bethlen Gaborn den Krieg in das Herz der öſterreichiſchen Staaten zu verſetzen. Da die kaiſerlichen Erblande gegen einen ſolchen Feind unvertheidigt waren, ſo erhielt Wallenſtein ſchleunigen Befehl, den König von Dänemark für jetzt ganz aus den Augen zu laſſen, um Mannsfelden, wo möglich, den Weg durch Schleſien zu verlegen.

Die Diverſion, welche den Wallenſteiniſchen Truppen durch Mannsfeld gemacht wurde, erlaubte dem Könige, einen Theil ſeines Heeres in das Weſtphäliſche zu ſchicken, um dort die Bisthümer Münſter und Osnabrück zu beſetzen. Dies zu verhindern, verließ Tilly eilig den Weſerſtrom; aber die Bewegungen Herzog Chriſtians, welcher Miene machte, durch Heſſen in die liguiſtiſchen Länder einzudringen und dahin den Krieg zu verſetzen, riefen ihn auf's Schnellſte wieder aus Weſtphalen zurück. Um nicht von dieſen Ländern abgeſchnitten zu werden, und eine gefährliche Vereinigung des Landgrafen von Heſſen mit dem Feinde zu verhüten, bemächtigte ſich Tilly eiligſt aller haltbaren Plätze an der Werra und Fuld, und verſicherte ſich der Stadt Minden am Eingange der heſſiſchen Gebirge, wo beide Ströme in die Weſer zuſammenfließen. Er eroberte kurz darauf Göttingen, den Schlüſſel zu Braunſchweig und Heſſen, und hatte Nordheim daſſelbe Schickſal zugedacht, welches aber zu verhindern der König mit ſeiner ganzen Armee herbeieilte. Nachdem er dieſen Ort mit allem Nöthigen verſehen, um eine lange Belagerung auszuhalten, ſuchte er ſich durch das Eichsfeld und Thüringen einen neuen Weg in die liguiſtiſchen Länder zu eröffnen. Schon war er Duderſtadt vorbei; aber durch ſchnelle Märſche hatte ihm Graf Tilly den Vorſprung abgewonnen. Da die Armee des Letztern, durch einige Wallenſteiniſche Regimenter verſtärkt, der ſeinigen an Zahl weit überlegen war, ſo wendete ſich der König in das Braunſchweigiſche zurück, um eine Schlacht zu vermeiden. Aber auf eben dieſem Rückzuge

verfolgte ihn Tilly ohne Unterlaß, und nach einem dreitägigen Scharmützel mußte er endlich bei dem Dorfe Lutter, am Barenberge, dem Feinde ſtehen. Die Dänen thaten den Angriff mit vieler Tapferkeit, und dreimal führte ſie der muthvolle König gegen den Feind; endlich aber mußte der ſchwächere Theil der überlegenen Anzahl und beſſern Kriegsübung des Feindes weichen, und ein vollkommener Sieg wurde von dem liguiſtiſchen Feldherrn erfochten. Sechzig Fahnen und die ganze Artillerie, Bagage und Munition ging verloren; viele edle Offiziere blieben todt auf dem Platze, gegen viertauſend von den Gemeinen; mehrere Compagnien Fußvolk, die ſich auf der Flucht in das Amthaus zu Lutter geworfen, ſtreckten das Gewehr und ergaben ſich dem Sieger.

Der König entfloh mit ſeiner Reiterei, und ſammelte ſich nach dieſem empfindlichen Schlage bald wieder. Tilly verfolgte ſeinen Sieg, bemächtigte ſich der Weſer und der braunſchweigiſchen Lande, und trieb den König bis in das Bremiſche zurück. Durch ſeine Niederlage ſchüchtern gemacht, wollte dieſer nur vertheidigungsweiſe verfahren, beſonders aber dem Feinde den Uebergang über die Elbe verwehren. Aber indem er in alle haltbaren Plätze Beſatzungen warf, blieb er unthätig mit einer getheilten Macht; die zerſtreuten Corps wurden nach einander von dem Feinde zerſtreut oder aufgerieben. Die liguiſtiſchen Truppen, des ganzen Weſerſtroms mächtig, verbreiteten ſich über die Elbe und Havel, und die däniſchen ſahen ſich aus einem Poſten nach dem andern verjagt. Tilly ſelbſt war

über die Elbe gegangen, und hatte bis weit in das Brandenburgiſche ſeine ſiegreichen Waffen verbreitet, indem Wallenſtein von der andern Seite in Holſtein eindrang, den Krieg in die eigenen Länder des Königs zu ſpielen.

Dieſer General kam eben aus Ungarn zurück, bis wohin er dem Grafen Mannsfeld gefolgt war, ohne ſeinen Marſch aufhalten oder ſeine Vereinigung mit Bethlen Gaborn verhindern zu können. Immer von dem Schickſale verfolgt, und immer größer als ſein Schickſal, hatte ſich dieſer unter unendlichen Schwierigkeiten glücklich durch Schleſien und Ungarn zu dem Fürſten von Siebenbürgen hindurchgeſchlagen, wo er aber nicht ſehr willkommen war. Im Vertrauen auf engliſchen Beiſtand, und auf eine mächtige Diverſion in Niederſachſen, hatte Gabor auf's Neue den Waffenſtillſtand mit dem Kaiſer gebrochen, und anſtatt dieſer gehofften Diverſion brachte ihm jetzt Mannsfeld die ganze Wallenſteiniſche Macht mit, und forderte Geld von ihm, anſtatt es zu bringen. Dieſe wenige Uebereinſtimmung unter den proteſtantiſchen Fürſten erkältete Gabors Eifer, und er eilte, wie gewöhnlich, ſich der überlegenen Macht des Kaiſers durch einen geſchwinden Frieden zu entledigen. Feſt entſchloſſen, denſelben bei dem erſten Strahle von Hoffnung wieder zu brechen, wies er den Grafen von Mannsfeld an die Republik Venedig, um dort vor allem Andern Geld aufzubringen.

Von Deutſchland abgeſchnitten, und ganz außer Stande, den ſchwachen Ueberreſt ſeiner Truppen in Ungarn zu ernähren, verkaufte Mannsfeld Geſchütz

und Heergeräthe, und ließ ſeine Soldaten auseinandergehen. Er ſelbſt nahm mit einem kleinen Gefolge den Weg durch Bosnien und Dalmatien nach Venedig; neue Entwürfe ſchwellten ſeinen Muth; aber ſein Lauf war vollendet. Das Schickſal, das ihn im Leben ſo unſtät herumwarf, hatte ihm ein Grab in Dalmatien bereitet. Nicht weit von Zara übereilte ihn der Tod (1626). Kurz vorher war ſein treuer Schickſalsgenoſſe, Herzog Chriſtian von Braunſchweig, geſtorben — zwei Männer, der Unſterblichkeit werth, hätten ſie ſich eben ſo über ihr Zeitalter als über ihr Schickſal erhoben.

Der König von Dänemark hatte mit einer vollzähligen Macht dem einzigen Tilly nicht Stand halten können; wie viel weniger jetzt beiden kaiſerlichen Generalen mit einer geſchwächten! Die Dänen wichen aus allen ihren Poſten an der Weſer, Elbe und Havel, und die Armee Wallenſteins ergoß ſich über Brandenburg, Mecklenburg, Holſtein und Schleswig wie ein reißender Strom. Dieſer General, allzu übermüthig, um mit einem Andern gemeinſchaftlich zu agiren, hatte den liguiſtiſchen Feldherrn über die Elbe geſchickt, um dort die Holländer zu beobachten; eigentlich aber, damit er ſelbſt den Krieg mit dem König endigen, und die Früchte der von Tilly erfochtenen Siege für ſich allein ernten möchte. Alle feſten Plätze in ſeinen deutſchen Staaten, Glückſtadt allein ausgenommen, hatte Chriſtian verloren, ſeine Heere waren geſchlagen oder zerſtreut, von Deutſchland aus keine Hülfe, von England wenig Troſt, ſeine Bundesgenoſſen in Niederſachſen der Wuth des Siegers preisgegeben. Den Landgrafen von Heſſenkaſſel

hatte Tilly gleich nach dem Siege bei Lutter gezwungen, der däniſchen Allianz zu entſagen. Wallenſteins furchtbare Erſcheinung vor Berlin brachte den Churfürſten von Brandenburg zur Unterwerfung, und zwang ihn, Maximilian von Bayern als rechtmäßigen Churfürſten anzuerkennen. Der größte Theil Mecklenburgs ward jetzt von den kaiſerlichen Truppen überſchwemmt, beide Herzoge, als Anhänger des Königs von Dänemark, in die Reichsacht erklärt und aus ihren Staaten vertrieben. Die deutſche Freiheit gegen widerrechtliche Eingriffe vertheidigt zu haben, wurde als ein Verbrechen behandelt, das den Verluſt aller Würden und Länder nach ſich zog. Und doch war alles dies nur das Vorſpiel ſchreiender Gewaltthätigkeiten, welche bald darauf folgen ſollten.

Jetzt kam das Geheimniß an den Tag, auf welche Art Wallenſtein ſeine ausſchweifenden Verſprechungen zu erfüllen meinte. Dem Grafen Mannsfeld war es abgelernt; aber der Schüler übertraf ſeinen Meiſter. Dem Grundſatze gemäß, daß der Krieg den Krieg ernähren müſſe, hatten Mannsfeld und Herzog Chriſtian mit den Brandſchatzungen, die ſie von Freund und Feind ohne Unterſchied erpreßten, die Bedürfniſſe ihrer Truppen beſtritten; aber dieſe räuberiſche Lebensart war auch von allem Ungemach und aller Unſicherheit des Räuberlebens begleitet. Gleich flüchtigen Dieben mußten ſie ſich durch wachſame und erbitterte Feinde ſtehlen, von einem Ende Deutſchlands zum andern fliehen, ängſtlich auf die Gelegenheit lauern, und gerade die wohlhabendſten Länder meiden, weil eine ſtärkere Macht

dieſe vertheidigte. Hatten Mannsfeld und Herzog Chriſtian, im Kampfe mit ſo furchtbaren Hinderniſſen, doch ſo erſtaunlich viel gethan, was mußte ſich dann nicht ausrichten laſſen, wenn man aller dieſer Hinderniſſe überhoben war! wenn die Armee, die man aufſtellte, zahlreich genug war, auch den mächtigſten einzelnen Reichsſtand in Furcht zu ſetzen — wenn der Name des Kaiſers allen Gewaltthätigkeiten die Strafloſigkeit verſicherte — kurz — wenn man unter der höchſten Autorität im Reiche, und an der Spitze eines überlegenen Heeres, denſelben Kriegsplan befolgte, welchen jene beiden Abenteurer auf eigene Gefahr und mit einer zuſammengelaufenen Bande in Ausübung gebracht hatten!

Dies hatte Wallenſtein im Auge, da er dem Kaiſer ſein kühnes Anerbieten that, und jetzt wird es Niemand mehr übertrieben finden. Je mehr man das Heer verſtärkte, deſto weniger durfte man um den Unterhalt deſſelben bekümmert ſeyn, denn deſto mehr brachte es die widerſetzlichen Stände zum Zittern; je ſchreiender die Gewaltthätigkeiten, deſto ungeſtrafter konnte man ſie verüben. Gegen feindlich geſinnte Reichsſtände hatten ſie einen Schein des Rechts; gegen getreue konnte die vorgeſchützte Nothwendigkeit ſie entſchuldigen. Die ungleiche Vertheilung dieſes Druckes verhinderte eine gefährliche Einigkeit unter den Ständen; die Erſchöpfung ihrer Länder entzog ihnen zugleich die Mittel, ſie zu rügen. Ganz Deutſchland wurde auf dieſe Art ein Proviantmagazin für die Heere des Kaiſers, und er konnte mit allen Territorien wie mit ſeinen Erblanden

ſchalten. Allgemein war das Geſchrei um Gerechtigkeit am Throne des Kaiſers; aber man war vor der Selbſtrache der gemißhandelten Fürſten ſicher, ſo lange ſie um Gerechtigkeit riefen. Der allgemeine Unwillen zertheilte ſich zwiſchen dem Kaiſer, der ſeinen Namen zu dieſen Greueln gab, und dem Feldherrn, der ſeine Vollmacht überſchritt, und offenbar die Autorität ſeines Herrn mißbrauchte. Durch den Kaiſer nahm man den Weg, um gegen ſeinen Feldherrn Schutz zu erhalten; aber ſobald er ſich durch ſeine Truppen allmächtig wußte, hatte Wallenſtein auch den Gehorſam gegen den Kaiſer abgeworfen.

Die Erſchöpfung des Feindes ließ einen nahen Frieden mit Wahrſcheinlichkeit erwarten; dennoch fuhr Wallenſtein fort, die kaiſerlichen Heere immer mehr, zuletzt bis auf hunderttauſend Mann, zu verſtärken. Oberſten- und Offizierspatente ohne Zahl, ein königlicher Staat des Generals, unmäßige Verſchwendungen an ſeine Kreaturen (nie ſchenkte er unter tauſend Gulden), unglaubliche Summen für Beſtechungen am Hofe des Kaiſers, um dort ſeinen Einfluß zu erhalten — Alles dieſes ohne den Kaiſer zu beſchweren. Aus den Brandſchatzungen der niederdeutſchen Provinzen wurden alle dieſe unermeßlichen Summen gezogen; kein Unterſchied zwiſchen Freund und Feind, gleich eigenmächtige Durchzüge und Einquartierungen in aller Herren Ländern, gleiche Erpreſſungen und Gewaltthätigkeiten. Dürfte man einer ausſchweifenden Angabe aus jenen Zeiten trauen, ſo hätte Wallenſtein in einem ſiebenjährigen Commando ſechzigtauſend Millionen Thaler aus einer

Hälfte Deutſchlands an Contributionen erhoben. Je ungeheurer die Erpreſſungen, deſto mehr Vorrath für ſeine Heere, deſto ſtärker alſo der Zulauf zu ſeinen Fahnen; alle Welt fliegt nach dem Glücke. Seine Armeen ſchwollen an, indem alle Länder welkten, durch die ſie zogen. Was kümmerte ihn nun der Fluch der Provinzen und das Klaggeſchrei der Fürſten? Sein Heer betete ihn an, und das Verbrechen ſelbſt ſetzte ihn in den Stand, alle Folgen deſſelben zu verlachen.

Man würde dem Kaiſer Unrecht thun, wenn man alle die Ausſchweifungen ſeiner Armeen auf ſeine Rechnung ſetzen wollte. Wußte es **Ferdinand** vorher, daß er ſeinem Feldherrn alle deutſchen Staaten zum Raube gab, ſo hätte ihm nicht verborgen bleiben können, wie viel er ſelbſt bei einem ſo unumſchränkten Feldherrn Gefahr lief. Je enger ſich das Band zwiſchen der Armee und ihrem Anführer zuſammenzog, von dem allein alles Glück, alle Beförderung ausfloß, deſto mehr mußte es zwiſchen beiden und dem Kaiſer erſchlaffen. Zwar geſchah Alles im Namen des Letztern; aber die Majeſtät des Reichsoberhaupts wurde von Wallenſtein nur gebraucht, um jede andere Autorität in Deutſchland zu zermalmen. Daher der überlegte Grundſatz dieſes Mannes, die deutſchen Reichsfürſten ſichtbar zu erniedrigen, alle Stufen und Ordnungen zwiſchen dieſen Fürſten und dem Reichsoberhaupte zu zerbrechen, und das Anſehn des Letztern über alle Vergleichung zu erhöhen. War der Kaiſer die einzige geſetzgebende Macht in Deutſchland, wer reichte alsdann hinauf an den Vezier, den er zum Vollzieher ſeines

Willens gemacht hatte? Die Höhe, auf welche Wallenſtein ihn ſtellte, überraſchte ſogar den Kaiſer; aber eben weil dieſe Größe des Herrn das Werk ſeines Dieners war, ſo ſollte dieſe Wallenſteiniſche Schöpfung wieder in ihr Nichts zurückſinken, ſobald ihr die Hand ihres Schöpfers fehlte. Nicht umſonſt empörte er alle Reichsfürſten Deutſchlands gegen den Kaiſer — je heftiger ihr Haß gegen Ferdinand, deſto nothwendiger mußte ihm derjenige Mann bleiben, der allein ihren ſchlimmen Willen unſchädlich machte. Seine Abſicht ging unverkennbar dahin, daß ſein Oberherr in ganz Deutſchland keinen Menſchen mehr zu fürchten haben ſollte, als — den Einzigen, dem er dieſe Allmacht verdankte.

Ein Schritt zu dieſem Ziele war, daß Wallenſtein das eben eroberte Mecklenburg zum einſtweiligen Unterpfande für ſich verlangte, bis die Geldvorſchüſſe, welche er dem Kaiſer in dem bisherigen Feldzuge gethan, erſtattet ſeyn würden. Schon vorher hatte ihn Ferdinand, wahrſcheinlich, um ſeinem General einen Vorzug mehr vor dem bayeriſchen zu geben, zum Herzoge von Friedland erhoben; aber eine gewöhnliche Belohnung konnte den Ehrgeiz eines Wallenſtein nicht erſättigen. Vergebens erhoben ſich ſelbſt in dem kaiſerlichen Rathe unwillige Stimmen gegen dieſe neue Beförderung, die auf Unkoſten zweier Reichsfürſten geſchehen ſollte; umſonſt widerſetzten ſich ſelbſt die Spanier, welche längſt ſchon ſein Stolz beleidigt hatte, ſeiner Erhebung. Der mächtige Anhang, welchen ſich Wallenſtein unter den Rathgebern des Kaiſers erkauft hatte, behielt die

Oberhand; Ferdinand wollte ſich, auf welche Art es auch ſeyn möchte, dieſen unentbehrlichen Diener verpflichten. Man ſtieß eines leichten Vergehens wegen die Nachkömmlinge eines der älteſten deutſchen Fürſtenhäuſer aus ihrem Erbtheil, um eine Kreatur der kaiſerlichen Gnade mit ihrem Raube zu bekleiden (1628).

Bald darauf fing Wallenſtein an, ſich einen Generaliſſimus des Kaiſers zu Waſſer und zu Lande zu nennen. Die Stadt Wismar wurde erobert, und feſter Fuß an der Oſtſee gewonnen. Von Polen und den Hanſeſtädten wurden Schiffe gefordert, um den Krieg jenſeits des baltiſchen Meeres zu ſpielen, die Dänen in das Innerſte ihres Reichs zu verfolgen, um einen Frieden zu erzwingen, der zu größern Eroberungen den Weg bahnen ſollte. Der Zuſammenhang der niederdeutſchen Stände mit den nordiſchen Reichen war zerriſſen, wenn es dem Kaiſer gelang, ſich in die Mitte zwiſchen beiden zu lagern, und von dem adriatiſchen Meere bis an den Sund (das dazwiſchen liegende Polen ſtand in ſeiner Abhängigkeit) Deutſchland mit einer fortlaufenden Länderkette zu umgeben. Wenn dies die Abſicht des Kaiſers war, ſo hatte Wallenſtein ſeine beſondere, den nämlichen Plan zu befolgen. Beſitzungen an der Oſtſee ſollten den Grundſtein zu einer Macht abgeben, womit ſich ſchon längſt ſeine Ehrſucht trug, und welche ihn in den Stand ſetzen ſollte, ſeinen Herrn zu entbehren.

Dieſe Zwecke zu erreichen, war es von äußerſter Wichtigkeit, die Stadt Stralſund am baltiſchen Meere in Beſitz zu bekommen. Ihr vortrefflicher Hafen, die

leichte Ueberfahrt von da nach den ſchwediſchen und däniſchen Küſten machte ſie vorzüglich geſchickt, in einem Kriege mit beiden Kronen einen Waffenplatz abzugeben. Dieſe Stadt, die ſechste des Hanſeatiſchen Bundes, genoß unter dem Schutze des Herzogs von Pommern die wichtigſten Privilegien, und, völlig außer aller Verbindung mit Dänemark, hatte ſie an dem bisherigen Kriege auch nicht den entfernteſten Antheil genommen. Aber weder dieſe Neutralität noch ihre Privilegien konnten ſie vor den Anmaßungen Wallenſteins ſchützen, der ſeine Abſicht auf ſie gerichtet hatte.

Einen Antrag dieſes Generals, kaiſerliche Beſatzung anzunehmen, hatte der Magiſtrat von Stralſund mit rühmlicher Standhaftigkeit verworfen, auch ſeinen Truppen den argliſtig verlangten Durchmarſch verweigert. Jetzt ſchickte Wallenſtein ſich an, die Stadt zu belagern.

Für beide nordiſchen Könige war es von gleicher Wichtigkeit, Stralſund bei ſeiner Unabhängigkeit zu ſchützen, ohne welche die freie Schifffahrt auf dem Belte nicht behauptet werden konnte. Die gemeinſchaftliche Gefahr beſiegte endlich die Privateiferſucht, welche ſchon längſt beide Könige entzweite. In einem Vertrage zu Kopenhagen (1628) verſprachen ſie einander, Stralſund mit vereinigten Kräften aufrecht zu erhalten, und gemeinſchaftlich jede fremde Macht abzuwehren, welche in feindlicher Abſicht in der Oſtſee erſcheinen würde. Christian der Vierte warf ſogleich eine hinreichende Beſatzung in Stralſund, und ſtärkte durch ſeinen perſönlichen Beſuch den Muth der Bürger. Einige

Kriegsſchiffe, welche König Sigismund von Polen dem kaiſerlichen Feldherrn zu Hülfe ſchickte, wurden von der däniſchen Flotte in Grund gebohrt, und da ihm nun auch die Stadt Lübeck die ihrigen abſchlug, ſo hatte der kaiſerliche Generaliſſimus zur See nicht einmal Schiffe genug, den Hafen einer einzigen Stadt einzuſchließen.

Nichts ſcheint abenteuerlicher zu ſeyn, als einen Seeplatz, der auf's Vortrefflichſte befeſtigt war, erobern zu wollen, ohne ſeinen Hafen einzuſchließen. Wallenſtein, der noch nie einen Widerſtand erfahren, wollte nun auch die Natur überwinden, und das Unmögliche beſiegen. Stralſund, von der Seeſeite frei, fuhr ungehindert fort, ſich mit Lebensmitteln zu verſehen, und mit neuen Truppen zu verſtärken; nichts deſto weniger umzingelte es Wallenſtein zu Lande, und ſuchte durch prahleriſche Drohungen den Mangel gründlicher Mittel zu erſetzen. „Ich will," ſagte er, „dieſe Stadt wegnehmen, und wäre ſie mit Ketten an den Himmel gebunden." Der Kaiſer ſelbſt, welcher eine Unternehmung bereuen mochte, wovon er ſich keinen rühmlichen Ausgang verſprach, ergriff mit Begierde die ſcheinbare Unterwürfigkeit und einige annehmliche Erbietungen der Stralſunder, ſeinem General den Abzug von der Stadt zu befehlen. Wallenſtein verachtete dieſen Befehl, und fuhr fort, den Belagerten durch unabläſſige Stürme zuzuſetzen. Da die däniſche Beſatzung ſchon ſtark geſchmolzen, der Ueberreſt der raſtloſen Arbeit nicht gewachſen war, und der König ſich außer Stand befand, eine größere Anzahl von Truppen an dieſe Stadt zu

wagen, ſo warf ſich Stralſund, mit Chriſtians Genehmigung, dem König von Schweden in die Arme. Der däniſche Commandant verließ die Feſtung, um einem ſchwediſchen Platz zu machen, der ſie mit dem glücklichſten Erfolge vertheidigte. **Wallenſteins** Glück ſcheiterte vor dieſer Stadt, und zum erſten Male erlebte ſein Stolz die Kränkung, nach mehreren verlorenen Monaten, nach einem Verluſte von zwölftauſend Todten, ſeinem Vorhaben zu entſagen. Aber die Nothwendigkeit, in welche er dieſe Stadt geſetzt hatte, den ſchwediſchen Schutz anzurufen, veranlaßte ein enges Bündniß zwiſchen **Guſtav Adolph** und Stralſund, welches in der Folge den Eintritt der Schweden in Deutſchland nicht wenig erleichterte.

Bis hierher hatte das Glück die Waffen der Ligue und des Kaiſers begleitet, und Chriſtian der Vierte, in Deutſchland überwunden, mußte ſich in ſeinen Inſeln verbergen; aber die Oſtſee ſetzte dieſen Eroberungen eine Grenze. Der Abgang der Schiffe hinderte nicht nur, den König weiter zu verfolgen, ſondern ſetzte auch den Sieger noch in Gefahr, die gemachten Eroberungen zu verlieren. Am meiſten hatte man von der Vereinigung beider nordiſchen Monarchen zu fürchten, welche es, wenn ſie Beſtand hatte, dem Kaiſer und ſeinem Feldherrn unmöglich machte, auf der Oſtſee eine Rolle zu ſpielen, oder gar eine Landung in Schweden zu thun. Gelang es aber, die Sache dieſer beiden Fürſten zu trennen, und ſich der Freundſchaft des däniſchen Königs insbeſondere zu verſichern, ſo konnte man die einzelne ſchwediſche Macht deſto leichter zu überwältigen

hoffen. Furcht vor Einmiſchung fremder Mächte, aufrühreriſche Bewegungen der Proteſtanten in ſeinen eigenen Staaten, die ungeheuern Koſten des bisher geführten Kriegs, und noch mehr der Sturm, den man im ganzen proteſtantiſchen Deutſchlande im Begriff war zu erregen, ſtimmten das Gemüth des Kaiſers zum Frieden, und aus ganz entgegengeſetzten Gründen beeiferte ſich ſein Feldherr, dieſen Wunſch zu erfüllen. Weit entfernt, einen Frieden zu wünſchen, der ihn aus dem Mittagsglanze der Größe und Gewalt in die Dunkelheit des Privatſtandes herunterſtürzte, wollte er nur den Schauplatz des Kriegs verändern, und durch dieſen einſeitigen Frieden die Verwirrung verlängern. Die Freundſchaft Dänemarks, deſſen Nachbar er als Herzog von Mecklenburg geworden, war ihm für ſeine weit ausſehenden Entwürfe ſehr wichtig, und er beſchloß, ſelbſt mit Hintanſetzung der Vortheile ſeines Herrn, ſich dieſen Monarchen zu verpflichten.

Chriſtian der Vierte hatte ſich in dem Vertrage von Kopenhagen verbindlich gemacht, ohne Zuziehung Schwedens keinen einſeitigen Frieden mit dem Kaiſer zu ſchließen. Deſſen ungeachtet wurde der Antrag, den ihm Wallenſtein that, mit Bereitwilligkeit angenommen. Auf einem Congreſſe zu Lübeck (1629), von welchem Wallenſtein die ſchwediſchen Geſandten, die für Mecklenburg zu intercediren kamen, mit ausſtudirter Geringſchätzung abwies, wurden von kaiſerlicher Seite alle den Dänen weggenommene Länder zurückgegeben. Man legte dem Könige auf, ſich in die Angelegenheiten Deutſchlands fernerhin nicht weiter einzumengen, als

ihm der Name eines Herzogs von Holſtein geſtattete, ſich der niederdeutſchen Stifter unter keinem Namen mehr anzumaßen, und die mecklenburgiſchen Herzoge ihrem Schickſale zu überlaſſen. Chriſtian ſelbſt hatte dieſe beiden Fürſten in den Krieg mit dem Kaiſer verwickelt; jetzt opferte er ſie auf, um ſich den Räuber ihrer Staaten zu verpflichten. Unter den Beweggründen, welche ihn zum Kriege gegen den Kaiſer veranlaßten, war die Wiederherſtellung des Churfürſten von der Pfalz, ſeines Verwandten, nicht die unerheblichſte geweſen — auch dieſes Fürſten wurde in dem Lübecker Frieden mit keiner Sylbe gedacht, und in einem Artikel deſſelben ſogar die Rechtmäßigkeit der bayeriſchen Churwürde eingeſtanden. Mit ſo wenig Ruhm trat Chriſtian der Vierte vom Schauplatze.

Zum zweiten Male hatte Ferdinand jetzt die Ruhe Deutſchlands in Händen, und es ſtand nur bei ihm, den Frieden mit Dänemark in einen allgemeinen zu verwandeln. Aus allen Gegenden Deutſchlands ſchallte ihm das Jammern der Unglücklichen entgegen, die um das Ende ihrer Drangſale flehten; die Greuel ſeiner Soldaten, die Habſucht ſeiner Feldherren hatten alle Grenzen überſtiegen. Deutſchland, von den verwüſtenden Schwärmen **Mannsfelds** und **Chriſtians** von **Braunſchweig**, von den ſchrecklichern Heerſchaaren **Tilly's** und **Wallenſteins** durchzogen, lag erſchöpft, blutend, verödet, und ſeufzte nach Erholung. Mächtig war der Wunſch des Friedens bei allen Ständen des Reichs, mächtig ſelbſt bei dem Kaiſer, der, in Oberitalien mit Frankreich in Krieg verwickelt, durch den

biſherigen in Deutſchland entkräftet und vor den Rechnungen bange war, die ſeiner warteten. Aber unglücklicher Weiſe widerſprachen ſich die Bedingungen, unter welchen beide Religionsparteien das Schwert in die Scheide ſtecken wollten. Die Katholiſchen wollten mit Vortheil aus dieſem Kriege gehen; die Proteſtanten wollten nicht ſchlimmer daraus gehen — der Kaiſer, anſtatt beide Theile mit kluger Mäßigung zu vereinigen, nahm Partei; und ſo ſtürzte Deutſchland auf's Neue in die Schrecken eines entſetzlichen Krieges.

Schon ſeit Endigung der böhmiſchen Unruhen hatte Ferdinand die Gegenreformation in ſeinen Erbſtaaten angefangen; wobei jedoch aus Rückſicht gegen einige evangeliſche Stände mit Mäßigung verfahren wurde. Aber die Siege, welche ſeine Feldherren in Niederdeutſchland erfochten, machten ihm Muth, allen bisherigen Zwang abzuwerfen. Allen Proteſtanten in ſeinen Erbländern wurde, dieſem Entſchluſſe gemäß, angekündigt, entweder ihrer Religion oder ihrem Vaterlande zu entſagen — eine bittere, ſchreckliche Wahl, welche die fürchterlichſten Empörungen unter den Landleuten in Oeſterreich erregte. In den pfälziſchen Landen wurde gleich nach Vertreibung Friedrichs des Fünften der reformirte Gottesdienſt aufgehoben, und die Lehrer dieſer Religion von der hohen Schule zu Heidelberg vertrieben.

Dieſe Neuerungen waren nur das Vorſpiel zu größern. Auf einem Churfürſtenconvent zu Mühlhauſen forderten die Katholiken den Kaiſer auf, alle ſeit dem Religionsfrieden zu Augsburg von den Proteſtanten eingezogene Erzbisthümer, Bisthümer, mittelbare

und unmittelbare Abteien und Klöſter wieder an die katholiſche Kirche zurückzubringen, und dadurch die katholiſchen Stände für die Verluſte und Bedrückungen zu entſchädigen, welche ſie in dem bisherigen Kriege erlitten hätten. Bei einem ſo ſtreng katholiſchen Fürſten, wie es Ferdinand war, konnte ein ſolcher Wink nicht zur Erde fallen; aber noch ſchien es ihm zu frühe, das ganze proteſtantiſche Deutſchland durch einen ſo entſcheidenden Schritt zu empören. Kein einziger proteſtantiſcher Fürſt war, dem dieſe Zurückforderung der geiſtlichen Stifter nicht einen Theil ſeiner Lande nahm. Wo man die Einkünfte derſelben auch nicht ganz zu weltlichen Zwecken beſtimmt hatte, hatte man ſie zum Nutzen der proteſtantiſchen Kirche verwendet. Mehrere Fürſten dankten dieſen Erwerbungen einen großen Theil ihrer Einkünfte und Macht. Alle ohne Unterſchied mußten durch die Zurückforderung derſelben in Aufruhr gebracht werden. Der Religionsfriede ſprach ihnen das Recht an dieſe Stifter nicht ab, obgleich er es eben ſo wenig außer Zweifel ſetzte. Aber ein langer, bei vielen faſt ein Jahrhundert langer Beſitz, das Stillſchweigen von vier bisherigen Kaiſern, das Geſetz der Billigkeit, welches ihnen an den Stiftungen ihrer Voraltern einen gleichen Antheil mit den Katholiſchen zuſprach, konnte als ein vollgültiger Grund des Rechts von ihnen angeführt werden. Außer dem wirklichen Verluſte, den ſie durch Zurückgabe dieſer Stifter an ihrer Macht und Gerichtsbarkeit erlitten, außer den unüberſehlichen Verwirrungen, welche die Folge davon ſeyn mußten, war dies kein geringer Nachtheil für ſie, daß die wiedereingeſetzten

katholiſchen Biſchöfe die katholiſche Partei auf dem Reichstage mit eben ſo viel neuen Stimmen verſtärken ſollten. So empfindliche Verluſte auf Seiten der Evangeliſchen ließen den Kaiſer die heftigſte Widerſetzung befürchten, und ehe das Kriegsfeuer in Deutſchland gedämpft war, wollte er eine ganze, in ihrer Vereinigung furchtbare Partei, welche an dem Churfürſten von Sachſen eine mächtige Stütze hatte, nicht zur Unzeit gegen ſich reizen. Er verſuchte es alſo vorerſt im Kleinen, um zu erfahren, wie man es im Großen aufnehmen würde. Einige Reichsſtädte in Oberdeutſchland und der Herzog von Würtemberg erhielten Mandate, verſchiedene ſolcher eingezogenen Stifter herauszugeben.

Die Lage der Umſtände in Sachſen ließ ihn dort noch einige kühnere Verſuche wagen. In den Bisthümern Magdeburg und Halberſtadt hatten die proteſtantiſchen Domherren keinen Anſtand genommen, Biſchöfe von ihrer Religion aufzuſtellen. Beide Bisthümer, die Stadt Magdeburg allein ausgenommen, hatten Wallenſteiniſche Truppen jetzt überſchwemmt. Zufälliger Weiſe war Halberſtadt durch den Tod des Adminiſtrators, Herzogs Chriſtian von Braunſchweig, das Erzſtift Magdeburg durch Abſetzung Chriſtian Wilhelms, eines brandenburgiſchen Prinzen, erledigt. Ferdinand benutzte dieſe beiden Umſtände, um das halberſtädtiſche Stift einem katholiſchen Biſchofe, und noch dazu einem Prinzen aus ſeinem eigenen Hauſe zuzuwenden. Um nicht einen ähnlichen Zwang zu erleiden, eilte das Capitel zu Magdeburg, einen Sohn des

Churfürſten von Sachſen zum Erzbiſchofe zu erwählen. Aber der Papſt, der ſich aus angemaßter Gewalt in dieſe Angelegenheit mengte, ſprach dem öſterreichiſchen Prinzen auch das magdeburgiſche Erzſtift zu; und man konnte ſich nicht enthalten, die Geſchicklichkeit **Ferdinands** zu bewundern, der über dem heiligſten Eifer für ſeine Religion nicht vergaß, für das Beſte ſeines Hauſes zu ſorgen.

Endlich, als der Lübecker Friede den Kaiſer von Seiten Dänemarks außer aller Furcht geſetzt hatte, die Proteſtanten in Deutſchland gänzlich darniederzuliegen ſchienen, die Forderungen der Ligue aber immer lauter und dringender wurden, unterzeichnete **Ferdinand** das durch ſo viel Unglück berüchtigte Reſtitutionsedikt (1629), nachdem er es vorher jedem der vier katholiſchen Churfürſten zur Genehmigung vorgelegt hatte. In dem Eingange ſpricht er ſich das Recht zu, den Sinn des Religionsfriedens, deſſen ungleiche Deutung zu allen bisherigen Irrungen Anlaß gegeben, vermittelſt kaiſerlicher Machtvollkommenheit zu erklären, und als oberſter Schiedsmann und Richter zwiſchen beide ſtreitende Parteien zu treten. Dieſes Recht gründete er auf die Obſervanz ſeiner Vorfahren, und auf die ehemals geſchehene Einwilligung elbſt proteſtantiſcher Stände. Churſachſen hatte dem Kaiſer wirklich dieſes Recht zugeſtanden; jetzt ergab es ſich, wie großen Schaden dieſer Hof durch ſeine Anhänglichkeit an Oeſterreich der proteſtantiſchen Sache zugefügt hatte. Wenn aber der Buchſtabe des Religionsfriedens wirklich einer ungleichen Auslegung unterworfen war, wie der ein Jahrhundert

lange Zwiſt beider Religionsparteien es genugſam bezeugte, ſo konnte doch auf keine Weiſe der Kaiſer, der entweder ein katholiſcher oder ein proteſtantiſcher Reichsfürſt, und alſo ſelbſt Partei war, zwiſchen katholiſchen und proteſtantiſchen Ständen einen Religionsſtreit entſcheiden — ohne den weſentlichen Artikel des Religionsfriedens zu verletzen. Er konnte in ſeiner eigenen Sache nicht Richter ſeyn, ohne die Freiheit des deutſchen Reichs in einen leeren Schall zu verwandeln.

Und nun in Kraft dieſes angemaßten Rechts, den Religionsfrieden auszulegen, gab Ferdinand die Entſcheidung: „daß jede, nach dem Datum dieſes Friedens, von den Proteſtanten geſchehene Einziehung ſowohl mittelbarer als unmittelbarer Stifter dem Sinne dieſes Friedens zuwiderlaufe, und als eine Verletzung deſſelben widerrufen ſey.“ Er gab ferner die Entſcheidung: „daß der Religionsfriede keinem katholiſchen Landesherrn auflege, proteſtantiſchen Unterthanen etwas mehr, als freien Abzug aus ſeinen Landen, zu bewilligen.“ Dieſem Ausſpruche gemäß, wurde allen unrechtmäßigen Beſitzern geiſtlicher Stifter — alſo allen proteſtantiſchen Reichsſtänden ohne Unterſchied — bei Strafe des Reichsbannes anbefohlen, dieſes unrechte Gut an die kaiſerlichen Commiſſarien unverzüglich herauszugeben.

Nicht weniger als zwei Erzbisthümer und zwölf Bisthümer ſtanden auf der Liſte; außer dieſen eine unüberſehliche Anzahl von Klöſtern, welche die Proteſtanten ſich zugeeignet hatten. Dieſes Edikt war ein Donnerſchlag für das ganze proteſtantiſche Deutſchland; ſchrecklich ſchon an ſich ſelbſt durch das, was es

wirklich nahm; ſchrecklicher noch durch das, was es für die Zukunft befürchten ließ, und wovon man es nur als einen Vorläufer betrachtete. Jetzt ſahen es die Proteſtanten als ausgemacht an, daß der Untergang ihrer Religion von dem Kaiſer und der katholiſchen Ligue beſchloſſen ſey, und daß der Untergang deutſcher Freiheit ihr bald nachfolgen werde. Auf keine Gegenvorſtellung wurde geachtet, die Commiſſarien wurden ernannt, und eine Armee zuſammengezogen, ihnen Gehorſam zu verſchaffen. Mit Augsburg, wo der Friede geſchloſſen worden, machte man den Anfang; die Stadt mußte unter die Gerichtsbarkeit ihres Biſchofs zurücktreten, und ſechs proteſtantiſche Kirchen wurden darin geſchloſſen. Eben ſo mußte der Herzog von Würtemberg ſeine Klöſter herausgeben. Dieſer Ernſt ſchreckte alle evangeliſchen Reichsſtände auf, aber ohne ſie zu einem thätigen Widerſtande begeiſtern zu können. Die Furcht vor des Kaiſers Macht wirkte zu mächtig; ſchon fing ein großer Theil an, ſich zur Nachgiebigkeit zu neigen. Die Hoffnung, auf einem friedlichen Wege zu Erfüllung ihres Wunſches zu gelangen, bewog deßwegen die Katholiſchen, mit Vollſtreckung des Edikts noch ein Jahr lang zu zögern, und dies rettete die Proteſtanten. Ehe dieſe Friſt um war, hatte das Glück der ſchwediſchen Waffen die ganze Geſtalt der Dinge verändert.

Auf einer Churfürſtenverſammlung zu Regensburg, welcher **Ferdinand** in Perſon beiwohnte (**1630**), ſollte nun mit allem Ernſte an der gänzlichen Beruhigung Deutſchlands und an Hebung aller Beſchwerden gearbeitet

werden. Dieſe waren von Seiten der Katholiſchen nicht viel geringer, als von Seiten der Evangeliſchen, ſo ſehr auch Ferdinand ſich überredete, alle Mitglieder der Ligue durch das Reſtitutionsedikt, und den Anführer derſelben durch Ertheilung der Churwürde und durch Einräumung des größten Theils der pfälziſchen Lande ſich verpflichtet zu haben. Das gute Verſtändniß zwiſchen dem Kaiſer und den Fürſten der Ligue hatte ſeit Wallenſteins Erſcheinung unendlich gelitten. Gewohnt, den Geſetzgeber in Deutſchland zu ſpielen, und ſelbſt über das Schickſal des Kaiſers zu gebieten, ſah ſich der ſtolze Churfürſt von Bayern durch den kaiſerlichen Feldherrn auf einmal entbehrlich gemacht, und ſeine ganze bisherige Wichtigkeit zugleich mit dem Anſehn der Ligue verſchwunden. Ein Anderer trat jetzt auf, die Früchte ſeiner Siege zu ernten und alle ſeine vergangenen Dienſte in Vergeſſenheit zu ſtürzen. Der übermüthige Charakter des Herzogs von Friedland, deſſen ſüßeſter Triumph war, dem Anſehn der Fürſten Hohn zu ſprechen und der Autorität ſeines Herrn eine verhaßte Ausdehnung zu geben, trug nicht wenig dazu bei, die Empfindlichkeit des Churfürſten zu vermehren. Unzufrieden mit dem Kaiſer und voll Mißtrauen gegen ſeine Geſinnungen, hatte er ſich in ein Bündniß mit Frankreich eingelaſſen, deſſen ſich auch die übrigen Fürſten der Ligue verdächtig machten. Die Furcht vor den Vergrößerungsplanen des Kaiſers, der Unwille über die gegenwärtigen ſchreienden Uebel, hatte bei dieſen jedes Gefühl der Dankbarkeit erſtickt. Wallenſteins Erpreſſungen waren bis zum Unerträglichen

gegangen. Brandenburg gab den erlittenen Schaden auf zwanzig, Pommern auf zehn, Heſſen auf ſieben Millionen an, die Uebrigen nach Verhältniß. Allgemein, nachdrücklich, heftig war das Geſchrei um Hülfe, umſonſt alle Gegenvorſtellungen, kein Unterſchied zwiſchen Katholiken und Proteſtanten, Alles über dieſen Punkt nur eine einzige Stimme. Mit Fluten von Bittſchriften, alle wider Wallenſtein gerichtet, ſtürmte man auf den erſchrockenen Kaiſer ein, und erſchütterte ſein Ohr durch die ſchauderhafteſten Beſchreibungen der erlittenen Gewaltthätigkeiten. Ferdinand war kein Barbar. Wenn auch nicht unſchuldig an den Abſcheulichkeiten, die ſein Name in Deutſchland verübte, doch unbekannt mit dem Uebermaße derſelben, beſann er ſich nicht lange, den Forderungen der Fürſten zu willfahren, und von ſeinen im Felde ſtehenden Heeren ſogleich achtzehntauſend Mann Reiterei abzudanken. Als dieſe Truppenverminderung geſchah, rüſteten ſich die Schweden ſchon lebhaft zu ihrem Einmarſche in Deutſchland, und der größte Theil der entlaſſenen kaiſerlichen Soldaten eilte unter ihre Fahnen.

Dieſe Nachgiebigkeit Ferdinands diente nur dazu, den Churfürſten von Bayern zu kühnern Forderungen zu ermuntern. Der Triumph über das Anſehn des Kaiſers war unvollkommen, ſo lange der Herzog von Friedland das oberſte Commando behielt. Schwer rächten ſich jetzt die Fürſten an dem Uebermuthe dieſes Feldherrn, den ſie alle ohne Unterſchied hatten fühlen müſſen. Die Abſetzung deſſelben wurde daher von dem ganzen Churfürſtencollegium, ſelbſt von den Spaniern,

mit einer Einſtimmigkeit und Hitze gefordert, die den Kaiſer in Erſtaunen ſetzte. Aber ſelbſt dieſe Einſtimmigkeit, dieſe Heftigkeit, mit welcher die Neider des Kaiſers auf Wallenſteins Abſetzung drangen, mußte ihn von der Wichtigkeit dieſes Dieners überzeugen. Wallenſtein, von den Kabalen unterrichtet, welche in Regensburg gegen ihn geſchmiedet wurden, verabſäumte nichts, dem Kaiſer über die wahren Abſichten des Churfürſten von Bayern die Augen zu öffnen. Er erſchien ſelbſt in Regensburg, aber mit einem Prunke, der ſelbſt den Kaiſer verdunkelte und dem Haſſe ſeiner Gegner nur neue Nahrung gab.

Lange Zeit konnte der Kaiſer ſich nicht entſchließen. Schmerzlich war das Opfer, das man von ihm forderte. Seine ganze Ueberlegenheit hatte er dem Herzoge von Friedland zu danken; er fühlte, wie viel er hingab, wenn er ihn dem Haſſe der Fürſten aufopferte. Aber zum Unglück bedurfte er gerade jetzt den guten Willen der Churfürſten. Er ging damit um, ſeinem Sohne Ferdinand, erwähltem Könige von Ungarn, die Nachfolge im Reiche zuzuwenden, wozu ihm die Einwilligung Maximilians unentbehrlich war. Dieſe Angelegenheit war ihm die dringendſte, und er ſcheute ſich nicht, ſeinen wichtigſten Diener aufzuopfern, um den Churfürſten von Bayern zu verpflichten.

Auf eben dieſem Churfürſtentage zu Regensburg befanden ſich auch Abgeordnete aus Frankreich, bevollmächtigt, einen Krieg beizulegen, der ſich zwiſchen dem Kaiſer und ihrem Herrn in Italien zu entzünden drohte. Herzog Vincenz von Mantua und Montferrat war

geſtorben, ohne Kinder zu hinterlaſſen. Sein nächſter Anverwandter, **Karl Herzog von Nevers**, hatte ſogleich von dieſer Erbſchaft Beſitz genommen, ohne dem Kaiſer, als oberſtem Lehnsherrn dieſer Fürſtenthümer, die ſchuldige Pflicht zu erweiſen. Auf franzöſiſchen und venetianiſchen Beiſtand geſtützt, beharrte er auf ſeiner Weigerung, dieſe Länder bis zur Entſcheidung ſeines Rechts in die Hände der kaiſerlichen Commiſſarien zu übergeben. Ferdinand, in Feuer geſetzt von den Spaniern, denen, als Beſitzern von Mailand, die nahe Nachbarſchaft eines franzöſiſchen Vaſallen äußerſt bedenklich und die Gelegenheit willkommen war, mit Hülfe des Kaiſers Eroberungen in dieſem Theile Italiens zu machen, griff zu den Waffen. Aller Gegenbemühungen Pabſt **Urbans des Achten** ungeachtet, der den Krieg ängſtlich von dieſen Gegenden zu entfernen ſuchte, ſchickte er eine deutſche Armee über die Alpen, deren unerwartete Erſcheinung alle italieniſchen Staaten in Schrecken ſetzte. Seine Waffen waren ſiegreich durch ganz Deutſchland, als dies in Italien geſchah, und die Alles vergrößernde Furcht glaubte nun, die alten Entwürfe Oeſterreichs zur Univerſalmonarchie auf einmal wieder aufleben zu ſehen. Die Schrecken des deutſchen Kriegs verbreiteten ſich nun auch über die geſegneten Fluren, welche der Po durchſtrömt, die Stadt Mantua wurde mit Sturm erobert, und alles Land umher mußte die verwüſtende Gegenwart geſetzloſer Schaaren empfinden. Zu den Verwünſchungen, welche weit und breit durch ganz Deutſchland wider den Kaiſer erſchollen, geſellten ſich nunmehr auch die

Flüſſe Italiens, und im Conclave ſelbſt ſtiegen von jetzt an ſtille Wünſche für das Glück der proteſtantiſchen Waffen zum Himmel.

Abgeſchreckt durch den allgemeinen Haß, welchen dieſer italieniſche Feldzug ihm zugezogen, und durch das dringende Anliegen der Churfürſten ermüdet, die das Geſuch der franzöſiſchen Miniſter mit Eifer unterſtützten, gab der Kaiſer den Vorſchlägen Frankreichs Gehör, und verſprach dem neuen Herzog von Mantua die Belehnung.

Dieſer wichtige Dienſt von Seiten Bayerns war von franzöſiſcher Seite einen Gegendienſt werth. Die Schließung des Traktats gab den Bevollmächtigten Richelieus eine gewünſchte Gelegenheit, den Kaiſer während ihrer Anweſenheit zu Regensburg mit den gefährlichſten Intriguen zu umſpinnen, die mißvergnügten Fürſten der Ligue immer mehr gegen ihn zu reizen, und alle Verhandlungen dieſes Churfürſtentages zum Nachtheile des Kaiſers zu leiten. Zu dieſem Geſchäfte hatte ſich Richelieu in der Perſon des Kapuziner-Paters Joſeph, der dem Geſandten als ein ganz unverdächtiger Begleiter an die Seite gegeben war, ein treffliches Werkzeug auserleſen. Eine ſeiner erſten Inſtruktionen war, die Abſetzung **Wallenſteins** mit Eifer zu betreiben. Mit dem General, der ſie zum Siege geführt hatte, verloren die öſterreichiſchen Armeen den größten Theil ihrer Stärke; ganze Heere konnten den Verluſt dieſes einzigen Mannes nicht erſetzen. Ein Hauptſtreich der Politik war es alſo, zu eben der Zeit, wo ein ſiegreicher König, unumſchränkter Herr ſeiner

Kriegsoperationen, ſich gegen den Kaiſer rüſtete, den einzigen Feldherrn, der ihm an Kriegserfahrung und an Anſehn gleich war, von der Spitze der kaiſerlichen Armeen wegzureißen. Pater Joſeph, mit dem Churfürſten von Bayern einverſtanden, unternahm es, die Unentſchloſſenheit des Kaiſers zu beſiegen, der von den Spaniern und dem ganzen Churfürſtenrathe wie belagert war. „Es würde gut gethan ſeyn, meinte er, den Fürſten in dieſem Stücke zu Gefallen zu leben, um deſto eher zu der römiſchen Königswahl ſeines Sohnes ihre Stimme zu erhalten. Würde nur dieſer Sturm erſt vorüber ſeyn, ſo fände ſich **Wallenſtein** alsdann ſchnell genug wieder, um ſeinen vorigen Platz einzunehmen.“ — Der liſtige Kapuziner war ſeines Mannes zu gewiß, um bei dieſem Troſtgrunde etwas zu wagen.

Die Stimme eines Mönchs war für **Ferdinand den Zweiten** die Stimme Gottes. „Nichts auf Erden,“ ſchreibt ſein eigener Beichtvater, „war ihm heiliger, als ein prieſterliches Haupt. Geſchähe es, pflegte er oft zu ſagen, daß ein Engel und ein Ordensmann zu Einer Zeit und an Einem Orte ihm begegneten, ſo würde der Ordensmann die erſte, und der Engel die zweite Verbeugung von ihm erhalten.“ **Wallenſteins** Abſetzung wurde beſchloſſen.

Zum Danke für dieſes fromme Vertrauen arbeitete ihm der Kapuziner mit ſolcher Geſchicklichkeit in Regensburg entgegen, daß ſeine Bemühungen, dem Könige von Ungarn die römiſche Königswürde zu verſchaffen, gänzlich mißlangen. In einem eigenen Artikel des

eben geſchloſſenen Vertrags hatten ſich die franzöſiſchen Miniſter im Namen dieſer Krone verbindlich gemacht, gegen alle Feinde des Kaiſers die vollkommenſte Neutralität zu beobachten — während daß Richelieu mit dem Könige von Schweden bereits in Tractaten ſtand, ihn zum Kriege aufmunterte und ihm die Allianz ſeines Herrn aufdrang. Auch nahm er dieſe Lüge zurück, ſobald ſie ihre Wirkung gethan hatte, und Pater Joſeph mußte in einem Kloſter die Verwegenheit büßen, ſeine Vollmacht überſchritten zu haben. Zu ſpät wurde Ferdinand gewahr, wie ſehr man ſeiner geſpottet hatte. „Ein ſchlechter Kapuziner,“ hörte man ihn ſagen, „hat mich durch ſeinen Roſenkranz entwaffnet, und nicht weniger als ſechs Churhüte in ſeine enge Kapuze geſchoben.“

Betrug und Liſt triumphirten alſo über dieſen Kaiſer, zu einer Zeit, wo man ihn in Deutſchland allmächtig glaubte, und wo er es durch ſeine Waffen wirklich war. Um fünfzehntauſend Mann ärmer, ärmer um einen Feldherrn, der ihm den Verluſt eines Heers erſetzte, verließ er Regensburg, ohne den Wunſch erfüllt zu ſehen, um deſſentwillen er alle dieſe Opfer brachte. Ehe ihn die Schweden im Felde ſchlugen, hatten ihn Maximilian von Bayern und Pater Joſeph unheilbar verwundet. Auf eben dieſer merkwürdigen Verſammlung zu Regensburg wurde der Krieg mit Schweden entſchieden und der in Mantua geendet. Fruchtlos hatten ſich auf demſelben die Fürſten für die Herzoge von Mecklenburg bei dem Kaiſer verwendet, engliſche Geſandte eben ſo fruchtlos um einen Jahrgehalt für den Pfalzgrafen Friedrich gebettelt.

Wallenſtein hatte über eine Armee von beinahe hunderttauſend Mann zu gebieten, von denen er angebetet wurde, als das Urtheil der Abſetzung ihm verkündigt werden ſollte. Die meiſten Offiziere waren ſeine Geſchöpfe; ſeine Winke Ausſprüche des Schickſals für den gemeinen Soldaten. Grenzenlos war ſein Ehrgeiz, unbeugſam ſein Stolz, ſein gebieteriſcher Geiſt nicht fähig, eine Kränkung ungerochen zu erdulden. Ein Augenblick ſollte ihn jetzt von der Fülle der Gewalt in das Nichts des Privatſtandes herunterſtürzen. Eine ſolche Sentenz gegen einen ſolchen Verbrecher zu vollſtrecken, ſchien nicht viel weniger Kunſt zu koſten, als es gekoſtet hatte, ſie dem Richter zu entreißen. Auch hatte man deßwegen die Vorſicht gebraucht, zwei von Wallenſteins genaueſten Freunden zu Ueberbringern dieſer ſchlimmen Botſchaft zu wählen, welche durch die ſchmeichelhafteſten Zuſicherungen der fortdauernden kaiſerlichen Gnade ſo ſehr als möglich gemildert werden ſollte.

Wallenſtein wußte längſt den ganzen Inhalt ihrer Sendung, als die Abgeſandten des Kaiſers ihm vor die Augen traten. Er hatte Zeit gehabt, ſich zu ſammeln, und ſein Geſicht zeigte Heiterkeit, während daß Schmerz und Wuth in ſeinem Buſen ſtürmten. Aber er hatte beſchloſſen, zu gehorchen. Dieſer Urtheilsſpruch überraſchte ihn, ehe zu einem kühnen Schritte die Umſtände reif und die Anſtalten fertig waren. Seine weitläufigen Güter waren in Böhmen und Mähren zerſtreut; durch Einziehung derſelben konnte der Kaiſer ihm den Nerven ſeiner Macht zerſchneiden. Von der

Zukunft erwartete er Genugthuung, und in dieſer Hoffnung beſtärkten ihn die Prophezeihungen eines italieniſchen Aſtrologen, der dieſen ungebändigten Geiſt, gleich einem Knaben, am Gängelbande führte. Seni, ſo hieß er, hatte es in den Sternen geleſen, daß die glänzende Laufbahn ſeines Herrn noch lange nicht geendigt ſey, daß ihm die Zukunft noch ein ſchimmerndes Glück aufbewahre. Man brauchte die Sterne nicht zu bemühen, um mit Wahrſcheinlichkeit vorher zu ſagen, daß ein Feind wie Guſtav Adolph einen General wie Wallenſtein nicht lange entbehrlich laſſen würde.

„Der Kaiſer iſt verrathen,“ antwortete Wallenſtein den Geſandten; „ich bedaure ihn, aber ich vergeb' ihm. Es iſt klar, daß ihn der hochfahrende Sinn des Bayern dominirt. Zwar thut mir's wehe, daß er mich mit ſo wenigem Widerſtande hingegeben hat, aber ich will gehorchen.“ Die Abgeordneten entließ er fürſtlich beſchenkt, und den Kaiſer erſuchte er in einem demüthigen Schreiben, ihn ſeiner Gunſt nicht zu berauben, und bei den erworbenen Würden zu ſchützen. Allgemein war das Murren der Armee, als die Abſetzung ihres Feldherrn bekannt wurde, und der beſte Theil ſeiner Offiziere trat ſogleich aus dem kaiſerlichen Dienſte. Viele folgten ihm auf ſeine Güter nach Böhmen und Mähren; andere feſſelte er durch beträchtliche Penſionen, um ſich ihrer bei Gelegenheit ſogleich bedienen zu können.

Sein Plan war nichts weniger als Ruhe, da er in die Stille des Privatſtandes zurücktrat. Der Pomp eines Königs umgab ihn in dieſer Einſamkeit, und

ſchien dem Urtheilsſpruche ſeiner Erniedrigung Hohn zu ſprechen. Sechs Pforten führten zu dem Pallaſte, den er in Prag bewohnte, und hundert Häuſer mußten niedergeriſſen werden, um dem Schloßhofe Raum zu machen. Aehnliche Palläſte wurden auf ſeinen übrigen zahlreichen Gütern erbaut. Cavaliere aus den edelſten Häuſern wetteiferten um die Ehre, ihn zu bedienen, und man ſah kaiſerliche Kammerherren den goldenen Schlüſſel zurückgeben, um bei Wallenſtein eben dieſes Amt zu bekleiden. Er hielt ſechzig Pagen, die von den trefflichſten Meiſtern unterrichtet wurden; ſein Vorzimmer wurde ſtets durch fünfzig Trabanten bewacht. Seine gewöhnliche Tafel war nie unter hundert Gängen, ſein Haushofmeiſter eine vornehme Standesperſon. Reiste er über Land, ſo wurde ihm Geräthe und Gefolge auf hundert ſechs- und vierſpännigen Wagen nachgefahren; in ſechzig Karoſſen mit fünfzig Handpferden folgte ihm ſein Hof. Die Pracht der Livereien, der Glanz der Equipage und der Schmuck der Zimmer war dem übrigen Aufwande gemäß. Sechs Barone und eben ſo viele Ritter mußten beſtändig ſeine Perſon umgeben, um jeden Wink zu vollziehen — zwölf Patrouillen die Runde um ſeinen Pallaſt machen, um jeden Lärm abzuhalten. Sein immer arbeitender Kopf brauchte Stille; kein Geraſſel der Wagen durfte ſeiner Wohnung nahe kommen, und die Straßen wurden nicht ſelten durch Ketten geſperrt. Stumm, wie die Zugänge zu ihm, war auch ſein Umgang. Finſter, verſchloſſen, unergründlich, ſparte er ſeine Worte mehr als ſeine Geſchenke, und das Wenige, was er ſprach,

wurde mit einem widrigen Tone ausgeſtoßen. Er lachte niemals, und den Verführungen der Sinne widerſtand die Kälte ſeines Bluts. Immer geſchäftig und von großen Entwürfen bewegt, entſagte er allen leeren Zerſtreuungen, wodurch Andere das koſtbare Leben vergeuden. Einen durch ganz Europa ausgebreiteten Briefwechſel beſorgte er ſelbſt; die meiſten Aufſätze ſchrieb er mit eigener Hand nieder, um der Verſchwiegenheit Anderer ſo wenig als möglich anzuvertrauen. Er war von großer Statur und hager, von gelblicher Geſichtsfarbe, röthlichen kurzen Haaren, kleinen, aber funkelnden Augen. Ein furchtbarer, zurückſchreckender Ernſt ſaß auf ſeiner Stirn, und nur das Uebermaß ſeiner Belohnungen konnte die zitternde Schaar ſeiner Diener feſthalten.

In dieſer prahleriſchen Dunkelheit erwartete Wallenſtein ſtille, doch nicht müßig, ſeine glänzende Stunde und der Rache aufgehenden Tag; bald ließ ihn Guſtav Adolphs reißender Siegeslauf ein Vorgefühl desſelben genießen. Von ſeinen hochfliegenden Planen ward kein einziger aufgegeben: der Undank des Kaiſers hatte ſeinen Ehrgeiz von einem läſtigen Zügel befreit. Der blendende Schimmer ſeines Privatlebens verrieth den ſtolzen Schwung ſeiner Entwürfe, und verſchwenderiſch, wie ein Monarch, ſchien er die Güter ſeiner Hoffnung ſchon unter ſeine gewiſſen Beſitzungen zu zählen.

Nach Wallenſteins Abdankung und Guſtav Adolphs Landung mußte ein neuer Generaliſſimus aufgeſtellt werden; zugleich ſchien es nöthig zu ſeyn, das bisher getrennte Commando der kaiſerlichen und liguiſtiſchen

Truppen in einer einzigen Hand zu vereinigen. Maximilian von Bayern trachtete nach dieſem wichtigen Poſten, der ihn zum Herrn des Kaiſers machen konnte; aber eben dies bewog Letztern, ſich für den König von Ungarn, ſeinen älteſten Sohn, darum zu bewerben. Endlich, um beide Competenten zu entfernen und keinen Theil ganz unbefriedigt zu laſſen, übergab man das Commando dem liguiſtiſchen General Tilly, der nunmehr den bayeriſchen Dienſt gegen den öſterreichiſchen vertauſchte. Die Armeen, welche Ferdinand auf deutſchem Boden ſtehen hatte, beliefen ſich, nach Abgang der Wallenſteiniſchen Truppen, auf etwa vierzigtauſend Mann; nicht viel ſchwächer war die liguiſtiſche Kriegsmacht; beide durch treffliche Offiziere befehligt, durch viele Feldzüge geübt und ſtolz auf eine lange Reihe von Siegen. Mit dieſer Macht glaubte man um ſo weniger Urſache zu haben, vor der Annäherung des Königs von Schweden zu zittern, da man Pommern und Mecklenburg inne hatte, die einzigen Pforten, durch welche er in Deutſchland hereinbrechen konnte.

Nach dem unglücklichen Verſuche des Königs von Dänemark, die Progreſſen des Kaiſers zu hemmen, war Guſtav Adolph der einzige Fürſt in Europa, von welchem die unterliegende Freiheit Rettung zu hoffen hatte, der einzige zugleich, der durch die ſtärkſten politiſchen Gründe dazu aufgefordert, durch erlittene Beleidigungen dazu berechtigt, und durch perſönliche Fähigkeiten dieſer gewagten Unternehmung gewachſen war. Wichtige Staatsgründe, welche er mit Dänemark gemein hatte, hatten ihn, ſchon vor dem Ausbruche des

Kriegs in Niederſachſen, bewogen, ſeine Perſon und ſeine Heere zur Vertheidigung Deutſchlands anzubieten; damals hatte ihn der König von Dänemark zu ſeinem eigenen Unglücke verdrängt. Seit dieſer Zeit hatte der Uebermuth Wallenſteins und der despotiſche Stolz des Kaiſers es nicht an Aufforderungen fehlen laſſen, die ihn perſönlich erhitzen und als König beſtimmen mußten. Kaiſerliche Truppen waren dem polniſchen Könige Sigismund zu Hülfe geſchickt worden, um Preußen gegen die Schweden zu vertheidigen. Dem Könige, welcher ſich über die Feindſeligkeit gegen Wallenſtein beklagte, wurde geantwortet: „Der Kaiſer habe der Soldaten zu viel. Er müſſe ſeinen guten Freunden damit aushelfen.“ Von dem Congreſſe mit Dänemark zu Lübeck hatte eben dieſer Wallenſtein die ſchwediſchen Geſandten mit beleidigendem Trotze abgewieſen, und, da ſie ſich dadurch nicht ſchrecken ließen, mit einer Behandlung gedroht, welche das Völkerrecht verletzte. Ferdinand hatte die ſchwediſchen Flaggen inſultiren, und Depeſchen des Königs nach Siebenbürgen auffangen laſſen. Er fuhr fort, den Frieden zwiſchen Polen und Schweden zu erſchweren, die Anmaßungen Sigismunds auf den ſchwediſchen Thron zu unterſtützen, und Guſtav Adolphen den königlichen Titel zu verweigern. Die wiederholteſten Gegenvorſtellungen Guſtavs hatte er keiner Aufmerkſamkeit gewürdigt, und neue Beleidigungen hinzugefügt, anſtatt die verlangte Genugthuung für die alten zu leiſten.

So viele perſönliche Aufforderungen, durch die wichtigſten Staats- und Gewiſſensgründe unterſtützt, und

verſtärkt durch die dringendſten Einladungen aus Deutſchland, mußten auf das Gemüth eines Fürſten Eindruck machen, der auf ſeine königliche Ehre deſto eiferſüchtiger war, je mehr man geneigt ſeyn konnte, ſie ihm ſtreitig zu machen; der ſich durch den Ruhm, die Unterdrückten zu beſchützen, unendlich geſchmeichelt fand, und den Krieg, als das eigentliche Element ſeines Genies, mit Leidenſchaft liebte. Aber ehe ein Waffenſtillſtand oder Friede mit Polen ihm freie Hände gab, konnte an einen neuen und gefahrvollen Krieg mit Ernſt nicht gedacht werden.

Der Cardinal Richelieu hatte das Verdienſt, dieſen Waffenſtillſtand mit Polen herbeizuführen. Dieſer große Staatsmann, das Steuer Europens in der einen Hand, indem er die Wuth der Faktionen und den Dünkel der Großen in dem Innern Frankreichs mit der andern darniederbeugte, verfolgte mitten unter den Sorgen einer ſtürmiſchen Staatsverwaltung unerſchütterlich ſeinen Plan, die anwachſende Macht Oeſterreichs in ihrem ſtolzen Laufe zu hemmen. Aber die Umſtände, welche ihn umgaben, ſetzten dieſen Entwürfen nicht geringe Hinderniſſe in der Ausführung entgegen; denn auch dem größten Geiſte möchte es ungeſtraft nicht hingehen, den Wahnbegriffen ſeiner Zeit Hohn zu ſprechen. Miniſter eines katholiſchen Königs, und durch den Purpur, den er trug, ſelbſt Fürſt der römiſchen Kirche, durfte er es jetzt noch nicht wagen, im Bündniſſe mit dem Feinde ſeiner Kirche öffentlich eine Macht anzugreifen, welche die Anmaßungen ihres Ehrgeizes durch den Namen der Religion vor der Menge zu heiligen gewußt

hatte. Die Schonung, welche Richelieu den einge=ſchränkten Begriffen ſeiner Zeitgenoſſen ſchuldig war, ſchränkte ſeine politiſche Thätigkeit auf die behutſamen Verſuche ein, hinter der Decke verborgen zu wirken, und die Entwürfe ſeines erleuchteten Geiſtes durch eine fremde Hand zu vollſtrecken. Nachdem er ſich umſonſt bemüht hatte, den Frieden Dänemarks mit dem Kaiſer zu hindern, nahm er ſeine Zuflucht zu Guſtav Adolph, dem Helden ſeines Jahrhunderts. Nichts wurde geſpart, dieſen König zur Entſchließung zu bringen, und ihm zugleich die Mittel zur Ausführung zu erleichtern. Charnaſſe, ein unverdächtiger Unterhändler des Cardinals, erſchien in Polniſch=Preußen, wo Guſtav Adolph gegen Sigismund Krieg führte, und wanderte von einem der beiden Könige zum andern, um einen Waffenſtillſtand oder Frieden zwiſchen ihnen zu Stande zu bringen. Guſtav Adolph war längſt dazu bereit, und endlich gelang es dem franzöſiſchen Miniſter, auch dem Könige Sigismund über ſein wahres Intereſſe und die betrügeriſche Politik des Kaiſers die Augen zu öffnen. Ein Waffenſtillſtand wurde auf ſechs Jahre zwiſchen beiden Königen geſchloſſen, durch welchen Guſtav im Beſitz aller ſeiner Eroberungen blieb, und die lange gewünſchte Freiheit erhielt, ſeine Waffen gegen den Kaiſer zu kehren. Der franzöſiſche Unterhändler bot ihm zu dieſer Unternehmung die Allianz ſeines Königs und beträchtliche Hülfsgelder an, welche nicht zu verachten waren. Aber Guſtav Adolph fürchtete nicht ohne Grund, ſich durch Annehmung derſelben in eine Abhängigkeit von Frankreich zu ſetzen, die ihm vielleicht

mitten im Laufe ſeiner Siege Feſſeln anlegte, und durch das Bündniß mit einer katholiſchen Macht Mißtrauen bei den Proteſtanten zu erwecken.

So dringend und gerecht dieſer Krieg war, ſo vielverſprechend waren die Umſtände, unter welchen Guſtav Adolph ihn unternahm. Furchtbar zwar war der Name des Kaiſers, unerſchöpflich ſeine Hülfsquellen, unüberwindlich bisher ſeine Macht; jeden Andern, als Guſtav, würde ein ſo gefahrvolles Spiel zurückgeſchreckt haben. Guſtav überſah alle Hinderniſſe und Gefahren, welche ſich ſeinem Unternehmen entgegenſtellten; aber er kannte auch die Mittel, wodurch er ſie zu beſiegen hoffte. Nicht beträchtlich, aber wohl disciplinirt war ſeine Kriegsmacht, durch ein ſtrenges Clima und anhaltende Feldzüge abgehärtet, in dem polniſchen Kriege gebildet. Schweden, obgleich arm an Geld und an Menſchen, und durch einen achtjährigen Krieg über Vermögen angeſtrengt, war ſeinem Könige mit einem Enthuſiasmus ergeben, der ihn die bereitwilligſte Unterſtützung von ſeinen Reichsſtänden hoffen ließ. In Deutſchland war der Name des Kaiſers wenigſtens eben ſo ſehr gehaßt als gefürchtet. Die proteſtantiſchen Fürſten ſchienen nur die Ankunft eines Befreiers zu erwarten, um das unleidliche Joch der Tyrannei abzuwerfen, und ſich öffentlich für Schweden zu erklären. Selbſt den katholiſchen Ständen konnte die Erſcheinung eines Gegners nicht unwillkommen ſeyn, der die überwiegende Macht des Kaiſers beſchränkte. Der erſte Sieg, auf deutſchem Boden erfochten, mußte für ſeine Sache entſcheidend ſeyn, die noch zweifelnden Fürſten zur Erklärung bringen,

den Muth ſeiner Anhänger ſtärken, den Zulauf zu ſeinen Fahnen vermehren und zur Fortſetzung des Kriegs reichliche Hülfsquellen eröffnen. Hatten gleich die mehrſten deutſchen Länder durch die bisherigen Bedrückungen unendlich gelitten, ſo waren doch die wohlhabenden hanſeatiſchen Städte bis jetzt davon frei geblieben, die kein Bedenken tragen konnten, mit einem freiwilligen mäßigen Opfer einem allgemeinen Ruin vorzubeugen. Aus je mehreren Ländern man die Kaiſerlichen verjagte, deſto mehr mußten ihre Heere ſchmelzen, die nur allein von den Ländern lebten, in denen ſie ſtanden. Unzeitige Truppenverſendungen nach Italien und den Niederlanden hatten ohnehin die Macht des Kaiſers vermindert; Spanien, durch den Verluſt ſeiner amerikaniſchen Silberflotte geſchwächt, und durch einen ernſtlichen Krieg in den Niederlanden beſchäftigt, konnte ihm wenig Unterſtützung gewähren. Dagegen machte Großbritannien dem Könige von Schweden zu beträchtlichen Subſidien Hoffnung, und Frankreich, welches eben jetzt mit ſich ſelbſt Frieden machte, kam ihm mit den vortheilhafteſten Anerbietungen bei ſeiner Unternehmung entgegen.

Aber die ſicherſte Bürgſchaft für den glücklichen Erfolg ſeiner Unternehmung fand Guſtav Adolph — in ſich ſelbſt. Die Klugheit erforderte es, ſich aller äußerlichen Hülfsmittel zu verſichern, und dadurch ſein Unternehmen vor dem Vorwurfe der Verwegenheit zu ſchützen; aus ſeinem Buſen allein nahm er ſeine Zuverſicht und ſeinen Muth. Guſtav Adolph war ohne Widerſpruch der erſte Feldherr ſeines Jahrhunderts, und

tapferſte Soldat in ſeinem Heere, das er ſich ſelbſt erſt geſchaffen hatte. Mit der Taktik der Griechen und Römer vertraut, hatte er eine beſſere Kriegskunſt erfunden, welche den größten Feldherren der folgenden Zeiten zum Muſter diente. Die unbehülflichen großen Eskadrons verringerte er, um die Bewegungen der Reiterei leichter und ſchneller zu machen; zu eben dem Zwecke rückte er die Bataillons in weitere Entfernung aus einander. Er ſtellte ſeine Armee, welche gewöhnlich nur eine einzige Linie einnahm, in einer gedoppelten Linie in Schlachtordnung, daß die zweite anrücken konnte, wenn die erſte zum Weichen gebracht worden war. Den Mangel an Reiterei wußte er dadurch zu erſetzen, daß er Fußgänger zwiſchen die Reiter ſtellte, welches ſehr oft den Sieg entſchied; die Wichtigkeit des Fußvolks in Schlachten lernte Europa erſt von ihm. Ganz Deutſchland hat die Mannszucht bewundert, durch welche ſich die ſchwediſchen Heere auf deutſchem Boden in den erſten Zeiten ſo rühmlich unterſchieden. Alle Ausſchweifungen wurden auf's Strengſte geahndet; am ſtrengſten Gotteslăſterung, Raub, Spiel und Duelle. In den ſchwediſchen Kriegsgeſetzen wurde die Mäßigkeit befohlen; auch erblickte man in dem ſchwediſchen Lager, das Gezelt des Königs nicht ausgenommen, weder Silber noch Gold. Das Auge des Feldherrn wachte mit eben der Sorgfalt über die Sitten des Soldaten, wie über die kriegeriſche Tapferkeit. Jedes Regiment mußte zum Morgen- und Abendgebet einen Kreis um ſeinen Prediger ſchließen, und unter freiem Himmel ſeine Andacht halten. In allem dieſem war der Geſetzgeber

zugleich Muſter. Eine ungekünſtelte lebendige Gottesfurcht erhöhte den Muth, der ſein großes Herz beſeelte. Gleich frei von dem rohen Unglauben, der den wilden Begierden des Barbaren ihren nothwendigen Zügel nimmt, und von der kriechenden Andächtelei eines Ferdinand, die ſich vor der Gottheit zum Wurm erniedrigt und auf dem Nacken der Menſchheit trotzig einherwandelt, blieb er auch in der Trunkenheit ſeines Glücks noch Menſch und noch Chriſt, aber auch in ſeiner Andacht noch Held und noch König. Alles Ungemach des Kriegs ertrug er gleich dem Geringſten aus dem Heere; mitten in dem ſchwärzeſten Dunkel der Schlacht war es licht in ſeinem Geiſte; allgegenwärtig mit ſeinem Blicke, vergaß er den Tod, der ihn umringte; ſtets fand man ihn auf dem Wege der furchtbarſten Gefahr. Seine natürliche Herzhaftigkeit ließ ihn nur allzuoft vergeſſen, was er dem Feldherrn ſchuldig war, und dieſes königliche Leben endigte der Tod eines Gemeinen. Aber einem ſolchen Führer folgte der Feige wie der Muthige zum Siege, und ſeinem beleuchtenden Adlerblicke entging keine Heldenthat, die ſein Beiſpiel geweckt hatte. Der Ruhm ihres Beherrſchers entzündete in der Nation ein begeiſterndes Selbſtgefühl; ſtolz auf dieſen König gab der Bauer in Finnland und Gothland freudig ſeine Armuth hin, verſpritzte der Soldat freudig ſein Blut, und der hohe Schwung, den der Geiſt dieſes einzigen Mannes der Nation gegeben, überlebte noch lange Zeit ſeinen Schöpfer.

So wenig man über die Nothwendigkeit des Kriegs in Zweifel war, ſo ſehr war man es über die Art,

wie er geführt werden ſollte. Ein angreifender Krieg ſchien ſelbſt dem muthvollen Kanzler Oxenſtierna zu gewagt, die Kräfte ſeines geldarmen und gewiſſenhaften Königs zu ungleich den unermeßlichen Hülfsmitteln eines Despoten, der mit ganz Deutſchland wie mit ſeinem Eigenthum ſchaltete. Dieſe furchtſamen Bedenklichkeiten des Miniſters widerlegte die ſehende Klugheit des Helden.

„Erwarten wir den Feind in Schweden," ſagte Guſtav, „ſo iſt Alles verloren, wenn eine Schlacht verloren iſt; Alles iſt gewonnen, wenn wir in Deutſchland einen glücklichen Anfang machen. Das Meer iſt groß, und wir haben in Schweden weitläufige Küſten zu bewachen. Entwiſchte uns die feindliche Flotte, oder würde die unſrige geſchlagen, ſo wäre es dann umſonſt, die feindliche Landung zu verhindern. An der Erhaltung Stralſunds muß uns Alles liegen. So lange dieſer Hafen uns offen ſteht, werden wir unſer Anſehn auf der Oſtſee behaupten, und einen freien Verkehr mit Deutſchland unterhalten. Aber um Stralſund zu beſchützen, dürfen wir uns nicht in Schweden verkriechen, ſondern müſſen mit einer Armee nach Pommern hinübergehen. Redet mir alſo nichts mehr von einem Vertheidigungskriege, durch den wir unſere herrlichſten Vortheile verſcherzen. Schweden ſelbſt darf keine feindliche Fahne ſehen; und werden wir in Deutſchland beſiegt, ſo iſt es alsdann noch Zeit, euern Plan zu befolgen."

Beſchloſſen wurde alſo der Uebergang nach Deutſchland und der Angriff des Kaiſers. Die Zurüſtungen

wurden auf's Lebhafteſte betrieben, und die Vorkehrungen, welche Guſtav traf, verriethen nicht weniger Vorſicht, als der Entſchluß Kühnheit und Größe zeigte. Vor Allem war es nöthig, in einem ſo weit entlegenen Kriege Schweden ſelbſt gegen die zweideutigen Geſinnungen der Nachbarn in Sicherheit zu ſetzen. Auf einer perſönlichen Zuſammenkunft mit dem Könige von Dänemark zu Markaröd verſicherte ſich Guſtav der Freundſchaft dieſes Monarchen; gegen Moskau wurden die Grenzen gedeckt; Polen konnte man von Deutſchland aus in Furcht erhalten, wenn es Luſt bekommen ſollte, den Waffenſtillſtand zu verletzen. Ein ſchwediſcher Unterhändler, von Falkenberg, welcher Holland und die deutſchen Höfe bereiste, machte ſeinem Herrn, von Seiten mehrerer proteſtantiſchen Fürſten, die ſchmeichelhafteſten Hoffnungen, obgleich noch keiner Muth und Verläugnung genug hatte, ein förmliches Bündniß mit ihm einzugehen. Die Städte Lübeck und Hamburg zeigten ſich bereitwillig, Geld vorzuſchießen, und an Zahlungsſtatt ſchwediſches Kupfer anzunehmen. Auch an den Fürſten von Siebenbürgen wurden vertraute Perſonen abgeſchickt, dieſen unverſöhnlichen Feind Oeſterreichs gegen den Kaiſer in Waffen zu bringen.

Unterdeſſen wurden in den Niederlanden und Deutſchland ſchwediſche Werbungen eröffnet, die Regimenter vollzählig gemacht, neue errichtet, Schiffe herbeigeſchafft, die Flotte gehörig ausgerüſtet, Lebensmittel, Kriegsbedürfniſſe und Geld ſo viel nur möglich herbeigetrieben. Dreißig Kriegsſchiffe waren in kurzer Zeit zum Auslaufen fertig, eine Armee von fünfzehntauſend

Mann ſtand bereit, und zweihundert Transportſchiffe waren beſtimmt, ſie überzuſetzen. Eine größere Macht wollte Guſtav Adolph nicht nach Deutſchland hinüberführen, und der Unterhalt derſelben hätte auch bis jetzt die Kräfte ſeines Königreichs überſtiegen. Aber ſo klein dieſe Armee war, ſo vortrefflich war die Auswahl ſeiner Truppen in Disciplin, kriegeriſchem Muthe und Erfahrung, die einen feſten Kern zu einer größern Kriegsmacht abgeben konnte, wenn er den deutſchen Boden erſt erreicht und das Glück ſeinen erſten Anfang erſt begünſtigt haben würde. Oxenſtierna, zugleich General und Kanzler, ſtand mit etwa zehntauſend Mann in Preußen, dieſe Provinz gegen Polen zu vertheidigen. Einige reguläre Truppen und ein anſehnliches Corps Landmiliz, welches der Hauptarmee zur Pflanzſchule diente, blieb in Schweden zurück, damit ein bundbrüchiger Nachbar bei einem ſchnellen Ueberfalle das Königreich nicht unvorbereitet fände.

Dadurch war für die Vertheidigung des Reichs geſorgt. Nicht weniger Sorgfalt bewies Guſtav Adolph bei Anordnung der innern Regierung. Die Regentſchaft wurde dem Reichsrathe, das Finanzweſen dem Pfalzgrafen Johann Kaſimir, dem Schwager des Königs, übertragen; ſeine Gemahlin, ſo zärtlich er ſie liebte, von allen Regierungsgeſchäften entfernt, denen ihre eingeſchränkten Fähigkeiten nicht gewachſen waren. Gleich einem Sterbenden beſtellte er ſein Haus. Am 20. Mai 1630, nachdem alle Vorkehrungen getroffen, und Alles zur Abfahrt in Bereitſchaft war, erſchien der König in Stockholm in der Reichsverſammlung, den Ständen

ein feierliches Lebewohl zu ſagen. Er nahm hier ſeine vierjährige Tochter Chriſtina, die in der Wiege ſchon zu ſeiner Nachfolgerin erklärt war, auf die Arme, zeigte ſie den Ständen als ihre künftige Beherrſcherin, ließ ihr auf den Fall, daß er ſelbſt nimmer wiederkehrte, den Eid der Treue erneuern, und darauf die Verordnung ableſen, wie es während ſeiner Abweſenheit oder der Minderjährigkeit ſeiner Tochter mit der Regentſchaft des Reichs gehalten werden ſollte. In Thränen zerfloß die ganze Verſammlung, und der König ſelbſt brauchte Zeit, um zu ſeiner Abſchiedsrede an die Stände die nöthige Faſſung zu erhalten.

„Nicht leichtſinniger Weiſe,“ fing er an, „ſtürze ich mich und euch in dieſen neuen gefahrvollen Krieg. Mein Zeuge iſt der allmächtige Gott, daß ich nicht aus Vergnügen fechte. Der Kaiſer hat mich in der Perſon meiner Geſandten auf's Grauſamſte beleidigt, er hat meine Feinde unterſtützt, er verfolgt meine Freunde und Brüder, tritt meine Religion in den Staub, und ſtreckt die Hand aus nach meiner Krone. Dringend flehen uns die unterdrückten Stände Deutſchlands um Hülfe, und wenn es Gott gefällt, ſo wollen wir ſie ihnen geben.“

„Ich kenne die Gefahren, denen mein Leben ausgeſetzt ſeyn wird. Nie habe ich ſie gemieden, und ſchwerlich werde ich ihnen ganz entgehen. Bis jetzt zwar hat mich die Allmacht wunderbar behütet; aber ich werde doch endlich ſterben in der Vertheidigung meines Vaterlandes. Ich übergebe euch dem Schutze

des Himmels. Seyd gerecht, ſeyd gewiſſenhaft, wandelt unſträflich, ſo werden wir uns in der Ewigkeit wieder begegnen.“

„An euch, meine Reichsräthe, wende ich mich zuerſt. Gott erleuchte euch, und erfülle euch mit Weisheit, meinem Königreiche ſtets das Beſte zu rathen. Euch, tapferer Adel, empfehle ich dem göttlichen Schutze. Fahrt fort, euch als würdige Nachkommen jener heldenmüthigen Gothen zu erweiſen, deren Tapferkeit das alte Rom in den Staub ſtürzte. Euch, Diener der Kirche, ermahne ich zur Verträglichkeit und Eintracht; ſeyd ſelbſt Muſter der Tugenden, die ihr predigt, und mißbraucht nie eure Herrſchaft über die Herzen meines Volks. Euch, Deputirte des Bürger- und Bauernſtandes, wünſche ich den Segen des Himmels, eurem Fleiße eine erfreuende Ernte, Fülle euren Scheunen, Ueberfluß an allen Gütern des Lebens. Für euch alle, Abweſende und Gegenwärtige, ſchicke ich aufrichtige Wünſche zum Himmel. Ich ſage euch allen mein zärtliches Lebewohl. Ich ſage es vielleicht auf ewig.“

Zu Elfsnaben, wo die Flotte vor Anker lag, erfolgte die Einſchiffung der Truppen; eine unzählige Menge Volks war herbeigeſtrömt, dieſes eben ſo prächtige als rührende Schauſpiel zu ſehen. Die Herzen der Zuſchauer waren von den verſchiedenſten Empfindungen bewegt, je nachdem ſie bei der Größe des Wageſtücks oder bei der Größe des Mannes verweilten. Unter den hohen Offizieren, welche bei dieſem Heere commandirten, haben ſich Guſtav Horn, Rheingraf Otto Ludwig, Heinrich Matthias Graf von Thurn,

Ortenburg, Baudiſſen, Banner, Teufel, Tott, Mutſenfahl, Falkenberg, Kniphauſen und andere mehr, einen glänzenden Namen erworben. Die Flotte, von widrigen Winden aufgehalten, konnte erſt im Junius unter Segel gehen, und erreichte am 24. dieſes Monats die Inſel Rügen an der Küſte von Pommern.

Guſtav Adolph war der Erſte, der hier an's Land ſtieg. Im Angeſicht ſeines Volkes kniete er nieder auf Deutſchlands Erde, und dankte der Allmacht für die Erhaltung ſeiner Armee und ſeiner Flotte. Auf den Inſeln Wollin und Uſedom ſetzte er ſeine Truppen an's Land; die kaiſerlichen Beſatzungen verließen ſogleich bei ſeiner Annäherung ihre Schanzen und entflohen. Mit Blitzesſchnelligkeit erſchien er vor Stettin, ſich dieſes wichtigen Platzes zu verſichern, ehe die Kaiſerlichen ihm zuvorkämen. Bogisla der Vierzehnte, Herzog von Pommern, ein ſchwacher und alternder Prinz, war lange ſchon der Mißhandlungen müde, welche die Kaiſerlichen in ſeinem Lande ausgeübt hatten, und fortfuhren auszuüben; aber zu kraftlos, ihnen Widerſtand zu thun, hatte er ſich mit ſtillem Murren unter die Uebermacht gebeugt. Die Erſcheinung ſeines Retters, anſtatt ſeinen Muth zu beleben, erfüllte ihn mit Furcht und Zweifeln. So ſehr ſein Land noch von den Wunden blutete, welche die Kaiſerlichen ihm geſchlagen, ſo wenig konnte dieſer Fürſt ſich entſchließen, durch offenbare Begünſtigung der Schweden die Rache des Kaiſers gegen ſich zu reizen. Guſtav Adolph, unter den Kanonen von Stettin gelagert, forderte dieſe Stadt auf,

ſchwediſche Garniſon einzunehmen. Bogisla erſchien ſelbſt im Lager des Königs, ſich dieſe Einquartierung zu verbitten. „Ich komme als Freund und nicht als Feind zu Ihnen,“ antwortete Guſtav; „nicht mit Pommern, nicht mit dem deutſchen Reiche, nur mit den Feinden deſſelben führe ich Krieg. In meinen Händen ſoll dieſes Herzogthum heilig aufgehoben ſeyn, und ſicherer als von jedem Andern werden Sie es nach geendigtem Feldzuge von mir zurückerhalten. Sehen Sie die Fußſtapfen der kaiſerlichen Truppen in Ihrem Lande, ſehen Sie die Spuren der meinigen in Uſedom, und wählen Sie, ob Sie den Kaiſer oder mich zum Freunde haben wollen. Was erwarten Sie, wenn der Kaiſer ſich Ihrer Hauptſtadt bemächtigen ſollte? Wird er gnädiger damit verfahren, als ich? Oder wollen Sie meinen Siegen Grenzen ſetzen? Die Sache iſt dringend, faſſen Sie einen Entſchluß, und nöthigen Sie mich nicht, wirkſamere Mittel zu ergreifen.“

Die Wahl war ſchmerzlich für den Herzog von Pommern. Hier der König von Schweden mit einer furchtbaren Armee vor den Thoren ſeiner Hauptſtadt; dort die unausbleibliche Rache des Kaiſers und das ſchreckenvolle Beiſpiel ſo vieler deutſcher Fürſten, welche als Opfer dieſer Rache im Elende herumwanderten. Die dringendere Gefahr beſtimmte ſeinen Entſchluß. Die Thore von Stettin wurden dem Könige geöffnet, ſchwediſche Truppen rückten ein, und den Kaiſerlichen, die ſchon in ſtarken Märſchen herbeieilten, wurde der Vorſprung abgewonnen. Stettins Einnahme verſchaffte dem Könige in Pommern feſten Fuß, den Gebrauch

der Oder, und einen Waffenplatz für ſeine Armee. Herzog Bogisla ſäumte nicht, den gethanen Schritt bei dem Kaiſer durch die Nothwendigkeit zu entſchuldigen, und dem Vorwurfe der Verrätherei im voraus zu begegnen; aber von der Unverſöhnlichkeit dieſes Monarchen überzeugt, trat er mit ſeinem neuen Schutzherrn in eine enge Verbindung, um durch die ſchwediſche Freundſchaft ſich gegen die Rache Oeſterreichs in Sicherheit zu ſetzen. Der König gewann durch dieſe Allianz mit Pommern einen wichtigen Freund auf deutſchem Boden, der ihm den Rücken deckte, und den Zuſammenhang mit Schweden offen hielt.

Guſtav Adolph glaubte ſich gegen Ferdinand, der ihn in Preußen zuerſt feindlich angegriffen hatte, der hergebrachten Formalitäten überhoben, und fing ohne Kriegserklärung die Feindſeligkeiten an. Gegen die europäiſchen Fürſten rechtfertigte er ſein Betragen in einem eigenen Manifeſte, in welchem alle ſchon angeführten Gründe, die ihn zur Ergreifung der Waffen bewogen, hererzählt wurden. Unterdeſſen ſetzte er ſeine Progreſſen in Pommern fort, und ſah mit jedem Tage ſeine Heere ſich vermehren. Von den Truppen, welche unter Mannsfeld, Herzog Chriſtian von Braunſchweig, dem Könige von Dänemark und unter Wallenſtein gefochten, ſtellten ſich Offiziere ſowohl als Soldaten ſchaarenweiſe dar, unter ſeinen ſiegreichen Fahnen zu ſtreiten.

Der Einfall des Königs von Schweden wurde am kaiſerlichen Hofe der Aufmerkſamkeit bei weitem nicht gewürdigt, welche er bald darauf zu verdienen ſchien.

Der öſterreichiſche Stolz, durch das bisherige unerhörte Glück auf den höchſten Gipfel getrieben, ſah mit Geringſchätzung auf einen Fürſten herab, der mit einer Handvoll Menſchen aus einem verachteten Winkel Europens hervorkam, und, wie man ſich einbildete, ſeinen bisher erlangten Kriegsruhm bloß der Ungeſchicklichkeit eines noch ſchwächern Feindes verdankte. Die herabſetzende Schilderung, welche Wallenſtein, nicht ohne Abſicht, von der ſchwediſchen Macht entworfen, vermehrte die Sicherheit des Kaiſers; wie hätte er einen Feind achten ſollen, den ſein Feldherr ſich getraute, mit Ruthen aus Deutſchland zu verjagen? Selbſt die reißenden Fortſchritte Guſtav Adolphs in Pommern konnten dieſes Vorurtheil nicht ganz beſiegen, welchem der Spott der Höflinge ſtets neue Nahrung gab. Man nannte ihn in Wien nur die Schneemajeſtät, welche die Kälte des Nords jetzt zuſammenhalte, die aber zuſehends ſchmelzen würde, je näher ſie gegen Süden rückte. Die Churfürſten ſelbſt, welche in Regensburg verſammelt waren, würdigten ſeine Vorſtellungen keiner Aufmerkſamkeit, und verweigerten ihm, aus blinder Gefälligkeit gegen Ferdinand, ſogar den Titel eines Königs. Während man in Regensburg und in Wien ſeiner ſpottete, ging in Pommern und Mecklenburg ein feſter Ort nach dem andern an ihn verloren.

Dieſer Geringſchätzung ungeachtet, hatte ſich der Kaiſer doch bereitwillig finden laſſen, die Mißhelligkeiten mit Schweden durch Unterhandlungen beizulegen, auch zu dieſem Ende Bevollmächtigte nach Danzig geſendet. Aber aus ihren Inſtruktionen erhellte deutlich, wie

wenig es ihm damit Ernſt war, da er Guſtaven noch immer den königlichen Titel verweigerte. Seine Abſicht ſchien bloß dahin zu gehen, das Verhaßte des Angriffs von ſich ſelbſt auf den König von Schweden abzuwälzen, um ſich dadurch auf den Beiſtand der Reichsſtände deſto eher Rechnung machen zu können. Fruchtlos, wie zu erwarten geweſen war, zerſchlug ſich alſo dieſer Congreß zu Danzig, und die Erbitterung beider Theile wurde durch einen heftigen Briefwechſel auf's Höchſte getrieben.

Ein kaiſerlicher General, Torquato Conti, der die Armee in Pommern commandirte, hatte ſich unterdeſſen vergeblich bemüht, den Schweden Stettin wieder zu entreißen. Aus einem Platze nach dem andern wurden die Kaiſerlichen vertrieben; Damm, Stargard, Camin, Wolgaſt fielen ſchnell nach einander in des Königs Hand. Um ſich an dem Herzoge von Pommern zu rächen, ließ der kaiſerliche General auf dem Rückzuge ſeine Truppen die ſchreiendſten Gewaltthätigkeiten gegen die Einwohner Pommerns verüben, welche ſein Geiz längſt ſchon auf's Grauſamſte gemißhandelt hatte. Unter dem Vorwande, den Schweden alle Lebensmittel zu entziehen, wurde Alles verheert und geplündert, und oft, wenn die Kaiſerlichen einen Platz nicht länger zu behaupten wußten, ließen ſie ihn in Rauch aufgehen, um dem Feinde nichts als den Schutt zurückzulaſſen. Aber dieſe Barbareien dienten nur dazu, das entgegengeſetzte Betragen der Schweden in ein deſto glänzenderes Licht zu ſetzen, und dem menſchenfreundlichen Könige alle Herzen zu gewinnen. Der ſchwediſche

Soldat bezahlte Alles, was er brauchte, und von fremdem Eigenthum wurde auf ſeinem Durchmarſche nichts berührt. In Stadt und Land empfing man daher die ſchwediſchen Heere mit offenen Armen; alle kaiſerlichen Soldaten, welche dem pommerſchen Landvolk in die Hände fielen, wurden ohne Barmherzigkeit ermordet. Viele Pommern traten in ſchwediſchen Dienſt, und die Stände dieſes ſo ſehr erſchöpften Landes ließen es ſich mit Freuden gefallen, dem König eine Contribution von hundert tauſend Gulden zu bewilligen.

Torquato Conti, bei aller Härte ſeines Charakters ein vortrefflicher General, ſuchte dem Könige von Schweden den Beſitz von Stettin wenigſtens unnütz zu machen, da er ihn nicht von dieſem Orte zu vertreiben vermochte. Er verſchanzte ſich zu Garz, oberhalb Stettin, an der Oder, um dieſen Fluß zu beherrſchen und jener Stadt die Communication zu Waſſer mit dem übrigen Deutſchland abzuſchneiden. Nichts konnte ihn dahin bringen, mit dem Könige von Schweden zu ſchlagen, der ihm an Mannſchaft überlegen war; noch weniger wollte es dieſem gelingen, die feſten kaiſerlichen Verſchanzungen zu ſtürmen. Torquato, von Truppen und Geld allzuſehr entblößt, um angriffsweiſe gegen den König zu agiren, gedachte mit Hülfe dieſes Operationsplans dem Grafen Tilly Zeit zu verſchaffen, zur Vertheidigung Pommerns herbeizueilen, und alsdann in Vereinigung mit dieſem General auf den König von Schweden loszugehen. Er benutzte ſogar einmal die Entfernung des Königs, um ſich durch einen unvermutheten Ueberfall Stettins zu bemächtigen. Aber die

Schweden ließen ſich nicht unvorbereitet finden. Ein lebhafter Angriff der Kaiſerlichen wurde mit Standhaftigkeit zurückgeſchlagen, und Torquato verſchwand mit einem großen Verluſte. Nicht zu läugnen iſt es, daß Guſtav Adolph bei dieſem günſtigen Anfange eben ſo viel dem Glücke als ſeiner Kriegserfahrenheit dankte. Die kaiſerlichen Truppen in Pommern waren ſeit Wallenſteins Abdankung auf's Tiefſte heruntergekommen. Grauſam rächten ſich ihre Ausſchweifungen jetzt an ihnen ſelbſt: ein ausgezehrtes verödetes Land konnte ihnen keinen Unterhalt mehr darbieten. Alle Mannszucht war dahin, keine Achtung mehr für die Befehle der Offiziere; zuſehends ſchmolz ihre Anzahl durch häufige Deſertionen und durch ein allgemeines Sterben, welches die ſchneidende Kälte in dieſem ungewohnten Clima verurſachte. Unter dieſen Umſtänden ſehnte ſich der kaiſerliche General nach Ruhe, um ſeine Truppen durch die Winterquartiere zu erquicken; aber er hatte mit einem Feinde zu thun, für den unter deutſchem Himmel gar kein Winter war. Zur Vorſorge hatte Guſtav ſeine Soldaten mit Schafspelzen verſehen laſſen, um auch die rauheſte Jahreszeit über im Felde zu bleiben. Die kaiſerlichen Bevollmächtigten, welche wegen eines Waffenſtillſtandes zu unterhandeln kamen, erhielten daher die troſtloſe Antwort: „Die Schweden ſeyen im Winter wie im Sommer Soldaten, und nicht geneigt, den armen Landmann noch mehr auszuſaugen. Die Kaiſerlichen möchten es mit ſich halten, wie ſie wollten; ſie aber gedächten nicht, ſich müßig zu verhalten.“ Torquato Conti legte bald darauf ſein

Commando, wobei wenig Ruhm und nun auch kein Geld mehr zu gewinnen war, nieder.

Bei dieſer Ungleichheit mußte ſich der Vortheil nothwendiger Weiſe auf ſchwediſcher Seite befinden. Unaufhörlich wurden die Kaiſerlichen in ihren Winterquartieren beunruhigt, Greifenhagen, ein wichtiger Platz an der Oder, mit Sturm erobert, zuletzt auch die Städte Garz und Piritz von den Feinden verlaſſen. Von ganz Pommern waren nur noch Greifswalde, Demmin und Kolberg in ihren Händen, zu deren Belagerung der König ungeſäumt die nachdrücklichſten Anſtalten machte. Der fliehende Feind nahm ſeinen Weg nach der Mark Brandenburg, nicht ohne großen Verluſt an Artillerie, Bagage und Mannſchaft, welche den nacheilenden Schweden in die Hände fielen.

Durch Einnahme der Päſſe bei Ribnitz und Damgarden hatte ſich Guſtav den Eingang in das Herzogthum Mecklenburg eröffnet, deſſen Unterthanen durch ein vorangeſchicktes Manifeſt aufgefordert wurden, unter die Herrſchaft ihrer rechtmäßigen Regenten zurückzukehren, und Alles, was Wallenſteiniſch wäre, zu verjagen. Durch Betrug bekamen aber die Kaiſerlichen die wichtige Stadt Roſtock in ihre Gewalt, welches den König, der ſeine Macht nicht gern theilen wollte, an fernerem Vorrücken hinderte. Vergebens hatten indeſſen die vertriebenen Herzoge von Mecklenburg, durch die zu Regensburg verſammelten Fürſten, bei dem Kaiſer fürſprechen laſſen; vergebens hatten ſie, um den Kaiſer durch Unterwürfigkeit zu gewinnen, das Bündniß mit Schweden und jeden Weg der Selbſthülfe verſchmäht.

Durch die hartnäckige Weigerung des Kaiſers zur Verzweiflung gebracht, ergriffen ſie jetzt öffentlich die Partei des Königs von Schweden, warben Truppen und übertrugen das Commando darüber dem Herzoge Franz Karl von Sachſen-Lauenburg. Dieſer bemächtigte ſich auch wirklich einiger feſten Plätze an der Elbe, verlor ſie aber bald wieder an den kaiſerlichen General Pappenheim, der gegen ihn geſchickt wurde. Bald darauf, in der Stadt Ratzeburg von Letzterem belagert, ſah er ſich, nach einem vergeblichen Verſuche zu entfliehen, genöthigt, ſich mit ſeiner ganzen Mannſchaft zu Gefangenen zu ergeben. So verſchwand denn auf's Neue die Hoffnung dieſer unglücklichen Fürſten zum Wiedereintritt in ihre Lande, und dem ſiegreichen Arme Guſtav Adolphs allein war es aufbehalten, ihnen dieſe glänzende Gerechtigkeit zu erzeigen.

Die flüchtigen kaiſerlichen Schaaren hatten ſich in die Mark Brandenburg geworfen, welche ſie jetzt zum Schauplatze ihrer Greuelthaten machten. Nicht zufrieden, die willkührlichſten Schatzungen einzufordern, und den Bürger durch Einquartierungen zu drücken, durchwühlten dieſe Unmenſchen auch noch das Innere der Häuſer, zerſchlugen, erbrachen Alles, was verſchloſſen war, raubten allen Vorrath, den ſie fanden, mißhandelten auf das Entſetzlichſte, wer ſich zu widerſetzen wagte, entehrten das Frauenzimmer, ſelbſt an heiliger Stätte. Und Alles dies geſchah nicht in Feindes Land — es geſchah gegen die Unterthanen eines Fürſten, von welchem der Kaiſer nicht beleidigt war, dem er trotz dieſem allem noch zumuthete, die Waffen gegen den

König von Schweden zu ergreifen. Der Anblick dieſer entſetzlichen Ausſchweifungen, welche ſie aus Mangel an Anſehn und aus Geldnoth geſchehen laſſen mußten, erweckte ſelbſt den Unwillen der kaiſerlichen Generale, und ihr oberſter Chef, Graf von Schaumburg, wollte ſchamroth das Commando niederlegen. Zu arm an Soldaten, um ſein Land zu vertheidigen, und ohne Hülfe gelaſſen von dem Kaiſer, der zu den beweglichſten Vorſtellungen ſchwieg, befahl endlich der Churfürſt von Brandenburg ſeinen Unterthanen in einem Edikte, Gewalt mit Gewalt zu vertreiben, und jeden kaiſerlichen Soldaten, der über der Plünderung ergriffen würde, ohne Schonung zu ermorden. Zu einem ſolchen Grade war der Greuel der Mißhandlung und das Elend der Regierung geſtiegen, daß dem Landesherrn nur das verzweifelte Mittel übrig blieb, die Selbſtrache zu befehlen.

Die Kaiſerlichen hatten die Schweden in die Mark Brandenburg nachgezogen, und nur die Weigerung des Churfürſten, ihm die Feſtung Cüſtrin zum Durchmarſche zu öffnen, hatte den König abhalten können, Frankfurt an der Oder zu belagern. Er ging zurück, die Eroberung Pommerns durch Einnahme von Demmin und Kolberg zu vollenden; unterdeſſen war der Feldmarſchall Tilly im Anzuge, die Mark Brandenburg zu vertheidigen.

Dieſer General, der ſich rühmen konnte, noch keine Schlacht verloren zu haben, der Ueberwinder Mannsfelds, Chriſtians von Braunſchweig, des Markgrafen von Baden und des Königs von Dänemark, ſollte

an dem Könige von Schweden einen würdigen Gegner finden. Tilly ſtammte aus einer edlen Familie in Lüttich, und hatte in dem niederländiſchen Kriege, der damaligen Feldherrnſchule, ſeine Talente ausgebildet. Bald darauf fand er Gelegenheit, ſeine erlangten Fähigkeiten unter Kaiſer Rudolph dem Zweiten in Ungarn zu zeigen, wo er ſich ſchnell von einer Stufe zur andern emporſchwang. Nach geſchloſſenem Frieden trat er in die Dienſte Maximilians von Bayern, der ihn zum Oberfeldherrn mit unumſchränkter Gewalt ernannte. Tilly wurde durch ſeine vortrefflichen Einrichtungen der Schöpfer der bayeriſchen Kriegsmacht, und ihm vorzüglich hatte Maximilian ſeine bisherige Ueberlegenheit im Felde zu danken. Nach geendigtem böhmiſchen Kriege wurde ihm das Commando der liguiſtiſchen Truppen, und jetzt, nach Wallenſteins Abgang, das Generalat über die ganze kaiſerliche Armee übertragen. Eben ſo ſtreng gegen ſeine Truppen, eben ſo blutdürſtig gegen den Feind, von eben ſo finſterer Gemüthsart als Wallenſtein, ließ er dieſen an Beſcheidenheit und Uneigennützigkeit weit hinter ſich zurück. Ein blinder Religionseifer und ein blutdürſtiger Verfolgungsgeiſt vereinigten ſich mit der natürlichen Wildheit ſeines Charakters, ihn zum Schrecken der Proteſtanten zu machen. Ein bizarres und ſchreckhaftes Aeußere entſprach dieſer Gemüthsart. Klein, hager, mit eingefallenen Wangen, langer Naſe, breiter gerunzelter Stirn, ſtarkem Knebelbarte und unten zugeſpitztem Geſichte, zeigte er ſich gewöhnlich in einem ſpaniſchen Wamms von hellgrünem Atlas mit aufgeſchlitzten Aermeln, auf

dem Kopfe einen kleinen hoch aufgeſtutzten Hut, mit einer rothen Straußfeder geziert, die bis auf den Rücken niederwallte. Sein ganzer Anblick erinnerte an den Herzog von Alba, den Zuchtmeiſter der Flamänder, und es fehlte viel, daß ſeine Thaten dieſen Eindruck auslöſchten. So war der Feldherr beſchaffen, der ſich dem nordiſchen Helden entgegenſtellte.

Tilly war weit entfernt, ſeinen Gegner gering zu ſchätzen. „Der König von Schweden,“ erklärte er auf der Churfürſtenverſammlung zu Regensburg, „iſt ein Feind von eben ſo großer Klugheit als Tapferkeit, abgehärtet zum Kriege, in der beſten Blüthe ſeiner Jahre. Seine Anſtalten ſind vortrefflich, ſeine Hülfsmittel nicht gering; die Stände ſeines Reichs ſind äußerſt willfährig gegen ihn geweſen. Seine Armee, aus Schweden, Deutſchen, Liefländern, Finnländern, Schotten und Engländern zuſammengefloſſen, iſt zu einer einzigen Nation gemacht durch blinden Gehorſam. Dies iſt ein Spieler, gegen welchen, nicht verloren zu haben, ſchon überaus viel gewonnen iſt.“

Die Fortſchritte des Königs von Schweden in Brandenburg und Pommern ließen den neuen Generaliſſimus keine Zeit verlieren, und dringend forderten die dort commandirenden Feldherren ſeine Gegenwart. In möglichſter Schnelligkeit zog er die kaiſerlichen Truppen, die durch ganz Deutſchland zerſtreut waren, an ſich; aber es koſtete viel Zeit, aus den verödeten und verarmten Provinzen die nöthigen Kriegsbedürfniſſe zuſammenzubringen. Endlich erſchien er in der Mitte des Winters an der Spitze von zwanzigtauſend Mann

vor Frankfurt an der Oder, wo er ſich mit dem Ueberreſte der Schaumburgiſchen Truppen vereinigte. Er übergab dieſem Feldherrn die Vertheidigung Frankfurts mit einer hinlänglich ſtarken Beſatzung, und er ſelbſt wollte nach Pommern eilen, um Demmin zu retten und Kolberg zu entſetzen, welche Stadt von den Schweden ſchon auf's Aeußerſte gebracht war. Aber noch eh' er Brandenburg verließ, hatte ſich Demmin, von dem Herzoge Savelli äußerſt ſchlecht vertheidigt, an den König ergeben, und auch Kolberg ging wegen Hungersnoth nach fünfmonatlicher Belagerung über. Da die Päſſe nach Vorpommern auf's Beſte beſetzt waren, und das Lager des Königs bei Schwedt jedem Angriffe Trotz bot, ſo entſagte Tilly ſeinem erſten angreifenden Plane, und zog ſich rückwärts nach der Elbe — um Magdeburg zu belagern.

Durch Wegnahme von Demmin ſtand es dem Könige frei, unaufgehalten in's Mecklenburgiſche zu dringen; aber ein wichtigeres Unternehmen zog ſeine Waffen nach einer andern Gegend. Tilly hatte kaum ſeinen Rückmarſch angetreten, als er ſein Lager zu Schwedt plötzlich aufhob und mit ſeiner ganzen Macht gegen Frankfurt an der Oder anrückte. Dieſe Stadt war ſchlecht befeſtigt, aber durch eine achttauſend Mann ſtarke Beſatzung vertheidigt, größtentheils Ueberreſt jener wüthenden Banden, welche Pommern und Brandenburg gemißhandelt hatten. Der Angriff geſchah mit Lebhaftigkeit, und ſchon am dritten Tage wurde die Stadt mit ſtürmender Hand erobert. Die Schweden, des Sieges gewiß, verwarfen, obgleich die Feinde zweimal

Schamade ſchlugen, die Kapitulation, und das ſchreckliche Recht der Wiedervergeltung auszuüben. Tilly hatte nämlich gleich nach ſeiner Ankunft in dieſen Gegenden eine ſchwediſche Beſatzung, die ſich verſpätet hatte, in Neubrandenburg aufgehoben, und, durch ihren lebhaften Widerſtand gereizt, bis auf den letzten Mann niederhauen laſſen. Dieſer Grauſamkeit erinnerten ſich jetzt die Schweden, als Frankfurt erſtiegen ward. Neubrandenburgiſch Quartier! antwortete man jedem kaiſerlichen Soldaten, der um ſein Leben bat, und ſtieß ihn ohne Barmherzigkeit nieder. Einige Tauſend wurden erſchlagen oder gefangen, Viele ertranken in der Oder, der Ueberreſt floh nach Schleſien, die ganze Artillerie gerieth in ſchwediſche Hände. Dem Ungeſtüm ſeiner Soldaten nachzugeben, mußte Guſtav Adolph eine dreiſtündige Plünderung erlauben.

Indem dieſer König von einem Siege zum andern forteilte, der Muth der proteſtantiſchen Stände dadurch wuchs und ihr Widerſtand lebhafter wurde, fuhr der Kaiſer noch unverändert fort, durch Vollſtreckung des Reſtitutionsediktes und durch übertriebene Zumuthungen an die Stände ihre Geduld auf's Aeußerſte zu treiben. Nothgedrungen ſchritt er jetzt auf den gewaltthätigen Wegen fort, die er Anfangs aus Uebermuth betreten hatte; den Verlegenheiten, in welche ihn ſein willkührliches Verfahren geſtürzt hatte, wußte er jetzt nicht anders als durch eben ſo willkührliche Mittel zu entgehen. Aber in einem ſo künſtlich organiſirten Staatskörper, wie der deutſche iſt und immer war, mußte die Hand des Despotismus die unüberſehlichſten Zerrüttungen

anrichten. Mit Erſtaunen ſahen die Fürſten unvermerkt die ganze Reichsverfaſſung umgekehrt, und der eintretende Zuſtand der Natur führte ſie zur Selbſthülfe, dem einzigen Rettungsmittel in dem Zuſtande der Natur. Endlich hatten doch die offenbaren Schritte des Kaiſers gegen die evangeliſche Kirche von den Augen Johann Georgs die Binde weggezogen, welche ihm ſo lange die betrügeriſche Politik dieſes Prinzen verbarg. Durch Ausſchließung ſeines Sohnes von dem Erzſtifte zu Magdeburg hatte ihn Ferdinand perſönlich beleidigt, und der Feldmarſchall von Arnheim, ſein neuer Günſtling und Miniſter, verabſäumte nichts, die Empfindlichkeit ſeines Herrn auf's Höchſte zu treiben. Vormals kaiſerlicher General unter Wallenſteins Commando, und noch immer deſſen eifrig ergebener Freund, ſuchte er ſeinen alten Wohlthäter und ſich ſelbſt an dem Kaiſer zu rächen und den Churfürſten von Sachſen von dem öſterreichiſchen Intereſſe abzuziehen. Die Erſcheinung der Schweden in Deutſchland mußte ihm die Mittel dazu darbieten. Guſtav Adolph war unüberwindlich, ſobald ſich die proteſtantiſchen Stände mit ihm vereinigten, und nichts beunruhigte den Kaiſer mehr. Churſachſens Beiſpiel konnte die Erklärung aller Uebrigen nach ſich ziehen, und das Schickſal des Kaiſers ſchien ſich gewiſſermaßen in den Händen Johann Georgs zu befinden. Der liſtige Günſtling machte dem Ehrgeize ſeines Herrn dieſe ſeine Wichtigkeit fühlbar, und ertheilte ihm den Rath, den Kaiſer durch ein angedrohtes Bündniß mit Schweden in Schrecken zu ſetzen, um von der Furcht dieſes Prinzen zu erhalten, was von der

Dankbarkeit deſſelben nicht zu erwarten ſey. Doch hielt er dafür, die Allianz mit Schweden nicht wirklich abzuſchließen, um immer wichtig zu ſeyn und immer freie Hand zu behalten. Er begeiſterte ihn für den ſtolzen Plan (dem nichts als eine verſtändigere Hand zur Vollſtreckung fehlte), die ganze Partei der Proteſtanten an ſich zu ziehen, eine dritte Macht in Deutſchland aufzuſtellen, und in der Mitte zwiſchen Schweden und Oeſterreich die Entſcheidung in den Händen zu tragen.

Dieſer Plan mußte der Eigenliebe Johann Georgs um ſo mehr ſchmeicheln, da es ihm gleich unerträglich war, in die Abhängigkeit von Schweden zu gerathen, und länger unter der Tyrannei des Kaiſers zu bleiben. Nicht mit Gleichgültigkeit konnte er ſich die Führung der deutſchen Angelegenheiten von einem auswärtigen Prinzen entriſſen ſehen, und ſo wenig Fähigkeit er auch beſaß, die erſte Rolle zu ſpielen, ſo wenig ertrug es ſeine Eitelkeit, ſich mit der zweiten zu begnügen. Er beſchloß alſo, von den Progreſſen des ſchwediſchen Königs die möglichſten Vortheile für ſeine eigene Lage zu ziehen, aber unabhängig von dieſem ſeinen eigenen Plan zu verfolgen. Zu dieſem Ende beſprach er ſich mit dem Churfürſten von Brandenburg, der aus ähnlichen Urſachen gegen den Kaiſer entrüſtet und auf Schweden mißtrauiſch war. Nachdem er ſich auf einem Landtage zu Torgau ſeiner eigenen Landſtände verſichert hatte, deren Beiſtimmung ihm zur Ausführung ſeines Plans unentbehrlich war, ſo lud er alle evangeliſchen Stände des Reichs zu einem Generalconvent ein, welcher am 6. Februar 1631 zu Leipzig eröffnet werden ſollte.

Brandenburg, Heſſenkaſſel, mehrere Fürſten, Grafen, Reichsſtände, proteſtantiſche Biſchöfe erſchienen entweder ſelbſt oder durch Bevollmächtigte auf dieſer Verſammlung, welche der ſächſiſche Hofprediger, Dr. Hoe von Hohenegg, mit einer heftigen Kanzelrede eröffnete. Vergebens hatte ſich der Kaiſer bemüht, dieſe eigenmächtige Zuſammenkunft, welche augenſcheinlich auf Selbſthülfe zielte, und bei der Anweſenheit der Schweden in Deutſchland höchſt bedenklich war, zu hintertreiben. Die verſammelten Fürſten, von den Fortſchritten Guſtav Adolphs belebt, behaupteten ihre Rechte und gingen nach Verlauf zweier Monate mit einem merkwürdigen Schluſſe auseinander, der den Kaiſer in nicht geringe Verlegenheit ſetzte. Der Inhalt deſſelben war, den Kaiſer in einem gemeinſchaftlichen Schreiben um Aufhebung des Reſtitutionsediktes, Zurückziehung ſeiner Truppen aus ihren Reſidenzen und Feſtungen, Einſtellung der Execution und Abſtellung aller bisherigen Mißbräuche nachdrücklich zu erſuchen — einſtweilen aber eine vierzigtauſend Mann ſtarke Armee zuſammenzubringen, um ſich ſelbſt Recht zu ſchaffen; wenn der Kaiſer es ihnen verweigerte.

Ein Umſtand kam noch hinzu, der nicht wenig dazu beitrug, die Entſchloſſenheit der proteſtantiſchen Fürſten zu vermehren. Endlich hatte der König von Schweden die Bedenklichkeiten beſiegt, welche ihn bisher von einer nähern Verbindung mit Frankreich zurückſchreckten, und war am 13. Jänner dieſes 1631ſten Jahres in eine förmliche Allianz mit dieſer Krone getreten. Nach einem ſehr ernſthaften Streite über die

künftige Behandlungsart der katholiſchen Reichsfürſten, welche Frankreich in Schutz nahm, Guſtav hingegen das Recht der Wiedervergeltung empfinden laſſen wollte, und nach einem minder wichtigen Zanke über den Titel Majeſtät, den der franzöſiſche Hochmuth dem ſchwediſchen Stolze verweigerte, gab endlich Richelieu in dem zweiten, Guſtav Adolph in dem erſten Artikel nach, und zu Berwald in der Neumark wurde der Allianztraktat unterzeichnet. Beide Mächte verpflichteten ſich in demſelben, ſich wechſelſeitig und mit gewaffneter Hand zu beſchützen, ihre gemeinſchaftlichen Freunde zu vertheidigen, den vertriebenen Reichsfürſten wieder zu ihren Ländern zu helfen, und an den Grenzen, wie in dem Innern Deutſchlands, Alles eben ſo wieder herzuſtellen, wie es vor dem Ausbruche des Kriegs geweſen war. Zu dieſem Ende ſollte Schweden eine Armee von dreißigtauſend Mann auf eigene Koſten in Deutſchland unterhalten, Frankreich hingegen viermalhunderttauſend Thaler jährlicher Hülfsgelder den Schweden entrichten. Würde das Glück die Waffen Guſtavs begünſtigen, ſo ſollten in den eroberten Plätzen die katholiſche Religion und die Reichsgeſetze ihm heilig ſeyn, und gegen beide nichts unternommen werden, allen Ständen und Fürſten in und außer Deutſchland, ſelbſt den katholiſchen, der Zutritt zu dieſem Bündniſſe offen ſtehen, kein Theil ohne Wiſſen und Willen des andern einen einſeitigen Frieden mit dem Feinde ſchließen, das Bündniß ſelbſt fünf Jahre dauern.

So großen Kampf es dem Könige von Schweden gekoſtet hatte, von Frankreich Sold anzunehmen, und

ſeiner ungebundenen Freiheit in Führung des Kriegs zu entſagen, ſo entſcheidend war dieſe franzöſiſche Allianz für ſeine Angelegenheiten in Deutſchland. Jetzt erſt, nachdem er durch die anſehnlichſte Macht in Europa gedeckt war, fingen die deutſchen Reichsſtände an, Vertrauen zu ſeiner Unternehmung zu faſſen, für deren Erfolg ſie bisher nicht ohne Urſache gezittert hatten. Jetzt erſt wurde er dem Kaiſer fürchterlich. Selbſt die katholiſchen Fürſten, welche Oeſterreichs Demüthigung wünſchten, ſahen ihn jetzt mit weniger Mißtrauen in Deutſchland Fortſchritte machen, weil ihm das Bündniß mit einer katholiſchen Macht Schonung gegen ihre Religion auferlegte. So wie Guſtav Adolphs Erſcheinung die evangeliſche Religion und deutſche Freiheit gegen die Uebermacht des Kaiſers Ferdinand beſchützte, eben ſo konnte nunmehr Frankreichs Dazwiſchenkunft die katholiſche Religion und deutſche Freiheit gegen eben dieſen Guſtav Adolph in Schutz nehmen, wenn ihn die Trunkenheit des Glücks über die Schranken der Mäßigung hinwegführen ſollte.

Der König von Schweden ſäumte nicht, die Fürſten des Leipziger Bundes von dem mit Frankreich geſchloſſenen Traktate zu unterrichten und ſie zugleich zu einer nähern Verbindung mit ihm einzuladen. Auch Frankreich unterſtützte ihn in dieſem Geſuche, und ſparte keine Vorſtellungen, den Churfürſten von Sachſen zu bewegen. Guſtav Adolph wollte ſich mit einer heimlichen Unterſtützung begnügen, wenn die Fürſten es jetzt noch für zu gewagt halten ſollten, ſich öffentlich für ſeine Partei zu erklären. Mehrere Fürſten machten ihm

zu Annehmung ſeiner Vorſchläge Hoffnung, ſo bald ſie nur Luft bekommen ſollten; Johann Georg, immer voll Eiferſucht und Mißtrauen gegen den König von Schweden, immer ſeiner eigennützigen Politik getreu, konnte ſich zu keiner entſcheidenden Erklärung entſchließen.

Der Schluß des Leipziger Convents und das Bündniß zwiſchen Frankreich und Schweden waren zwei gleich ſchlimme Zeitungen für den Kaiſer. Gegen jenen nahm er die Donner ſeiner kaiſerlichen Machtſprüche zu Hülfe, und bloß eine Armee fehlte ihm, um Frankreich wegen dieſer ſeinen ganzen Unwillen empfinden zu laſſen. Abmahnungsſchreiben ergingen an alle Theilnehmer des Leipziger Bundes, welche ihnen die Truppenwerbung auf's Strengſte unterſagten. Sie antworteten mit heftigen Widerklagen, rechtfertigten ihr Betragen durch das natürliche Recht, und fuhren fort, ſich in Rüſtung zu ſetzen.

Die Generale des Kaiſers ſahen ſich unterdeſſen aus Mangel an Truppen und an Geld zu der mißlichen Wahl gebracht, entweder den König von Schweden oder die deutſchen Reichsſtände außer Augen zu laſſen, da ſie mit einer getheilten Macht beiden zugleich nicht gewachſen waren. Die Bewegungen der Proteſtanten zogen ihre Aufmerkſamkeit nach dem Innern des Reichs; die Progreſſen des Königs in der Mark Brandenburg, welcher die kaiſerlichen Erblande ſchon in der Nähe bedrohte, forderten ſie dringend auf, dorthin ihre Waffen zu kehren. Nach Frankfurts Eroberung hatte ſich der König gegen Landsberg an der Wartha gewendet, und Tilly kehrte nun, nach einem

zu ſpäten Verſuche, jene Stadt zuretten, nach Magdeburg zurück, die angefangene Belagerung mit Ernſt fortzuſetzen.

Das reiche Erzbisthum, deſſen Hauptſitz die Stadt Magdeburg war, hatten ſchon ſeit geraumer Zeit evangeliſche Prinzen aus dem brandenburgiſchen Hauſe beſeſſen, welche ihre Religion darin einführten. Chriſtian Wilhelm, der letzte Adminiſtrator, war durch ſeine Verbindung mit Dänemark in die Reichsacht verfallen, wodurch das Domcapitel ſich bewogen ſah, um nicht die Rache des Kaiſers gegen das Erzſtift zu reizen, ihn förmlich ſeiner Würde zu entſetzen. An ſeiner Statt poſtulirte es den Prinzen Johann Auguſt, zweiten Sohn des Churfürſten von Sachſen, den aber der Kaiſer verwarf, um ſeinem eigenen Sohne, Leopold, dieſes Erzbisthum zuzuwenden. Der Churfürſt von Sachſen ließ darüber ohnmächtige Klagen an dem kaiſerlichen Hofe erſchallen; Chriſtian Wilhelm von Brandenburg ergriff thätigere Maßregeln. Der Zuneigung des Volks und Magiſtrats zu Magdeburg verſichert, und von chimäriſchen Hoffnungen erhitzt, glaubte er ſich im Stande, alle Hinderniſſe zu beſiegen, welche der Ausſpruch des Capitels, die Concurrenz mit zwei mächtigen Mitbewerbern und das Reſtitutionsedikt ſeiner Wiederherſtellung entgegenſetzten. Er that eine Reiſe nach Schweden, und ſuchte ſich, durch das Verſprechen einer wichtigen Diverſion in Deutſchland, der Unterſtützung Guſtavs zu verſichern. Dieſer König entließ ihn nicht ohne Hoffnung ſeines nachdrücklichen Schutzes, ſchärfte ihm aber dabei ein, mit Klugheit zu verfahren.

Kaum hatte Chriſtian Wilhelm die Landung ſeines Beſchützers in Pommern erfahren, ſo ſchlich er ſich, mit Hülfe einer Verkleidung, in Magdeburg ein. Er erſchien plötzlich in der Rathsverſammlung, erinnerte den Magiſtrat an alle Drangſale, welche Stadt und Land ſeitdem von den kaiſerlichen Truppen erfahren, an die verderblichen Anſchläge Ferdinands, an die Gefahr der evangeliſchen Kirche. Nach dieſem Eingange entdeckte er ihnen, daß der Zeitpunkt ihrer Befreiung erſchienen ſey, und daß ihnen Guſtav Adolph ſeine Allianz und allen Beiſtand anbiete. Magdeburg, eine der wohlhabendſten Städte Deutſchlands, genoß unter der Regierung ſeines Magiſtrats einer republikaniſchen Freiheit, welche ſeine Bürger mit einer heroiſchen Kühnheit beſeelte. Davon hatten ſie bereits gegen Wallenſtein, der, von ihrem Reichthum angelockt, die übertriebenſten Forderungen an ſie machte, rühmliche Proben abgelegt, und in einem muthigen Widerſtande ihre Rechte behauptet. Ihr ganzes Gebiet hatte zwar die zerſtörende Wuth ſeiner Truppen erfahren, aber Magdeburg ſelbſt entging ſeiner Rache. Es war alſo dem Adminiſtrator nicht ſchwer, Gemüther zu gewinnen, denen die erlittenen Mißhandlungen noch in friſchem Andenken waren. Zwiſchen der Stadt und dem Könige von Schweden kam ein Bündniß zu Stande, in welchem Magdeburg dem Könige ungehinderten Durchzug durch ihr Gebiet und ihre Thore, und die Werbefreiheit auf ihrem Grund und Boden verſtattete, und die Gegenverſicherung erhielt, bei ihrer Religion und ihren Privilegien auf's Gewiſſenhafteſte geſchützt zu werden.

Sogleich zog der Adminiſtrator Kriegsvölker zuſammen, und fing die Feindſeligkeiten voreilig an, ehe Guſtav Adolph nahe genug war, ihn mit ſeiner Macht zu unterſtützen. Es glückte ihm, einige kaiſerliche Corps in der Nachbarſchaft aufzuheben, kleine Eroberungen zu machen und ſogar Halle zu überrumpeln. Aber die Annäherung eines kaiſerlichen Heeres nöthigte ihn bald, in aller Eilfertigkeit und nicht ohne Verluſt den Rückweg nach Magdeburg zu nehmen. Guſtav Adolph, obgleich unzufrieden über dieſe Voreiligkeit, ſchickte ihm in der Perſon Dietrichs von Falkenberg einen erfahrnen Offizier, um die Kriegsoperationen zu leiten und dem Adminiſtrator mit ſeinem Rathe beizuſtehen. Eben dieſen Falkenberg ernannte der Magiſtrat zum Commandanten der Stadt, ſo lange dieſer Krieg dauern würde. Das Heer des Prinzen ſah ſich von Tag zu Tag durch den Zulauf aus den benachbarten Städten vergrößert, erhielt mehrere Vortheile über die kaiſerlichen Regimenter, welche dagegen geſchickt wurden, und konnte mehrere Monate einen kleinen Krieg mit vielem Glücke unterhalten.

Endlich näherte ſich der Graf von Pappenheim, nach beendigtem Zuge gegen den Herzog von Sachſen-Lauenburg, der Stadt, vertrieb in kurzer Zeit die Truppen des Adminiſtrators aus allen umliegenden Schanzen, hemmte dadurch alle Communication mit Sachſen, und ſchickte ſich ernſtlich an, die Stadt einzuſchließen. Bald nach ihm kam auch Tilly, forderte den Adminiſtrator in einem drohenden Schreiben auf, ſich dem Reſtitutionsedikt nicht länger zu widerſetzen, den Befehlen

des Kaiſers ſich zu unterwerfen, und Magdeburg zu übergeben. Die Antwort des Prinzen war lebhaft und kühn, und beſtimmte den kaiſerlichen Feldherrn, ihm den Ernſt der Waffen zu zeigen.

Indeſſen wurde die Belagerung wegen der Fortſchritte des Königs von Schweden, die den kaiſerlichen Feldherrn von der Stadt abriefen, eine Zeitlang verzögert, und die Eiferſucht der in ſeiner Abweſenheit commandirenden Generale verſchaffte Magdeburg noch auf einige Monate Friſt. Am 30. März 1631 erſchien endlich Tilly wieder, um von jetzt an die Belagerung mit Eifer zu betreiben.

In kurzer Zeit waren die Außenwerke erobert, und Falkenberg ſelbſt hatte die Beſatzungen, welche nicht mehr zu retten waren, zurückgezogen, und die Elbbrücke abwerfen laſſen. Da es an hinlänglichen Truppen fehlte, die weitläufige Feſtung mit den Vorſtädten zu vertheidigen, ſo wurden auch die Vorſtädte Sudenburg und Neuſtadt dem Feinde preisgegeben, der ſie ſogleich in Aſche legte. Pappenheim trennte ſich von Tilly, ging bei Schönebeck über die Elbe, um von der andern Seite die Stadt anzugreifen.

Die Beſatzung, durch die vorhergehenden Gefechte in den Außenwerken geſchwächt, belief ſich nicht über zweitauſend Mann Fußvolks und einige Hundert Reiterei; eine ſehr ſchwache Anzahl für eine ſo große und noch dazu unregelmäßige Feſtung. Dieſen Mangel zu erſetzen, bewaffnete man die Bürger; ein verzweifelter Ausweg, der größern Schaden anrichtete, als er verhütete. Die Bürger, an ſich ſelbſt ſchon ſehr mittelmäßige

Soldaten, ſtürzten durch ihre Uneinigkeit die Stadt in's Verderben. Dem Aermern that es weh, daß man ihm allein alle Laſt aufwälzte, ihn allein allem Ungemach, allen Gefahren bloßſtellte, während der Reiche ſeine Dienerſchaft ſchickte, und ſich in ſeinem Hauſe gütlich that. Der Unwille brach zuletzt in ein allgemeines Murren aus; Gleichgültigkeit trat an die Stelle des Eifers, Ueberdruß und Nachläſſigkeit im Dienſte an die Stelle der wachſamen Vorſicht. Dieſe Trennung der Gemüther, mit der ſteigenden Noth verbunden, gab nach und nach einer kleinmüthigen Ueberlegung Raum, daß Mehrere ſchon anfingen, über die Verwegenheit ihres Unternehmens aufgeſchreckt zu werden, und vor der Allmacht des Kaiſers zu erbeben, gegen welchen man im Streite begriffen ſey. Aber der Religionsfanatismus, die feurige Liebe der Freiheit, der unüberwindliche Widerwille gegen den kaiſerlichen Namen, die wahrſcheinliche Hoffnung eines nahen Entſatzes, entfernten jeden Gedanken an Uebergabe; und ſo ſehr man in allem andern getrennt ſeyn mochte, ſo einig war man, ſich bis auf's Aeußerſte zu vertheidigen.

Die Hoffnung der Belagerten, ſich entſetzt zu ſehen, war auf die höchſte Wahrſcheinlichkeit gegründet. Sie wußten um die Bewaffnung des Leipziger Bundes, ſie wußten um die Annäherung Guſtav Adolphs; beiden war die Erhaltung Magdeburgs gleich wichtig, und wenige Tagemärſche konnten den König von Schweden vor ihre Mauern bringen. Alles dieſes war dem Grafen Tilly nicht unbekannt, und eben darum eilte er ſo ſehr, ſich, auf welche Art es auch ſeyn möchte, von

Magdeburg Meiſter zu machen. Schon hatte er, der Uebergabe wegen, einen Trompeter mit verſchiedenen Schreiben an den Adminiſtrator, Commandanten und Magiſtrat abgeſendet, aber zur Antwort erhalten, daß man lieber ſterben als ſich ergeben würde. Ein lebhafter Ausfall der Bürger zeigte ihm, daß der Muth der Belagerten nichts weniger als erkaltet ſey, und die Ankunft des Königs zu Potsdam, die Streifereien der Schweden ſelbſt bis vor Zerbſt mußten ihn mit Unruhe, ſo wie die Einwohner Magdeburgs mit den froheſten Hoffnungen erfüllen. Ein zweiter Trompeter, den er an ſie abſchickte, und der gemäßigtere Ton ſeiner Schreibart beſtärkte ſie noch mehr in ihrer Zuverſicht — aber nur, um ſie in eine deſto tiefere Sorgloſigkeit zu ſtürzen.

Die Belagerer waren unterdeſſen mit ihren Approchen bis an den Stadtgraben vorgedrungen, und beſchoſſen von den aufgeworfenen Batterien auf's Heftigſte Wall und Thürme. Ein Thurm wurde ganz eingeſtürzt, aber ohne den Angriff zu erleichtern, da er nicht in den Graben fiel, ſondern ſich ſeitwärts an den Wall anlehnte. Des anhaltenden Bombardements ungeachtet, hatte der Wall nicht viel gelitten, und die Wirkung der Feuerkugeln, welche die Stadt in Brand ſtecken ſollten, wurden durch vortreffliche Gegenanſtalten vereitelt. Aber der Pulvervorrath der Belagerten war bald zu Ende, und das Geſchütz der Feſtung hörte nach und nach auf, den Belagernden zu antworten. Ehe neues Pulver bereitet war, mußte Magdeburg entſetzt ſeyn, oder es war verloren. Jetzt war die Hoffnung in der

Stadt auf's Höchſte geſtiegen, und mit heftiger Sehnſucht alle Blicke nach der Gegend hingekehrt, von welcher die ſchwediſchen Fahnen wehen ſollten. Guſtav Adolph hielt ſich nahe genug auf, um am dritten Tage vor Magdeburg zu ſtehen. Die Sicherheit ſteigt mit der Hoffnung, und Alles trägt dazu bei, ſie zu verſtärken. Am 9. Mai fängt unerwartet die feindliche Kanonade an zu ſchweigen, von mehreren Batterien werden die Stücke abgeführt. Todte Stille im kaiſerlichen Lager. Alles überzeugt die Belagerten, daß ihre Rettung nahe ſey. Der größte Theil der Bürger- und Soldatenwache verläßt früh Morgens ſeinen Poſten auf dem Walle, um endlich einmal nach langer Arbeit des ſüßen Schlafs ſich zu erfreuen — aber ein theurer Schlaf und ein entſetzliches Erwachen!

Tilly hatte endlich der Hoffnung entſagt, auf dem bisherigen Wege der Belagerung ſich noch vor Ankunft der Schweden der Stadt bemeiſtern zu können; er beſchloß alſo, ſein Lager aufzuheben, zuvor aber noch einen Generalſturm zu wagen. Die Schwierigkeiten waren groß, da keine Breſche noch geſchoſſen und die Feſtungswerke kaum beſchädigt waren. Aber der Kriegsrath, den er verſammelte, erklärte ſich für den Sturm, und ſtützte ſich dabei auf das Beiſpiel von Maſtricht, welche Stadt früh Morgens, da Bürger und Soldaten ſich zur Ruhe begeben, mit ſtürmender Hand überwältigt worden ſey. An vier Orten zugleich ſollte der Angriff geſchehen; die ganze Nacht zwiſchen dem 9ten und 10ten wurde mit den nöthigen Anſtalten zugebracht. Alles war in Bereitſchaft und erwartete, der Abrede

gemäß, früh um fünf Uhr das Zeichen mit den Kanonen. Dieſes erfolgte, aber erſt zwei Stunden ſpäter, indem Tilly, noch immer zweifelhaft wegen des Erfolgs, noch einmal den Kriegsrath verſammelte. Pappenheim wurde beordert, auf die neuſtädtiſchen Werke den Angriff zu thun; ein abhängiger Wall und ein trockner, nicht allzutiefer Graben kamen ihm dabei zu Statten. Der größte Theil der Bürger und Soldaten hatte die Wälle verlaſſen, und die wenigen Zurückgebliebenen feſſelte der Schlaf. So wurde es dieſem General nicht ſchwer, der Erſte den Wall zu erſteigen.

Falkenberg, aufgeſchreckt durch das Knallen des Musketenfeuers, eilte von dem Rathhauſe, wo er eben beſchäftigt war, den zweiten Trompeter des Tilly abzufertigen, mit einer zuſammengerafften Mannſchaft nach dem neuſtädtiſchen Thore, das der Feind ſchon überwältigt hatte. Hier zurückgeſchlagen, flog dieſer tapfere General nach einer andern Seite, wo eine zweite feindliche Partei ſchon im Begriffe war, die Werke zu erſteigen. Umſonſt iſt ſein Widerſtand; ſchon zu Anfang des Gefechts ſtreckten die feindlichen Kugeln ihn zu Boden. Das heftige Musketenfeuer, das Lärmen der Sturmglocken, das überhand nehmende Getöſe machen endlich den erwachenden Bürgern die drohende Gefahr bekannt. Eilfertig werfen ſie ſich in ihre Kleider, greifen zum Gewehr, ſtürzen in blinder Betäubung dem Feinde entgegen. Noch war Hoffnung übrig, ihn zurückzutreiben, aber der Commandant getödtet, kein Plan im Angriff, keine Reiterei, in ſeine verwirrten Glieder einzubrechen, endlich kein Pulver mehr, das Feuer

fortzuſetzen. Zwei andere Thore, bis jetzt noch unangegriffen, werden von Vertheidigern entblößt, um der dringendern Noth in der Stadt zu begegnen. Schnell benutzt der Feind die dadurch entſtandene Verwirrung, um auch dieſe Poſten anzugreifen. Der Widerſtand iſt lebhaft und hartnäckig, bis endlich vier kaiſerliche Regimenter, des Walles Meiſter, den Magdeburgern in den Rücken fallen und ſo ihre Niederlage vollenden. Ein tapferer Capitän, Namens Schmidt, der in dieſer allgemeinen Verwirrung die Entſchloſſenſten noch einmal gegen den Feind führt, und glücklich genug iſt, ihn bis an das Thor zurückzutreiben, fällt tödtlich verwundet, Magdeburgs letzte Hoffnung mit ihm. Alle Werke ſind noch vor Mittag erobert, die Stadt in Feindes Händen.

Zwei Thore werden jetzt von den Stürmenden der Hauptarmee geöffnet, und Tilly läßt einen Theil ſeines Fußvolks einmarſchiren. Es beſetzt ſogleich die Hauptſtraßen, und das aufgepflanzte Geſchütz ſcheucht alle Bürger in ihre Wohnungen, dort ihr Schickſal zu erwarten. Nicht lange läßt man ſie im Zweifel; zwei Worte des Grafen Tilly beſtimmen Magdeburgs Geſchick. Ein nur etwas menſchlicher Feldherr würde ſolchen Truppen vergeblich Schonung anbefohlen haben; Tilly gab ſich auch nicht die Mühe, es zu verſuchen. Durch das Stillſchweigen ſeines Generals zum Herrn über das Leben aller Bürger gemacht, ſtürzte der Soldat in das Innere der Häuſer, um ungebunden alle Begierden einer viehiſchen Seele zu kühlen. Vor manchem deutſchen Ohre fand die flehende Unſchuld

Erbarmen, keines vor dem tauben Grimme der Wallonen aus Pappenheims Heer. Kaum hatte dieſes Blutbad ſeinen Anfang genommen, als alle übrigen Thore aufgingen, die ganze Reiterei und der Kroaten fürchterliche Banden gegen die unglückliche Stadt losgelaſſen wurden.

Die Würgeſcene fing jetzt an, für welche die Geſchichte keine Sprache und die Dichtkunſt keinen Pinſel hat. Nicht die ſchuldfreie Kindheit, nicht das hülfloſe Alter, nicht Jugend, nicht Geſchlecht, nicht Stand, nicht Schönheit können die Wuth des Siegers entwaffnen. Frauen werden in den Armen ihrer Männer, Töchter zu den Füßen ihrer Väter mißhandelt, und das wehrloſe Geſchlecht hat bloß das Vorrecht, einer gedoppelten Wuth zum Opfer zu dienen. Keine noch ſo verborgene, keine noch ſo geheiligte Stätte konnte vor der Alles durchforſchenden Habſucht ſichern. Dreiundfünfzig Frauensperſonen fand man in einer Kirche enthauptet. Kroaten vergnügten ſich, Kinder in die Flammen zu werfen — Pappenheims Wallonen, Säuglinge an den Brüſten ihrer Mutter zu ſpießen. Einige liguiſtiſche Offiziere, von dieſem grauſenvollen Anblicke empört, unterſtanden ſich, den Grafen Tilly zu erinnern, daß er dem Blutbade möchte Einhalt thun laſſen. „Kommt in einer Stunde wieder,“ war ſeine Antwort; „ich werde dann ſehen, was ich thun werde. Der Soldat muß für ſeine Gefahr und Arbeit etwas haben.“ In ununterbrochener Wuth dauerten dieſe Greuel fort, bis endlich Rauch und Flammen der Raubſucht Grenzen ſetzten. Um die Verwirrung zu vermehren, und

den Widerſtand der Bürger zu brechen, hatte man gleich anfangs an verſchiedenen Orten Feuer angelegt. Jetzt erhob ſich ein Sturmwind, der die Flammen mit reiſſender Schnelligkeit durch die ganze Stadt verbreitete, und den Brand allgemein machte. Fürchterlich war das Gedränge durch Qualm und Leichen, durch gezuckte Schwerter, durch ſtürzende Trümmer, durch das ſtrömende Blut. Die Atmoſphäre kochte, und die unerträgliche Glut zwang endlich ſelbſt dieſe Würger, ſich in das Lager zu flüchten. In weniger als zwölf Stunden lag dieſe volkreiche, feſte, große Stadt, eine der ſchönſten Deutſchlands, in der Aſche, zwei Kirchen und einige Hütten ausgenommen. Der Adminiſtrator, Chriſtian Wilhelm, ward mit drei Bürgermeiſtern nach vielen empfangenen Wunden gefangen; viele tapfere Offiziere und Magiſtrate hatten fechtend einen beneideten Tod gefunden. Vierhundert der reichſten Bürger entriß die Habſucht der Offiziere dem Tode, um ein theures Löſegeld von ihnen zu erpreſſen. Noch dazu waren es meiſtens Offiziere der Ligue, welche dieſe Menſchlichkeit zeigten, und die blinde Mordbegier der kaiſerlichen Soldaten ließ ſie als rettende Engel betrachten.

Kaum hatte ſich die Wuth des Brandes gemindert, als die kaiſerlichen Schaaren mit erneuertem Hunger zurückkehrten, um unter Schutt und Aſche ihren Raub aufzuwühlen. Manche erſtickte der Dampf; Viele machten große Beute, da die Bürger ihr Beſtes in die Keller geflüchtet hatten. Am 13. Mai erſchien endlich Tilly ſelbſt in der Stadt, nachdem die Hauptſtraßen von Schutt und Leichen gereinigt waren. Schauderhaft

gräßlich, empörend war die Scene, welche ſich jetzt der Menſchlichkeit darſtellte! Lebende, die unter den Leichen hervorkrochen, herumirrende Kinder, die mit herzzerſchneidendem Geſchrei ihre Aeltern ſuchten, Säuglinge, die an den todten Brüſten ihrer Mütter ſaugten! Mehr als ſechstauſend Leichen mußte man in die Elbe werfen, um die Gaſſen zu räumen; eine ungleich größere Menge von Lebenden und Leichen hatte das Feuer verzehrt; die ganze Zahl der Getödteten wird auf dreißigtauſend angegeben.

Der Einzug des Generals, welcher am 14ten erfolgte, machte der Plünderung ein Ende, und was bis dahin gerettet war, blieb leben. Gegen tauſend Menſchen wurden aus der Domkirche gezogen, wo ſie drei Tage und zwei Nächte in beſtändiger Todesfurcht und ohne Nahrung zugebracht hatten. Tilly ließ ihnen Pardon ankündigen, und Brod unter ſie vertheilen. Den Tag darauf ward in dieſer Domkirche feierliche Meſſe gehalten und unter Abfeurung der Kononen das Te Deum angeſtimmt. Der kaiſerliche General durchritt die Straßen, um als Augenzeuge ſeinem Herrn berichten zu können, daß ſeit Troja's und Jeruſalems Zerſtörung kein ſolcher Sieg geſehen worden ſey. Und in dieſem Vorgeben war nichts Uebertriebenes, wenn man die Größe, den Wohlſtand und die Wichtigkeit der Stadt, welche unterging, mit der Wuth ihrer Zerſtörer zuſammendenkt.

Das Gerücht von Magdeburgs grauſenvollem Schickſale verbreitete Frohlocken durch das katholiſche, Entſetzen und Furcht durch das ganze proteſtantiſche Deutſchland.

Aber Schmerz und Unwillen klagten allgemein den König von Schweden an, der, ſo nahe und ſo mächtig, dieſe bundsverwandte Stadt hülflos gelaſſen hatte. Auch der Billigſte fand dieſe Unthätigkeit des Königs unerklärbar, und Guſtav Adolph, um nicht unwiederbringlich die Herzen des Volks zu verlieren, zu deſſen Befreiung er erſchienen war, ſah ſich gezwungen, in einer eigenen Schutzſchrift die Gründe ſeines Betragens der Welt vorzulegen.

Er hatte eben Landsberg angegriffen, und am 16. April erobert, als er die Gefahr vernahm, in welcher Magdeburg ſchwebte. Sogleich ward ſein Entſchluß gefaßt, dieſe bedrängte Stadt zu befreien, und er ſetzte ſich deßwegen mit ſeiner ganzen Reiterei und zehn Regimentern Fußvolk nach der Spree in Bewegung. Die Situation, in welcher ſich dieſer König auf deutſchem Boden befand, machte ihm zum unverbrüchlichen Klugheitsgeſetze, keinen Schritt vorwärts zu thun, ohne den Rücken frei zu haben. Mit mißtrauiſcher Behutſamkeit mußte er ein Land durchziehen, wo er von zweideutigen Freunden und mächtigen offenbaren Feinden umgeben war, wo ein einziger übereilter Schritt ihn von ſeinem Königreich abſchneiden konnte. Der Churfürſt von Brandenburg hatte vormals ſchon ſeine Feſtung Cüſtrin den flüchtigen Kaiſerlichen aufgethan und den nacheilenden Schweden verſchloſſen. Sollte Guſtav jetzt gegen Tilly verunglücken, ſo konnte eben dieſer Churfürſt den Kaiſerlichen ſeine Feſtungen öffnen, und dann war der König, Feinde vor und hinter ſich, ohne Rettung verloren. Dieſem Zufalle bei gegenwärtiger

Unternehmung nicht ausgeſetzt zu ſeyn, verlangte er, ehe er ſich zu der Befreiung Magdeburgs aufmachte, daß ihm von dem Churfürſten die beiden Feſtungen Cüſtrin und Spandau eingeräumt würden, bis er Magdeburg in Freiheit geſetzt hätte.

Nichts ſchien gerechter zu ſeyn, als dieſe Forderung. Der große Dienſt, welchen Guſtav Adolph dem Churfürſten kürzlich erſt durch Vertreibung der Kaiſerlichen aus den brandenburgiſchen Landen geleiſtet, ſchien ihm ein Recht an ſeine Dankbarkeit, das bisherige Betragen der Schweden in Deutſchland einen Anſpruch auf ſein Vertrauen zu geben. Aber durch Uebergabe ſeiner Feſtungen machte der Churfürſt den König von Schweden gewiſſermaßen zum Herrn ſeines Landes, nicht zu gedenken, daß er eben dadurch zugleich mit dem Kaiſer brach, und ſeine Staaten der ganzen künftigen Rache der kaiſerlichen Heere bloßſtellte. Georg Wilhelm kämpfte lange Zeit einen grauſamen Kampf mit ſich ſelbſt, aber Kleinmuth und Eigennutz ſchienen endlich die Oberhand zu gewinnen. Ungerührt von Magdeburgs Schickſal, kalt gegen Religion und deutſche Freiheit, ſah er nichts, als ſeine eigene Gefahr, und dieſe Beſorglichkeit wurde durch ſeinen Miniſter von Schwarzenberg, der einen heimlichen Sold von dem Kaiſer zog, auf's Höchſte getrieben. Unterdeſſen näherten ſich die ſchwediſchen Truppen Berlin, und der König nahm bei dem Churfürſten ſeine Wohnung. Als er die furchtſame Bedenklichkeit dieſes Prinzen wahrnahm, konnte er ſich des Unwillens nicht enthalten. „Mein Weg geht auf Magdeburg,“ ſagte er, „nicht mir, ſondern den

Evangeliſchen zum Beſten. Will Niemand mir beiſtehen, ſo nehme ich ſogleich meinen Rückweg, biete dem Kaiſer einen Vergleich an und ziehe wieder nach Stockholm. Ich bin gewiß, der Kaiſer ſoll einen Frieden mit mir eingehen, wie ich ihn immer nur verlangen kann — aber geht Magdeburg verloren und iſt der Kaiſer der Furcht vor mir erſt entledigt, ſo ſehet zu, wie es euch ergehen wird.“ Dieſe zu rechter Zeit hingeworfene Drohung, vielleicht auch der Blick auf die ſchwediſche Armee, welche mächtig genug war, dem Könige durch Gewalt zu verſchaffen, was man ihm auf dem Wege der Güte verweigerte, brachte endlich den Churfürſten zum Entſchluß, Spandau in ſeine Hände zu übergeben.

Nun ſtanden dem König zwei Wege nach Magdeburg offen, wovon der eine gegen Abend durch ein erſchöpftes Land und mitten durch feindliche Truppen führte, die ihm den Uebergang über die Elbe ſtreitig machen konnten. Der andere, gegen Mittag, ging über Deſſau oder Wittenberg, wo er Brücken fand, die Elbe zu paſſiren, und aus Sachſen Lebensmittel ziehen konnte. Aber dies konnte ohne Einwilligung des Churfürſten von Sachſen nicht geſchehen, in welchen Guſtav ein gegründetes Mißtrauen ſetzte. Ehe er ſich alſo in Marſch ſetzte, ließ er dieſen Prinzen um einen freien Durchzug und um das Nöthige für ſeine Truppen gegen baare Bezahlung erſuchen. Sein Verlangen wurde ihm abgeſchlagen, und keine Vorſtellung konnte den Churfürſten bewegen, ſeinem Neutralitätsſyſtem zu entſagen. Indem man noch im Streit darüber begriffen war, kam die Nachricht von Magdeburgs entſetzlichem Schickſale.

Tilly verkündigte ſie mit dem Tone eines Siegers allen proteſtantiſchen Fürſten, und verlor keinen Augenblick, den allgemeinen Schrecken auf's Beſte zu benutzen. Das Anſehn des Kaiſers, durch die bisherigen Progreſſen Guſtavs merklich herunter gebracht, erhob ſich furchtbarer als je nach dieſem entſcheidenden Vorgang, und ſchnell offenbarte ſich dieſe Veränderung in der gebieteriſchen Sprache, welche er gegen die proteſtantiſchen Reichsſtände führte. Die Schlüſſe des Leipziger Bundes wurden durch einen Machtſpruch vernichtet, der Bund ſelbſt durch ein kaiſerliches Dekret aufgehoben, allen widerſetzlichen Ständen Magdeburgs Schickſal angedroht. Als Vollzieher dieſes kaiſerlichen Schluſſes, ließ Tilly ſogleich Truppen gegen den Biſchof von Bremen marſchiren, der ein Mitglied des Leipziger Bundes war und Soldaten geworben hatte. Der in Furcht geſetzte Biſchof übergab die letztern ſogleich in die Hände des Tilly, und unterzeichnete die Kaſſation der Leipziger Schlüſſe. Eine kaiſerliche Armee, welche unter dem Commando des Grafen von Fürſtenberg zu eben der Zeit aus Italien zurückkam, verfuhr auf gleiche Art gegen den Adminiſtrator von Würtemberg. Der Herzog mußte ſich dem Reſtitutionsedikt und allen Dekreten des Kaiſers unterwerfen, ja noch außerdem zu Unterhaltung der kaiſerlichen Truppen einen monatlichen Geldbeitrag von hunderttauſend Thalern erlegen. Aehnliche Laſten wurden der Stadt Ulm und Nürnberg, dem ganzen fränkiſchen und ſchwäbiſchen Kreiſe auferlegt. Schrecklich war die Hand des Kaiſers über Deutſchland. Die ſchnelle Uebermacht, welche er durch dieſen Vorfall

erlangte, mehr ſcheinbar als in der Wirklichkeit gegründet, führte ihn über die Grenzen der bisherigen Mäßigung hinweg, und verleitete ihn zu einem gewaltſamen übereilten Verfahren, welches endlich die Unentſchloſſenheit der deutſchen Fürſten zum Vortheil Guſtav Adolphs beſiegte. So unglücklich alſo die nächſten Folgen von Magdeburgs Untergang für die Proteſtanten auch ſeyn mochten, ſo wohlthätig waren die ſpätern. Die erſtere Ueberraſchung machte bald einem thätigen Unwillen Platz; die Verzweiflung gab Kräfte, und die deutſche Freiheit erhob ſich aus Magdeburgs Aſche.

Unter den Fürſten des Leipziger Bundes waren der Churfürſt von Sachſen und der Landgraf von Heſſen bei weitem am meiſten zu fürchten, und die Herrſchaft des Kaiſers war in dieſen Gegenden nicht befeſtigt, ſo lange er dieſe Beiden nicht entwaffnet ſah. Gegen den Landgrafen richtete Tilly ſeine Waffen zuerſt, und brach unmittelbar von Magdeburg nach Thüringen auf. Die ſächſiſch-erneſtiniſchen und ſchwarzburgiſchen Lande wurden auf dieſem Zuge äußerſt gemißhandelt, Frankenhauſen, ſelbſt unter den Augen des Tilly, von ſeinen Soldaten ungeſtraft geplündert und in die Aſche gelegt; ſchrecklich mußte der unglückliche Landmann dafür büßen, daß ſein Landesherr die Schweden begünſtigte. Erfurt, der Schlüſſel zwiſchen Sachſen und Franken, wurde mit einer Belagerung bedroht, wovon es ſich aber durch eine freiwillige Lieferung von Proviant und eine Geldſumme loskaufte. Von da ſchickte Tilly ſeinen Abgeſandten an den Landgrafen von Kaſſel, mit der Forderung, ungeſäumt ſeine Truppen zu entlaſſen, dem

Leipziger Bunde zu entſagen, kaiſerliche Regimenter in ſein Land und ſeine Feſtungen aufzunehmen, Contribution zu entrichten, und ſich entweder als Freund oder Feind zu erklären. So mußte ſich ein deutſcher Reichsfürſt von einem kaiſerlichen Diener behandelt ſehen. Aber dieſe ausſchweifende Forderung bekam ein furchtbares Gewicht durch die Heeresmacht, von der ſie begleitet wurde, und das noch friſche Andenken von Magdeburgs ſchauderhaftem Schickſal mußte den Nachdruck deſſelben vergrößern. Um ſo mehr Lob verdient die Unerſchrockenheit, mit welcher der Landgraf dieſen Antrag beantwortete: „Fremde Soldaten in ſeine Feſtungen und in ſeine Reſidenz aufzunehmen, ſey er ganz und gar nicht geſonnen — Seine Truppen brauche er ſelbſt — Gegen einen Angriff würde er ſich zu vertheidigen wiſſen. Fehlte es dem General Tilly an Geld und an Lebensmitteln, ſo möchte er nur nach München aufbrechen, wo Vorrath an beiden ſey.“ Der Einbruch zweier kaiſerlichen Schaaren in Heſſen war die nächſte Folge dieſer herausfordernden Antwort; aber der Landgraf wußte ihnen ſo gut zu begegnen, daß nichts Erhebliches ausgerichtet wurde. Nachdem aber Tilly ſelbſt im Begriff ſtand, ihnen mit ſeiner ganzen Macht nachzufolgen, ſo würde das unglückliche Land für die Standhaftigkeit ſeines Fürſten theuer genug haben büßen müſſen, wenn nicht die Bewegungen des Königs von Schweden dieſen General noch zu rechter Zeit zurückgerufen hätten.

Guſtav Adolph hatte den Untergang Magdeburgs mit dem empfindlichſten Schmerz erfahren, der dadurch

vergrößert wurde, daß Georg Wilhelm nun, dem Vertrage gemäß, die Feſtung Spandau zurück verlangte. Der Verluſt von Magdeburg hatte die Gründe, um derentwillen dem König der Beſitz dieſer Feſtung ſo wichtig war, eher vermehrt als vermindert; und je näher die Nothwendigkeit einer entſcheidenden Schlacht zwiſchen ihm und Tilly heranrückte, deſto ſchwerer ward es ihm, der einzigen Zuflucht zu entſagen, welche nach einem unglücklichen Ausgange für ihn übrig war. Nachdem er Vorſtellungen und Bitten bei dem Churfürſten von Brandenburg fruchtlos erſchöpft hatte, und die Kaltſinnigkeit deſſelben vielmehr mit jedem Tage ſtieg, ſo ſchickte er endlich ſeinem Commandanten den Befehl zu, Spandau zu räumen, erklärte aber zugleich, daß von demſelben Tage an der Churfürſt als Feind behandelt werden ſollte.

Dieſer Erklärung Nachdruck zu geben, erſchien er mit ſeiner ganzen Armee vor Berlin. „Ich will nicht ſchlechter behandelt ſeyn, als die Generale des Kaiſers,“ antwortete er den Abgeſandten, die der beſtürzte Churfürſt in ſein Lager ſchickte. „Euer Herr hat ſie in ſeine Staaten aufgenommen, mit allen Bedürfniſſen verſorgt, ihnen alle Plätze, welche ſie nur wollten, übergeben, und durch alle dieſe Gefälligkeiten nicht erhalten können, daß ſie menſchlicher mit ſeinem Volke verfahren wären. Alles, was ich von ihm verlange, iſt Sicherheit, eine mäßige Geldſumme und Brod für meine Truppen; dagegen verſpreche ich ihm, ſeine Staaten zu beſchützen und den Krieg von ihm zu entfernen. Auf dieſen Punkten aber muß ich beſtehen, und mein Bruder, der

Churfürſt, entſchließe ſich eilends, ob er mich zum Freunde haben, oder ſeine Hauptſtadt geplündert ſehen will.“ Dieſer entſchloſſene Ton machte Eindruck, und die Richtung der Kanonen gegen die Stadt beſiegte alle Zweifel **Georg Wilhelms**. In wenigen Tagen ward eine Allianz unterzeichnet, in welcher ſich der Churfürſt zu einer monatlichen Zahlung von dreißigtauſend Thalern verſtand, Spandau in den Händen des Königs ließ, und ſich anheiſchig machte, auch Cüſtrin ſeinen Truppen zu allen Zeiten zu öffnen. Dieſe nunmehr entſchiedene Verbindung des Churfürſten von Brandenburg mit den Schweden fand in Wien keine beſſere Aufnahme, als der ähnliche Entſchluß des Herzogs von Pommern vormals gefunden hatte; aber der ungünſtige Wechſel des Glücks, den ſeine Waffen bald nachher erfuhren, erlaubte dem Kaiſer nicht, ſeine Empfindlichkeit anders als durch Worte zu zeigen.

Das Vergnügen des Königs über dieſe glückliche Begebenheit wurde bald durch die angenehme Botſchaft vergrößert, daß Greifswalde, der einzige feſte Platz, den die Kaiſerlichen noch in Pommern beſaßen, übergegangen und nunmehr das ganze Land von dieſen ſchlimmen Feinden gereinigt ſey. Er erſchien ſelbſt wieder in dieſem Herzogthum, und genoß das entzückende Schauſpiel der allgemeinen Volksfreude, deren Schöpfer er war. Ein Jahr war jetzt verſtrichen, daß Guſtav Deutſchland betreten hatte, und dieſe Begebenheit wurde in dem ganzen Herzogthume Pommern durch ein allgemeines Dankfeſt gefeiert. Kurz vorher hatte ihn der Czaar von Moskau durch Geſandte begrüßen, ſeine

Freundſchaft erneuern und ſogar Hülfstruppen antragen laſſen. Zu dieſen friedfertigen Geſinnungen der Ruſſen durfte er ſich um ſo mehr Glück wünſchen, je wichtiger es ihm war, bei dem gefahrvollen Kriege, dem er entgegenging, durch einen feindſeligen Nachbar beunruhigt zu werden. Nicht lange darauf landete die Königin Maria Eleonora, ſeine Gemahlin, mit einer Verſtärkung von achttauſend Schweden in Pommern; und die Ankunft von ſechstauſend Engländern unter der Anführung des Marquis von Hamilton darf um ſo weniger übergangen werden, da ihre Ankunft Alles iſt, was die Geſchichte von den Thaten der Engländer in dem dreißigjährigen Kriege zu berichten hat.

Pappenheim behauptete während des thüringiſchen Zugs des Tilly das magdeburgiſche Gebiet, hatte aber nicht verhindern können, daß die Schweden nicht mehrmalen die Elbe paſſirten, einige kaiſerliche Detachements niederhieben und mehrere Plätze in Beſitz nahmen. Er ſelbſt, von der Annäherung des Königs geängſtigt, rief den Grafen Tilly auf das Dringendſte zurück, und bewog ihn auch wirklich, in ſchnellen Märſchen nach Magdeburg umzukehren. Tilly nahm ſein Lager diesſeits des Fluſſes zu Wolmirſtädt; Guſtav Adolph hatte das ſeinige auf eben dieſer Seite bei Werben, unweit dem Einfluß der Havel in die Elbe, bezogen. Gleich ſeine Ankunft in dieſen Gegenden verkündigte dem Tilly nichts Gutes. Die Schweden zerſtreuten drei ſeiner Regimenter, welche entfernt von der Hauptarmee in Dörfern poſtirt ſtanden, nahmen die eine Hälfte ihrer Bagage hinweg und verbrannten die übrige. Umſonſt

näherte ſich Tilly mit ſeiner Armee auf einen Kanonenſchuß weit dem Lager des Königs, um ihm eine Schlacht anzubieten; Guſtav, um die Hälfte ſchwächer als Tilly, vermied ſie mit Weisheit; ſein Lager war zu feſt, um dem Feinde einen gewaltſamen Angriff zu erlauben. Es blieb bei einer bloßen Kanonade und einigen Scharmützeln, in welchen allen die Schweden die Oberhand behielten. Auf ſeinem Rückwege nach Wolmirſtädt verminderte ſich die Armee des Tilly durch häufige Deſertionen. Seit dem Blutbade zu Magdeburg floh ihn das Glück.

Deſto ununterbrochener begleitete es von nun an den König von Schweden. Während er zu Werben im Lager ſtand, wurde das ganze Mecklenburg, bis auf wenige Plätze, durch ſeinen General Tott und den Herzog Adolph Friedrich erobert, und er genoß die königliche Luſt, beide Herzoge in ihre Staaten wieder einzuſetzen. Er reiste ſelbſt nach Güſtrow, wo die Einſetzung vor ſich ging, um durch ſeine Gegenwart den Glanz dieſer Handlung zu erheben. Von beiden Herzogen wurde, ihren Erretter in der Mitte und ein glänzendes Gefolge von Fürſten um ſich her, ein feſtlicher Einzug gehalten, den die Freude der Unterthanen zu dem rührendſten Feſte machte. Bald nach ſeiner Zurückkunft nach Werben erſchien der Landgraf von Heſſenkaſſel in ſeinem Lager, um ein enges Bündniß auf Vertheidigung und Angriff mit ihm zu ſchließen; der erſte regierende Fürſt in Deutſchland, der ſich von freien Stücken und öffentlich gegen den Kaiſer erklärte, aber auch durch die triftigſten Gründe dazu aufgefordert war. Landgraf

Wilhelm machte ſich verbindlich, den Feinden des Königs als ſeinen eigenen zu begegnen, ihm ſeine Städte und ſein ganzes Lager aufzuthun, Proviant und alles Nothwendige zu liefern. Dagegen erklärte ſich der König zu ſeinem Freunde und Beſchützer, und verſprach, keinen Frieden einzugehen, ohne dem Landgrafen völlige Genugthuung von dem Kaiſer verſchafft zu haben. Beide Theile hielten redlich Wort. Heſſenkaſſel beharrte in dieſem langen Kriege bei der ſchwediſchen Allianz bis an's Ende, und es hatte Urſache, ſich im weſtphäliſchen Frieden der ſchwediſchen Freundſchaft zu rühmen.

Tilly, dem dieſer kühne Schritt des Landgrafen nicht lange verborgen blieb, ſchickte den Grafen Fugger mit einigen Regimentern gegen ihn; zugleich verſuchte er, die heſſiſchen Unterthanen durch aufrühreriſche Briefe gegen ihren Herrn zu empören. Seine Briefe fruchteten eben ſo wenig, als ſeine Regimenter, welche ihm nachher in der Breitenfelder Schlacht ſehr zur Unzeit fehlten — und die heſſiſchen Landſtände konnten keinen Augenblick zweifelhaft ſeyn, ob ſie den Beſchützer ihres Eigenthums dem Räuber deſſelben vorziehen ſollten.

Aber weit mehr als Heſſenkaſſel beunruhigte den kaiſerlichen General die zweideutige Geſinnung des Churfürſten von Sachſen, der, des kaiſerlichen Verbots ungeachtet, ſeine Rüſtungen fortſetzte, und den Leipziger Bund aufrecht hielt. Jetzt, in dieſer Nähe des Königs von Schweden, da es in kurzer Zeit zu einer entſcheidenden Schlacht kommen mußte, ſchien es ihm äußerſt bedenklich, Churſachſen in Waffen ſtehen zu laſſen, jeden Augenblick bereit, ſich für den Feind zu erklären. Eben

hatte ſich Tilly mit fünfundzwanzigtauſend Mann alter Truppen verſtärkt, welche ihm Fürſtenberg zuführte, und, voll Zuverſicht auf ſeine Macht, glaubte er, den Churfürſten entweder durch das bloße Schrecken ſeiner Ankunft entwaffnen, oder doch ohne Mühe überwinden zu können. Ehe er aber ſein Lager bei Wolmirſtädt verließ, forderte er ihn durch eine eigene Geſandtſchaft auf, ſein Land den kaiſerlichen Truppen zu öffnen, ſeine eigenen zu entlaſſen, oder mit der kaiſerlichen Armee zu vereinigen, und in Gemeinſchaft mit ihr den König von Schweden aus Deutſchland zu verjagen. Er brachte ihm in Erinnerung, daß Churſachſen bisher unter allen deutſchen Ländern am meiſten geſchont worden ſey, und bedrohte ihn im Weigerungsfalle mit der ſchrecklichſten Verheerung.

Tilly hatte zu dieſem gebieteriſchen Antrage den ungünſtigſten Zeitpunkt gewählt. Die Mißhandlung ſeiner Religions- und Bundesverwandten, Magdeburgs Zerſtörung, die Ausſchweifungen der Kaiſerlichen in der Lauſitz, Alles kam zuſammen, den Churfürſten gegen den Kaiſer zu entrüſten. Guſtav Adolphs Nähe, wie wenig Recht er auch an den Schutz dieſes Fürſten haben mochte, belebte ihn mit Muth. Er verbat ſich die kaiſerlichen Einquartierungen, und erklärte ſeinen ſtandhaften Entſchluß, in Rüſtung zu bleiben. „So ſehr es ihm auch auffallen müſſe (ſetzte er hinzu), die kaiſerliche Armee zu einer Zeit gegen ſeine Lande im Anmarſch zu ſehen, wo dieſe Armee genug zu thun hätte, den König von Schweden zu verfolgen, ſo erwarte er dennoch nicht, anſtatt der verſprochenen und

wohlverdienten Belohnungen mit Undank und mit dem Ruin ſeines Landes bezahlt zu werden.“ Den Abgeſandten des Tilly, welche prächtig bewirthet wurden, gab er noch eine verſtändlichere Antwort auf den Weg. „Meine Herren,“ ſagte er, „ich ſehe wohl, daß man geſonnen iſt, das lange geſparte ſächſiſche Confect endlich auch auf die Tafel zu ſetzen. Aber man pflegt dabei auch allerlei Nüſſe und Schaueſſen aufzutragen, die hart zu beißen ſind, und ſehen Sie ſich wohl vor, daß Sie ſich die Zähne nicht daran ausbeißen.“

Jetzt brach Tilly aus ſeinem Lager auf, rückte vor bis nach Halle unter fürchterlichen Verheerungen, und ließ von hier aus ſeinen Antrag an den Churfürſten in noch dringenderm und drohenderm Ton erneuern. Erinnert man ſich der ganzen bisherigen Denkungsart dieſes Fürſten, der durch eigene Neigung und durch die Eingebungen ſeiner beſtochenen Miniſter dem Intereſſe des Kaiſers, ſelbſt auf Unkoſten ſeiner heiligſten Pflichten, ergeben war, den man bisher mit ſo geringem Aufwand von Kunſt in Unthätigkeit erhalten, ſo muß man über die Verblendung des Kaiſers oder ſeiner Miniſter erſtaunen, ihrer bisherigen Politik gerade in dem bedenklichſten Zeitpunkte zu entſagen, und durch ein gewaltthätiges Verfahren dieſen ſo leicht zu lenkenden Fürſten auf's Aeußerſte zu bringen. Oder war eben dieſes die Abſicht des Tilly? War es ihm darum zu thun, einen zweideutigen Freund in einen offenbaren Feind zu verwandeln, um dadurch der Schonung überhoben zu ſeyn, welche der geheime Befehl des Kaiſers ihm bisher gegen die Länder dieſes Fürſten aufgelegt

hatte? War es vielleicht gar die Abſicht des Kaiſers, den Churfürſten zu einem feindſeligen Schritt zu reizen, um ſeiner Verbindlichkeit dadurch quitt zu ſeyn, und eine beſchwerliche Rechnung mit guter Art zerreißen zu können? ſo müßte man nicht weniger über den verwegenen Uebermuth des Tilly erſtaunen, der kein Bedenken trug, im Angeſicht eines furchtbaren Feindes ſich einen neuen zu machen, und über die Sorgloſigkeit eben dieſes Feldherrn, die Vereinigung beider ohne Widerſtand zu geſtatten.

Johann Georg, durch den Eintritt des Tilly in ſeine Staaten zur Verzweiflung gebracht, warf ſich, nicht ohne großes Widerſtreben, dem König von Schweden in die Arme.

Gleich nach Abfertigung der erſten Geſandtſchaft des Tilly hatte er ſeinen Feldmarſchall von Arnheim auf's Eilfertigſte in Guſtavs Lager geſendet, dieſen lange vernachläßigten Monarchen um ſchleunige Hülfe anzugehen. Der König verbarg die innere Zufriedenheit, welche ihm dieſe ſehnlich gewünſchte Entwickelung gewährte. „Mir thut es leid um den Churfürſten,“ gab er dem Abgeſandten mit verſtelltem Kaltſinn zur Antwort. „Hätte er meine wiederholten Vorſtellungen geachtet, ſo würde ſein Land keinen Feind geſehen haben und auch Magdeburg würde noch ſtehen. Jetzt, da die höchſte Noth ihm keinen andern Ausweg mehr übrig läßt, jetzt wendet man ſich an den König von Schweden. Aber melden Sie ihm, daß ich weit entfernt ſey, um des Churfürſten von Sachſen willen mich und meine Bundesgenoſſen in's Verderben zu ſtürzen. Und

wer leiſtet mir für die Treue eines Prinzen Gewähr, deſſen Miniſter in öſterreichiſchem Solde ſtehen, und der mich verlaſſen wird, ſobald ihm der Kaiſer ſchmeichelt und ſeine Armee von den Grenzen zurückzieht? Tilly hat ſeitdem durch eine anſehnliche Verſtärkung ſein Heer vergrößert, welches mich aber nicht hindern ſoll, ihm herzhaft entgegen zu gehen, ſobald ich nur meinen Rücken gedeckt weiß.“

Der ſächſiſche Miniſter wußte auf dieſe Vorwürfe nichts zu antworten, als daß es am beſten gethan ſey, geſchehene Dinge in Vergeſſenheit zu begraben. Er drang in den König, ſich über die Bedingungen zu erklären, unter welchen er Sachſen zu Hülfe kommen wollte, und verbürgte ſich im Voraus für die Gewährung derſelben. „Ich verlange,“ erwiderte Guſtav, „daß mir der Churfürſt die Feſtung Wittenberg einräume, mir ſeinen älteſten Prinzen als Geiſel übergebe, meinen Truppen einen dreimonatlichen Sold auszahle und mir die Verräther in ſeinem Miniſterium ausliefere. Unter dieſen Bedingungen bin ich bereit, ihm Beiſtand zu leiſten.“

„Nicht nur Wittenberg,“ rief der Churfürſt, als ihm dieſe Antwort hinterbracht wurde, und trieb ſeinen Miniſter in das ſchwediſche Lager zurück; „nicht bloß Wittenberg, auch Torgau, ganz Sachſen ſoll ihm offen ſtehen; meine ganze Familie will ich ihm als Geiſel übergeben; und wenn ihm das noch nicht genug iſt, ſo will ich mich ſelbſt ihm darbieten. Eilen Sie zurück und ſagen ihm, daß ich bereit ſey, ihm die Verräther, die er mir nennen wird, auszuliefern, ſeiner

Armee den verlangten Sold zu bezahlen, und Leben und Vermögen an die gute Sache zu ſetzen.“

Der König hatte die neuen Geſinnungen Johann Georgs nur auf die Probe ſtellen wollen; von dieſer Aufrichtigkeit gerührt, nahm er ſeine harten Forderungen zurück. „Das Mißtrauen,“ ſagte er, „welches man in mich ſetzte, als ich Magdeburg zu Hülfe kommen wollte, hat das meinige erweckt; das jetzige Vertrauen des Churfürſten verdient, daß ich es erwiedere. Ich bin zufrieden, wenn er meiner Armee einen monatlichen Sold entrichtet, und ich hoffe, ihn auch für dieſe Ausgabe ſchadlos zu halten.“

Gleich nach geſchloſſener Allianz ging der König über die Elbe, und vereinigte ſich ſchon am folgenden Tage mit den Sachſen. Anſtatt dieſe Vereinigung zu hindern, war Tilly gegen Leipzig vorgerückt, welches er aufforderte, kaiſerliche Beſatzung einzunehmen. In Hoffnung eines ſchleunigen Entſatzes machte der Commandant, Hans von der Pforta, Anſtalt, ſich zu vertheidigen, und ließ zu dem Ende die halliſche Vorſtadt in die Aſche legen. Aber der ſchlechte Zuſtand der Feſtungswerke machte den Widerſtand vergeblich, und ſchon am zweiten Tage wurden die Thore geöffnet. Im Hauſe eines Todtengräbers, dem einzigen, welches in der halliſchen Vorſtadt ſtehen geblieben war, hatte Tilly ſein Quartier genommen; hier unterzeichnete er die Capitulation, und hier wurde auch der Angriff des Königs von Schweden beſchloſſen. Beim Anblick der abgemalten Schädel und Gebeine, mit denen der Beſitzer ſein Haus geſchmückt hatte, entfärbte ſich Tilly.

Leipzig erfuhr eine über alle Erwartung gnädige Behandlung.

Unterdeſſen wurde zu Torgau von dem König von Schweden und dem Churfürſten von Sachſen, in Beiſeyn des Churfürſten von Brandenburg, großer Kriegsrath gehalten. Eine Entſchließung ſollte jetzt gefaßt werden, welche das Schickſal Deutſchlands und der evangeliſchen Religion, das Glück vieler Völker, und das Loos ihrer Fürſten unwiderruflich beſtimmte. Die Bangigkeit der Erwartung, die auch die Bruſt des Helden vor jeder großen Entſcheidung beklemmt, ſchien jetzt die Seele Guſtav Adolphs in einem Augenblick zu umwölken. „Wenn wir uns jetzt zu einer Schlacht entſchließen,“ ſagte er, „ſo ſteht nicht weniger als eine Krone und zwei Churhüte auf dem Spiele. Das Glück iſt wandelbar, und der unerforſchliche Rathſchluß des Himmels kann, unſerer Sünden wegen, dem Feinde den Sieg verleihen. Zwar möchte meine Krone, wenn ſie meine Armee und mich auch ſelbſt verlöre, noch eine Schanze zum Beſten haben. Weit entlegen, durch eine anſehnliche Flotte beſchützt, in ihren Grenzen wohl verwahrt, und durch ein ſtreitbares Volk vertheidigt, würde ſie wenigſtens vor dem Aergſten geſichert ſeyn. Wo aber Rettung für euch, denen der Feind auf dem Nacken liegt, wenn das Treffen verunglücken ſollte?“

Guſtav Adolph zeigte das beſcheidene Mißtrauen eines Helden, den das Bewußtſeyn ſeiner Stärke gegen die Größe der Gefahr nicht verblendet; Johann Georg die Zuverſicht eines Schwachen, der einen Helden an ſeiner Seite weiß. Voll Ungeduld, ſeine Lande von

zwei beſchwerlichen Armeen baldmöglichſt befreit zu ſehen, brannte er nach einer Schlacht, in welcher keine alten Lorbeern für ihn zu verlieren waren. Er wollte mit ſeinen Sachſen allein gegen Leipzig vorrücken und ſich mit Tilly ſchlagen. Endlich trat Guſtav Adolph ſeiner Meinung bei, und beſchloſſen war es, ohne Aufſchub den Feind anzugreifen, ehe er die Verſtärkungen, welche die Generale Altringer und Tiefenbach ihm zuführten, an ſich gezogen hätte. Die vereinigte ſchwediſch-ſächſiſche Armee ſetzte über die Mulda: der Churfürſt von Brandenburg reiste wieder in ſein Land.

Früh Morgens am 7. September 1631 bekamen die feindlichen Armeen einander zu Geſichte. Tilly, entſchloſſen, die herbeieilenden Hülfstruppen zu erwarten, nachdem er verſäumt hatte, die ſächſiſche Armee vor ihrer Vereinigung mit den Schweden niederzuwerfen, hatte unweit Leipzig ein feſtes und vortheilhaftes Lager bezogen, wo er hoffen konnte, zu keiner Schlacht gezwungen zu werden. Das ungeſtüme Anhalten Pappenheims vermochte ihn endlich doch, ſobald die feindlichen Armeen im Anzug begriffen waren, ſeine Stellung zu verändern, und ſich linker Hand gegen die Hügel hin zu ziehen, welche ſich vom Dorfe Wabern bis nach Lindenau erheben. Am Fuß dieſer Anhöhen war ſeine Armee in einer einzigen Linie ausgebreitet; ſeine Artillerie, auf den Hügeln vertheilt, konnte die ganze große Ebene von Breitenfeld beſtreichen. Von daher näherte ſich in zwei Colonnen die ſchwediſch-ſächſiſche Armee, und hatte bei Podelwitz, einem vor der Tilly'ſchen Fronte liegenden Dorfe, die Lober zu

paſſiren. Um ihr den Uebergang über dieſen Bach zu erſchweren, wurde Pappenheim mit zweitauſend Kuraſſiers gegen ſie beordert, doch erſt nach langem Widerſtreben des Tilly, und mit dem ausdrücklichen Befehl, ja keine Schlacht anzufangen. Dieſes Verbots ungeachtet wurde Pappenheim mit dem ſchwediſchen Vortrabe handgemein, aber nach einem kurzen Widerſtand zum Rückzug genöthigt. Um den Feind aufzuhalten, ſteckte er Podelwitz in Brand, welches jedoch die beiden Armeen nicht hinderte, vorzurücken und ihre Schlachtordnung zu machen.

Zur Rechten ſtellten ſich die Schweden, in zwei Treffen abgetheilt, das Fußvolk in der Mitte, in kleine Bataillons zerſtückelt, welche leicht zu bewegen, und ohne die Ordnung zu ſtören, der ſchnelleſten Wendungen fähig waren; die Reiterei auf den Flügeln, auf ähnliche Art in kleine Schwadronen abgeſondert, und durch mehrere Haufen Musketiers unterbrochen, welche ihre ſchwache Anzahl verbergen, und die feindlichen Reiter herunter ſchießen ſollten. In der Mitte commandirte der Oberſte Teufel, auf dem linken Flügel Guſtav Horn, der König ſelbſt auf dem rechten, dem Grafen Pappenheim gegenüber.

Die Sachſen ſtanden durch einen breiten Zwiſchenraum von den Schweden getrennt; eine Veranſtaltung Guſtavs, welche der Ausgang rechtfertigte. Den Plan der Schlachtordnung hatte der Churfürſt ſelbſt mit ſeinem Feldmarſchall entworfen, und der König ſich bloß begnügt, ihn zu genehmigen. Sorgfältig, ſchien es, wollte er die ſchwediſche Tapferkeit von der ſächſiſchen abſondern, und das Glück vermengte ſie nicht.

Unter den Anhöhen gegen Abend breitete ſich der Feind aus in einer langen unüberſehbaren Linie, welche weit genug reichte, das ſchwediſche Heer zu überflügeln; das Fußvolk in große Bataillons abgetheilt, die Reiterei in eben ſo große unbehülfliche Schwadronen. Sein Geſchütz hatte er hinter ſich auf den Anhöhen, und ſo ſtand er unter dem Gebiet ſeiner eigenen Kugeln, die über ihn hinweg ihren Bogen machten. Aus dieſer Stellung des Geſchützes, wenn anders dieſer ganzen Nachricht zu trauen iſt, ſollte man beinahe ſchließen, daß Tilly's Abſicht vielmehr geweſen ſey, den Feind zu erwarten, als anzugreifen, da dieſe Anordnung es ihm unmöglich machte, in die feindlichen Glieder einzubrechen, ohne ſich in das Feuer ſeiner eigenen Kanonen zu ſtürzen. Tilly ſelbſt befehligte das Mittel, Pappenheim den linken Flügel, den rechten der Graf von Fürſtenberg. Sämmtliche Truppen des Kaiſers und der Ligue betrugen an dieſem Tage nicht über vierunddreißig bis fünfunddreißigtauſend Mann; von gleicher Stärke war die vereinigte Armee der Schweden und Sachſen.

Aber wäre auch eine Million der andern gegenüber geſtanden — es hätte dieſen Tag blutiger, nicht wichtiger, nicht entſcheidender machen können. Dieſer Tag war es, um deſſentwillen Guſtav das baltiſche Meer durchſchiffte, auf entlegener Erde der Gefahr nachjagte, Krone und Leben dem untreuen Glück anvertraute. Die zwei größten Heerführer ihrer Zeit, beide bisher unüberwunden, ſollen jetzt in einem lange vermiedenen Kampfe mit einander ihre letzte Probe beſtehen;

einer von beiden muß ſeinen Ruhm auf dem Schlachtfelde zurücklaſſen. Beide Hälften von Deutſchland haben mit Furcht und Zittern dieſen Tag herannahen ſehen; bang erwartet die ganze Mitwelt den Ausſchlag deſſelben und die ſpäte Nachwelt wird ihn ſegnen oder beweinen.

Die Entſchloſſenheit, welche den Grafen Tilly ſonſt nie verließ, fehlte ihm an dieſem Tage. Kein feſter Vorſatz, mit dem Könige zu ſchlagen, eben ſo wenig Standhaftigkeit, es zu vermeiden. Wider ſeinen Willen riß ihn Pappenheim dahin. Nie gefühlte Zweifel kämpften in ſeiner Bruſt, ſchwarze Ahnungen umwölkten ſeine immer freie Stirn. Der Geiſt von Magdeburg ſchien über ihm zu ſchweben.

Ein zweiſtündiges Kanonenfeuer eröffnete die Schlacht. Der Wind wehte von Abend, und trieb aus dem friſch beackerten ausgedorrten Gefilde dicke Wolken von Staub und Pulverrauch den Schweden entgegen. Dies bewog den König, ſich unvermerkt gegen Norden zu ſchwenken, und die Schnelligkeit, mit der ſolches ausgeführt war, ließ dem Feinde nicht Zeit, es zu verhindern.

Endlich verließ Tilly ſeine Hügel, und wagte den erſten Angriff auf die Schweden; aber von der Heftigkeit ihres Feuers wendete er ſich zur Rechten, und fiel in die Sachſen mit ſolchem Ungeſtüm, daß ihre Glieder ſich trennten und Verwirrung das ganze Heer ergriff. Der Churfürſt ſelbſt beſann ſich erſt in Eilenburg wieder; wenige Regimenter hielten noch eine Zeitlang auf dem Schlachtfelde Stand, und retteten durch ihren männlichen Widerſtand die Ehre der Sachſen. Kaum ſah man dieſe in Unordnung gerathen, ſo ſtürzten die

Kroaten zur Plünderung, und Eilboten wurden ſchon abgefertigt, die Zeitung des Siegs zu München und Wien zu verkündigen.

Auf den rechten Flügel der Schweden ſtürzte ſich Graf Pappenheim mit der ganzen Stärke ſeiner Reiterei, aber ohne ihn zum Wanken zu bringen. Hier commandirte der König ſelbſt, und unter ihm der General Banner. Siebenmal erneuerte Pappenheim ſeinen Angriff, und ſiebenmal ſchlug man ihn zurück. Er entfloh mit einem großen Verluſte und überließ das Schlachtfeld dem Sieger.

Unterdeſſen hatte Tilly den Ueberreſt der Sachſen niedergeworfen, und brach nunmehr in den linken Flügel der Schweden mit ſeinen ſiegenden Truppen. Dieſem Flügel hatte der König, ſobald ſich die Verwirrung unter dem ſächſiſchen Heere entdeckte, mit ſchneller Beſonnenheit drei Regimenter zur Verſtärkung geſendet, um die Flanke zu decken, welche die Flucht der Sachſen entblößte. Guſtav Horn, der hier das Commando führte, leiſtete den feindlichen Küraſſiers einen herzhaften Widerſtand, den die Vertheilung des Fußvolks zwiſchen den Schwadronen nicht wenig unterſtützte. Schon fing der Feind an, zu ermatten, als Guſtav Adolph erſchien, dem Treffen den Ausſchlag zu geben. Der linke Flügel der Kaiſerlichen war geſchlagen, und ſeine Truppen, die jetzt keinen Feind mehr hatten, konnten anderswo beſſer gebraucht werden. Er ſchwenkte ſich alſo mit ſeinem rechten Flügel und dem Hauptcorps zur Linken, und griff die Hügel an, auf welche das feindliche Geſchütz gepflanzt war. In kurzer Zeit war

es in ſeinen Händen, und der Feind mußte jetzt das Feuer ſeiner eigenen Kanonen erfahren.

Auf ſeiner Flanke das Feuer des Geſchützes, von vorne den fürchterlichen Andrang der Schweden, trennte ſich das nie überwundene Heer. Schneller Rückzug war Alles, was dem Tilly nun übrig blieb; aber der Rückzug ſelbſt mußte mitten durch den Feind genommen werden. Verwirrung ergriff jetzt die ganze Armee, vier Regimenter grauer verſuchter Soldaten ausgenommen, welche nie von einem Schlachtfelde geflohen waren, und es auch jetzt nicht wollten. In geſchloſſenen Gliedern drangen ſie mitten durch die ſiegende Armee, und erreichten fechtend ein kleines Gehölz, wo ſie auf's Neue Fronte gegen die Schweden machten und bis zu einbrechender Nacht, bis ſie auf ſechshundert geſchmolzen waren, Widerſtand leiſteten. Mit ihnen entfloh der ganze Ueberreſt des Tilly'ſchen Heers, und die Schlacht war entſchieden.

Mitten unter Verwundeten und Todten warf Guſtav Adolph ſich nieder, und die erſte feurigſte Siegesfreude ergoß ſich in einem glühenden Gebete. Den flüchtigen Feind ließ er, ſo weit das tiefe Dunkel der Nacht es verſtattete, durch ſeine Reiterei verfolgen. Das Geläute der Sturmglocken brachte in allen umliegenden Dörfern das Landvolk in Bewegung, und verloren war der Unglückliche, der dem ergrimmten Bauer in die Hände fiel. Mit dem übrigen Heere lagerte ſich der König zwiſchen dem Schlachtfeld und Leipzig, da es nicht möglich war, die Stadt noch in derſelben Nacht anzugreifen. Siebentauſend waren von den

Feinden auf dem Platze geblieben, über fünftauſend theils gefangen, theils verwundet. Ihre ganze Artillerie, ihr ganzes Lager war erobert, über hundert Fahnen und Standarten erbeutet. Von den Sachſen wurden zweitauſend, von den Schweden nicht über ſiebenhundert vermißt. Die Niederlage der Kaiſerlichen war ſo groß, daß Tilly auf ſeiner Flucht nach Halle und Halberſtadt nicht über ſechshundert Mann, Pappenheim nicht über vierzehnhundert zuſammenbringen konnte. So ſchnell war dieſes furchtbare Heer zergangen, welches noch kürzlich ganz Italien und Deutſchland in Schrecken geſetzt hatte.

Tilly ſelbſt dankte ſeine Rettung nur dem Ungefähr. Obgleich von vielen Wunden ermattet, wollte er ſich einem ſchwediſchen Rittmeiſter, der ihn einholte, nicht gefangen geben, und ſchon war dieſer im Begriff, ihn zu tödten, als ein Piſtolenſchuß ihn noch zu rechter Zeit zu Boden ſtreckte. Aber ſchrecklicher als Todesgefahr und Wunden war ihm der Schmerz, ſeinen Ruhm zu überleben und an einem einzigen Tage die Arbeit eines ganzen langen Lebens zu verlieren. Nichts waren jetzt alle ſeine vergangenen Siege, da ihm der einzige entging, der jenen allen erſt die Krone aufſetzen ſollte. Nichts blieb ihm übrig von ſeinen glänzenden Kriegsthaten, als die Flüche der Menſchheit, von denen ſie begleitet waren. Von dieſem Tage an gewann Tilly ſeine Heiterkeit nicht wieder und das Glück kehrte nicht mehr zu ihm zurück. Selbſt ſeinen letzten Troſt, die Rache, entzog ihm das ausdrückliche Verbot ſeines Herrn, kein entſcheidendes Treffen mehr zu wagen. —

Drei Fehler ſind es vorzüglich, denen das Unglück dieſes Tages beigemeſſen wird: daß er ſein Geſchütz hinter die Armee auf die Hügel pflanzte, daß er ſich nachher von dieſen Hügeln entfernte, und daß er den Feind ungehindert ſich in Schlachtordnung ſtellen ließ. Aber wie bald waren dieſe Fehler, ohne die kaltblütige Beſonnenheit, ohne das überlegene Genie ſeines Gegners, verbeſſert! Tilly entfloh eilig von Halle nach Halberſtadt, wo er ſich kaum Zeit nahm, die Heilung von ſeinen Wunden abzuwarten, und gegen die Weſer eilte, ſich mit den kaiſerlichen Beſatzungen in Niederſachſen zu verſtärken.

Der Churfürſt von Sachſen hatte nicht geſäumt, ſogleich nach überſtandener Gefahr im Lager des Königs zu erſcheinen. Der König dankte ihm, daß er zur Schlacht gerathen hätte, und Johann Georg, überraſcht von dieſem gütigen Empfang, verſprach ihm in der erſten Freude — die römiſche Königskrone. Gleich den folgenden Tag rückte Guſtav gegen Merſeburg, nachdem er es dem Churfürſten überlaſſen hatte, Leipzig wieder zu erobern. Fünftauſend Kaiſerliche, welche ſich wieder zuſammengezogen hatten und ihm unterwegs in die Hände fielen, wurden theils niedergehauen, theils gefangen, und die meiſten von dieſen traten in ſeinen Dienſt. Merſeburg ergab ſich ſogleich; bald darauf wurde Halle erobert, wo ſich der Churfürſt von Sachſen nach der Einnahme von Leipzig bei dem Könige einfand, um über den künftigen Operationsplan das Weitere zu berathſchlagen.

Erfochten war der Sieg, aber nur eine weiſe Benutzung konnte ihn entſcheidend machen. Die kaiſerliche Armee war aufgerieben, Sachſen ſah keinen Feind mehr, und der flüchtige Tilly hatte ſich nach Braunſchweig gezogen. Ihn bis dahin zu verfolgen, hätte den Krieg in Niederſachſen erneuert, welches von den Drangſalen des vorhergehenden Kriegs kaum erſtanden war. Es wurde alſo beſchloſſen, den Krieg in die feindlichen Lande zu wälzen, welche, unvertheidigt und offen bis nach Wien, den Sieger einluden. Man konnte zur Rechten in die Länder der katholiſchen Fürſten fallen, man konnte zur Linken in die kaiſerlichen Erbſtaaten dringen und den Kaiſer ſelbſt in ſeiner Reſidenz zittern machen. Beides wurde erwählt, und jetzt war die Frage, wie die Rollen vertheilt werden ſollten. Guſtav Adolph, an der Spitze einer ſiegenden Armee, hätte von Leipzig bis Prag, Wien und Preßburg wenig Widerſtand gefunden. Böhmen, Mähren, Oeſterreich, Ungarn waren von Vertheidigern entblößt, die unterdrückten Proteſtanten dieſer Länder nach einer Veränderung lüſtern; der Kaiſer ſelbſt nicht mehr ſicher in ſeiner Burg; in dem Schrecken des erſten Ueberfalls hätte Wien ſeine Thore geöffnet. Mit den Staaten, die er dem Feind entzog, vertrockneten dieſem auch die Quellen, aus denen der Krieg beſtritten werden ſollte, und bereitwillig hätte ſich Ferdinand zu einem Frieden verſtanden, der einen furchtbaren Feind aus dem Herzen ſeiner Staaten entfernte. Einem Eroberer hätte dieſer kühne Kriegsplan geſchmeichelt, und vielleicht auch ein glücklicher Erfolg ihn gerechtfertigt. Guſtav Adolph,

eben ſo vorſichtig als kühn, und mehr Staatsmann als Eroberer, verwarf ihn, weil er einen höhern Zweck zu verfolgen fand, weil er dem Glück und der Tapferkeit allein den Ausſchlag nicht anvertrauen wollte.

Erwählte Guſtav den Weg nach Böhmen, ſo mußte Franken und Oberrhein dem Churfürſten von Sachſen überlaſſen werden. Aber ſchon fing Tilly an, aus den Trümmern ſeiner geſchlagenen Armee, aus den Beſatzungen in Niederſachſen und den Verſtärkungen, die ihm zugeführt wurden, ein neues Heer an der Weſer zuſammen zu ziehen, an deſſen Spitze er wohl ſchwerlich lange ſäumen konnte, den Feind aufzuſuchen. Einem ſo erfahrnen General durfte kein Arnheim entgegen geſtellt werden, von deſſen Fähigkeiten die Leipziger Schlacht ein ſehr zweideutiges Zeugniß ablegte. Was halfen aber dem König noch ſo raſche und glänzende Fortſchritte in Böhmen und Oeſterreich, wenn Tilly in den Reichslanden wieder mächtig wurde, wenn er den Muth der Katholiſchen durch neue Siege belebte und die Bundesgenoſſen des Königs entwaffnete? Wozu diente es ihm, den Kaiſer aus ſeinen Erbſtaaten vertrieben zu haben, wenn Tilly eben dieſem Kaiſer Deutſchland eroberte? Konnte er hoffen, den Kaiſer mehr zu bedrängen, als vor zwölf Jahren der böhmiſche Aufruhr gethan hatte, der doch die Standhaftigkeit dieſes Prinzen nicht erſchütterte, der ſeine Hülfsquellen nicht erſchöpfte, aus dem er nur deſto furchtbarer erſtand?

Weniger glänzend, aber weit gründlicher, waren die Vortheile, welche er von einem perſönlichen Einfall in die liguiſtiſche Länder zu erwarten hatte. Entſcheidend

war hier ſeine gewaffnete Ankunft. Eben waren die Fürſten, des Reſtitutionsediktes wegen, auf einem Reichstage zu Frankfurt verſammelt, wo Ferdinand alle Künſte ſeiner argliſtigen Politik in Bewegung ſetzte, die in Furcht geſetzten Proteſtanten zu einem ſchnellen und nachtheiligen Vergleich zu bereden. Nur die Annäherung ihres Beſchützers konnte ſie zu einem ſtandhaften Widerſtand ermuntern und die Anſchläge des Kaiſers zernichten. Guſtav Adolph konnte hoffen, alle dieſe mißvergnügten Fürſten durch ſeine ſiegreiche Gegenwart zu vereinigen, die übrigen durch das Schrecken ſeiner Waffen von dem Kaiſer zu trennen. Hier, im Mittelpunkt Deutſchlands, zerſchnitt er die Nerven der kaiſerlichen Macht, die ſich ohne den Beiſtand der Ligue nicht behaupten konnte. Hier konnte er Frankreich, einen zweideutigen Bundesgenoſſen, in der Nähe bewachen; und wenn ihm zu Erreichung eines geheimen Wunſches die Freundſchaft der katholiſchen Churfürſten wichtig war, ſo mußte er ſich vor allen Dingen zum Herrn ihres Schickſals machen, um durch eine großmüthige Schonung ſich einen Anſpruch auf ihre Dankbarkeit zu erwerben.

Er erwählte alſo für ſich ſelbſt den Weg nach Franken und dem Rhein, und überließ dem Churfürſten von Sachſen die Eroberung Böhmens.

Zweiter Theil.

Digitized by Google

Drittes Buch.

Die glorreiche Schlacht Guſtav Adolphs bei Leipzig hatte in dem ganzen nachfolgenden Betragen dieſes Monarchen, ſo wie in der Denkart ſeiner Feinde und Freunde, eine große Veränderung gewirkt. Er hatte ſich jetzt mit dem größten Heerführer ſeiner Zeit gemeſſen, er hatte die Kraft ſeiner Taktik und den Muth ſeiner Schweden an dem Kern der kaiſerlichen Truppen, den geübteſten Europens, verſucht, und in dieſem Wettkampf überwunden. Von dieſem Augenblick an ſchöpfte er eine feſte Zuverſicht zu ſich ſelbſt, und Zuverſicht iſt die Mutter großer Thaten. Man bemerkte fortan in allen Kriegsunternehmungen des ſchwediſchen Königs einen kühnern und ſicherern Schritt, mehr Entſchloſſenheit auch in den mißlichſten Lagen, eine ſtolzere Sprache gegen ſeine Feinde, mehr Selbſtgefühl gegen ſeine Bundesgenoſſen, und in ſeiner Milde ſelbſt mehr die Herablaſſung des Gebieters. Seinem natürlichen Muth kam der andächtige Schwung ſeiner Einbildung zu Hülfe; gern verwechſelte er ſeine Sache mit der Sache des Himmels, erblickte in Tilly's Niederlage ein entſcheidendes Urtheil Gottes zum Nachtheil ſeiner Gegner, in ſich ſelbſt aber ein Werkzeug der göttlichen Rache. Seine Krone, ſeinen vaterländiſchen Boden weit hinter

ſich, drang er jetzt auf den Flügeln des Siegs in das Innere von Deutſchland, das ſeit Jahrhunderten keinen auswärtigen Eroberer in ſeinem Schooße geſehen hatte. Der kriegeriſche Muth ſeiner Bewohner, die Wachſamkeit ſeiner zahlreichen Fürſten, der künſtliche Zuſammenhang ſeiner Staaten, die Menge ſeiner feſten Schlöſſer, der Lauf ſeiner vielen Ströme, hatte ſchon ſeit undenklichen Zeiten die Ländersucht der Nachbarn in Schranken gehalten; und ſo oft es auch an den Grenzen dieſes weitläufigen Staatskörpers geſtürmt hatte, ſo war doch ſein Inneres von jedem fremden Einbruch verſchont geblieben. Von jeher genoß dieſes Reich das zweideutige Vorrecht, nur ſein eigener Feind zu ſeyn, und von Außen unüberwunden zu bleiben. Auch jetzt war es bloß die Uneinigkeit ſeiner Glieder und ein unduldſamer Glaubenseifer, was dem ſchwediſchen Eroberer die Brücke in ſeine innerſten Staaten baute. Aufgelöst war längſt ſchon das Band unter den Ständen, wodurch allein das Reich unbezwinglich war, und von Deutſchland ſelbſt entlehnte Guſtav Adolph die Kräfte, womit er Deutſchland ſich unterwürfig machte. Mit ſo viel Klugheit und Muth benutzte er, was ihm die Gunſt des Augenblicks darbot, und gleich geſchickt im Kabinet, wie im Felde, zerriß er die Fallſtricke einer hinterliſtigen Staatskunſt, wie er die Mauern der Städte mit dem Donner ſeines Geſchützes zu Boden ſtürzte. Unaufgehalten verfolgte er ſeine Siege von einer Grenze Deutſchlands zur andern, ohne den Ariadniſchen Faden zu verlieren, der ihn ſicher zurückleiten konnte, und an den Ufern des Rheins, wie an der Mündung des

Lechs hörte er niemals auf, ſeinen Erbländern nahe zu bleiben.

Die Beſtürzung des Kaiſers und der katholiſchen Ligue über die Niederlage des Tilly bei Leipzig konnte kaum größer ſeyn, als das Erſtaunen und die Verlegenheit der ſchwediſchen Bundesgenoſſen über das unerwartete Glück des Königs. Es war größer, als man berechnet, größer als man gewünſcht hatte. Vernichtet war auf einmal das furchtbare Heer, das ſeine Fortſchritte gehemmt, ſeinem Ehrgeiz Schranken geſetzt, ihn von ihrem guten Willen abhängig gemacht hatte. Einzig, ohne Nebenbuhler, ohne einen ihm gewachſenen Gegner, ſtand er jetzt da in der Mitte von Deutſchland; nichts konnte ſeinen Lauf aufhalten, nichts ſeine Anmaßungen beſchränken, wenn die Trunkenheit des Glücks ihn zum Mißbrauch verſuchen ſollte. Hatte man anfangs vor der Uebermacht des Kaiſers gezittert, ſo war jetzt nicht viel weniger Grund vorhanden, von dem Ungeſtüm eines fremden Eroberers Alles für die Reichsverfaſſung, von dem Religionseifer eines proteſtantiſchen Königs Alles für die katholiſche Kirche Deutſchlands zu fürchten. Das Mißtrauen und die Eiferſucht einiger von den verbundenen Mächten, durch die größere Furcht vor dem Kaiſer auf eine Zeitlang eingeſchläfert, erwachte bald wieder, und kaum hatte Guſtav Adolph durch ſeinen Muth und ſein Glück ihr Vertrauen gerechtfertigt, ſo wurde von ferne ſchon an dem Umſturz ſeiner Entwürfe gearbeitet. In beſtändigem Kampfe mit der Hinterliſt der Feinde und dem Mißtrauen ſeiner eigenen Bundesverwandten mußte er ſeine Siege

erringen; aber ſein entſchloſſener Muth, ſeine tiefdringende Klugheit machte ſich durch alle dieſe Hinderniſſe Bahn. Indem der glückliche Erfolg ſeiner Waffen ſeine mächtigern Alliirten, Frankreich und Sachſen, beſorglich machte, belebte er den Muth der Schwächern, die ſich jetzt erſt erdreiſteten, mit ihren wahren Geſinnungen an das Licht zu treten und öffentlich ſeine Partei zu ergreifen. Sie, welche weder mit Guſtav Adolphs Größe wetteifern, noch durch ſeine Ehrbegier leiden konnten, erwarteten deſto mehr von der Großmuth dieſes mächtigen Freundes, der ſie mit dem Raub ihrer Feinde bereicherte und gegen die Unterdrückung der Mächtigen in Schutz nahm. Seine Stärke verbarg ihre Unmacht, und unbedeutend für ſich ſelbſt, erlangten ſie ein Gewicht durch ihre Vereinigung mit dem ſchwediſchen Helden. Dies war der Fall mit den meiſten Reichsſtädten und überhaupt mit den ſchwächern proteſtantiſchen Ständen. Sie waren es, die den König in das Innere von Deutſchland führten und die ihm den Rücken deckten, die ſeine Heere verſorgten, ſeine Truppen in ihre Feſtungen aufnahmen, in ſeinen Schlachten ihr Blut für ihn verſpritzten. Seine ſtaatskluge Schonung des deutſchen Stolzes, ſein leutſeliges Betragen, einige glänzende Handlungen der Gerechtigkeit, ſeine Achtung für die Geſetze, waren eben ſo viele Feſſeln, die er dem beſorglichen Geiſte der deutſchen Proteſtanten anlegte, und die ſchreienden Barbareien der Kaiſerlichen, der Spanier und der Lothringer wirkten kräftig mit, ſeine und ſeiner Truppen Mäßigung in das günſtigſte Licht zu ſetzen.

Wenn Guſtav Adolph ſeinem eigenen Genie das Meiſte zu danken hatte, ſo darf man doch nicht in Abrede ſeyn, daß das Glück und die Lage der Umſtände ihn nicht wenig begünſtigten. Er hatte zwei große Vortheile auf ſeiner Seite, die ihm ein entſcheidendes Uebergewicht über den Feind verſchafften. Indem er den Schauplatz des Kriegs in die liguiſtiſchen Länder verſetzte, die junge Mannſchaft derſelben an ſich zog, ſich mit Beute bereicherte und über die Einkünfte der geflüchteten Fürſten als über ſein Eigenthum ſchaltete, entzog er dem Feinde alle Hülfsmittel, ihm mit Nachdruck zu widerſtehen, und ſich ſelbſt machte er es dadurch möglich, einen koſtbaren Krieg mit wenigem Aufwand zu unterhalten. Wenn ferner ſeine Gegner, die Fürſten der Ligue, unter ſich ſelbſt getheilt, von ganz verſchiedenem, oft ſtreitendem Intereſſe geleitet, ohne Einſtimmigkeit und eben darum auch ohne Nachdruck handelten; wenn es ihren Feldherren an Vollmacht, ihren Truppen an Gehorſam, ihren zerſtreuten Heeren an Zuſammenhang fehlte; wenn der Heerführer von dem Geſetzgeber und Staatsmann getrennt war: ſo war hingegen in Guſtav Adolph Beides vereinigt, Er die einzige Quelle, aus welcher alle Autorität floß, das einzige Ziel, auf welches der handelnde Krieger die Augen richtete, Er allein die Seele ſeiner ganzen Partei, der Schöpfer des Kriegsplans und zugleich der Vollſtrecker deſſelben. In ihm erhielt alſo die Sache der Proteſtanten eine Einheit und Harmonie, welche durchaus der Gegenpartei mangelte. Kein Wunder, daß, von ſolchen Vortheilen begünſtigt,

an der Spitze einer ſolchen Armee, mit einem ſolchen Genie begabt, ſie zu gebrauchen, und von einer ſolchen politiſchen Klugheit geleitet, Guſtav Adolph unwiderſtehlich war.

In der einen Hand das Schwert, in der andern die Gnade, ſieht man ihn jetzt Deutſchland, von einem Ende zum andern, als Eroberer, Geſetzgeber und Richter durchſchreiten, in nicht viel mehr Zeit durchſchreiten, als ein Anderer gebraucht hätte, es auf einer Luſtreiſe zu beſehen; gleich dem gebornen Landesherrn werden ihm von Städten und Feſtungen die Schlüſſel entgegen getragen. Kein Schloß iſt ihm unerſteiglich, kein Strom hemmt ſeine ſiegreiche Bahn, oft ſiegt er ſchon durch ſeinen gefürchteten Namen. Längs dem ganzen Mainſtrom ſieht man die ſchwediſchen Fahnen aufgepflanzt, die untere Pfalz iſt frei, die Spanier und Lothringer ſind über den Rhein und die Moſel gewichen. Ueber die churmainziſchen, würzburgiſchen und bambergiſchen Lande haben ſich Schweden und Heſſen wie eine reißende Flut ergoſſen, und drei flüchtige Biſchöfe büßen, ferne von ihren Sitzen, ihre unglückliche Ergebenheit gegen den Kaiſer. Die Reihe trifft endlich auch den Anführer der Ligue, Maximilian, auf ſeinem eigenen Boden das Elend zu erfahren, das er Andern bereitet hatte. Weder das abſchreckende Schickſal ſeiner Bundesgenoſſen, noch die gütlichen Anerbietungen Guſtavs, der mitten im Laufe ſeiner Eroberungen die Hände zum Frieden bot, hatten die Hartnäckigkeit dieſes Prinzen beſiegen können. Ueber den Leichnam des Tilly, der ſich wie ein bewachender Cherub vor den

Eingang derſelben ſtellt, wälzt ſich der Krieg in die bayeriſchen Lande. Gleich den Ufern des Rheins, wimmeln jetzt die Ufer des Lech und der Donau von ſchwediſchen Kriegern; in ſeine feſten Schlöſſer verkrochen, überläßt der geſchlagene Churfurſt ſeine entblößten Staaten dem Feinde, den die geſegneten, von keinem Krieg noch verheerten Fluren zum Raube, und die Religionswuth des bayeriſchen Landmanns zu gleichen Gewaltthaten einladen. München ſelbſt öffnet ſeine Thore dem unüberwindlichen König, und der flüchtige Pfalzgraf **Friedrich der Fünfte** tröſtet ſich einige Augenblicke in der verlaſſenen Reſidenz ſeines Nebenbuhlers über den Verluſt ſeiner Länder.

Indem Guſtav Adolph in den ſüdlichen Grenzen des Reichs ſeine Eroberungen ausbreitet und mit unaufhaltſamer Gewalt jeden Feind vor ſich niederwirft, werden von ſeinen Bundesgenoſſen und Feldherren ähnliche Triumphe in den übrigen Provinzen erfochten. Niederſachſen entzieht ſich dem kaiſerlichen Joche; die Feinde verlaſſen Mecklenburg; von allen Ufern der Weſer und der Elbe weichen die öſterreichiſchen Garniſonen. In Weſtphalen und am obern Rhein macht ſich Landgraf **Wilhelm von Heſſen**, in Thüringen die Herzoge von Weimar, in Chur-Trier die Franzoſen furchtbar; oſtwärts wird beinahe das ganze Königreich Böhmen von den Sachſen bezwungen. Schon rüſten ſich die Türken zu einem Angriff auf Ungarn, und in dem Mittelpunkt der öſterreichiſchen Lande will ſich ein gefährlicher Aufruhr entzünden. Troſtlos blickt Kaiſer **Ferdinand** an allen Höfen Europens umher, ſich gegen

ſo zahlreiche Feinde durch fremden Beiſtand zu ſtärken. Umſonſt ruft er die Waffen der Spanier herbei, welche die niederländiſche Tapferkeit jenſeits des Rheins beſchäftiget; umſonſt ſtrebt er, den römiſchen Hof und die ganze katholiſche Kirche zu ſeiner Rettung aufzubieten. Der beleidigte Papſt ſpottet mit geprängvollen Proceſſionen und eiteln Anathemen der Verlegenheit Ferdinands, und ſtatt des geforderten Geldes zeigt man ihm Mantua's verwüſtete Fluren.

Von allen Enden ſeiner weitläufigen Monarchie umfangen ihn feindliche Waffen; mit den voran liegenden liguiſtiſchen Staaten, welche der Feind überſchwemmt hat, ſind alle Bruſtwehren eingeſtürzt, hinter welchen ſich die öſterreichiſche Macht ſo lange Zeit ſicher wußte, und das Kriegsfeuer lodert ſchon nahe an den unvertheidigten Grenzen. Entwaffnet ſind ſeine eifrigſten Bundesgenoſſen; Maximilian von Bayern, ſeine mächtigſte Stütze, kaum noch fähig, ſich ſelbſt zu vertheidigen. Seine Armeen, durch Deſertion und wiederholte Niederlagen geſchmolzen und durch ein langes Mißgeſchick muthlos, haben unter geſchlagenen Generalen jenes kriegeriſche Ungeſtüm verlernt, das, eine Furcht des Siegs, im Voraus den Sieg verſichert. Die Gefahr iſt die höchſte; nur ein außerordentliches Mittel kann die kaiſerliche Macht aus ihrer tiefen Erniedrigung reißen. Das dringendſte Bedürfniß iſt ein Feldherr, und den Einzigen, von dem die Wiederherſtellung des vorigen Ruhms zu erwarten ſteht, hat die Kabale des Neides von der Spitze der Armee hinweggeriſſen. So tief ſank der ſo furchtbare Kaiſer herab, daß er mit ſeinem

beleidigten Diener und Unterthan beſchämende Verträge errichten, und dem hochmüthigen Friedland eine Gewalt, die er ihm ſchimpflich raubte, ſchimpflicher jetzt aufdringen muß. Ein neuer Geiſt fängt jetzt an, den halb erſtorbenen Körper der öſterreichiſchen Macht zu beſeelen, und die ſchnelle Umwandlung der Dinge verräth die feſte Hand, die ſie leitet. Dem unumſchränkten König von Schweden ſteht jetzt ein gleich unumſchränkter Feldherr gegenüber, ein ſiegreicher Held dem ſiegreichen Helden. Beide Kräfte ringen wieder in zweifelhaftem Streit, und der Preis des Krieges, zur Hälfte ſchon von Guſtav Adolph erfochten, wird einem neuen und ſchwerern Kampfe unterworfen. Im Angeſicht Nürnbergs lagern ſich zwei Gewitter tragende Wolken, beide kämpfende Armeen, drohend gegen einander, beide ſich mit fürchtender Achtung betrachtend, beide nach dem Augenblick dürſtend, beide vor dem Augenblick zagend, der ſie im Sturme mit einander vermengen wird. Europens Augen heften ſich mit Furcht und Neugier auf dieſen wichtigen Schauplatz, und das geängſtigte Nürnberg erwartet ſchon, einer noch entſcheidendern Feldſchlacht, als ſie bei Leipzig geliefert ward, den Namen zu geben. Auf einmal bricht ſich das Gewölke, das Kriegsgewitter verſchwindet aus Franken, um ſich in Sachſens Ebenen zu entladen. Unweit Lützen fällt der Donner nieder, der Nürnberg bedrohte, und die ſchon halb verlorne Schlacht wird durch den königlichen Leichnam gewonnen. Das Glück, das ihn auf ſeinem ganzen Laufe nie verlaſſen hatte, begnadigte den König auch im Tode noch mit der ſeltenen Gunſt, in der

Fülle ſeines Ruhms und in der Reinigkeit ſeines Namens zu ſterben. Durch einen zeitigen Tod flüchtete ihn ſein ſchützender Genius vor dem unvermeidlichen Schickſal der Menſchheit, auf der Höhe des Glücks die Beſcheidenheit, in der Fülle der Macht die Gerechtigkeit zu verlernen. Es iſt uns erlaubt, zu zweifeln, ob er bei längerm Leben die Thränen verdient hätte, welche Deutſchland an ſeinem Grabe weinte, die Bewunderung verdient hätte, welche die Nachwelt dem erſten und einzigen gerechten Eroberer zollt. Bei dem frühen Fall ihres großen Führers fürchtet man den Untergang der ganzen Partei — aber der weltregierenden Macht iſt kein einzelner Mann unerſetzlich. Zwei große Staatsmänner, Axel Oxenſtierna in Deutſchland und in Frankreich Richelieu, übernehmen das Steuer des Krieges, das dem ſterbenden Helden entfällt; über ihn hinweg wandelt das unempfindliche Schickſal, und noch ſechzehn volle Jahre lodert die Kriegsflamme über dem Staube des längſt Vergeſſenen.

Man erlaube mir, in einer kurzen Ueberſicht den ſiegreichen Marſch Guſtav Adolphs zu verfolgen, den ganzen Schauplatz, auf welchem Er allein handelnder Held iſt, mit ſchnellen Blicken zu durcheilen, und dann erſt, wenn, durch das Glück der Schweden auf's Aeußerſte gebracht und durch eine Reihe von Unglücksfällen gebeugt, Oeſterreich von der Höhe ſeines Stolzes zu erniedrigenden und verzweifelten Hülfsmitteln herab ſteigt, den Faden der Geſchichte zu dem Kaiſer zurück zu führen.

Nicht ſobald ward der Kriegsplan zwiſchen dem König von Schweden und dem Churfürſten von Sachſen zu Halle entworfen, und für den letztern der Angriff auf Böhmen, für Guſtav Adolph der Einfall in die liguiſtiſchen Länder beſtimmt, nicht ſobald die Allianzen mit den benachbarten Fürſten von Weimar und von Anhalt geſchloſſen, und zu Wiedereroberung des magdeburgiſchen Stiftes die Vorkehrungen gemacht, als ſich der König zu ſeinem Einmarſch in das Reich in Bewegung ſetzte. Keinem verächtlichen Feinde ging er jetzt entgegen. Der Kaiſer war noch mächtig im Reich; durch ganz Franken, Schwaben und die Pfalz waren kaiſerliche Beſatzungen ausgebreitet, denen jeder bedeutende Ort erſt mit dem Schwert in der Hand entriſſen werden mußte. Am Rhein erwarteten ihn die Spanier, welche alle Lande des vertriebenen Pfalzgrafen überſchwemmt hatten, alle feſten Plätze beſetzt hielten, ihm jeden Uebergang über dieſen Strom ſtreitig machten. Hinter ſeinem Rücken war Tilly, der ſchon neue Kräfte ſammelte; bald ſollte auch ein lothringiſches Hülfsheer zu deſſen Fahnen ſtoßen. In der Bruſt jedes Papiſten ſetzte ſich ihm ein erbitterter Feind, Religionshaß, entgegen; und doch ließen ihn ſeine Verhältniſſe mit Frankreich nur mit halber Freiheit gegen die Katholiſchen handeln. Guſtav Adolph überſah alle dieſe Hinderniſſe, aber auch die Mittel, ſie zu beſiegen. Die kaiſerliche Kriegsmacht lag in Beſatzungen zerſtreut, und er hatte den Vortheil, ſie mit vereinigter Macht anzugreifen. War ihm der Religionsfanatismus der Römiſchkatholiſchen und die Furcht der kleinern

Reichsſtände vor dem Kaiſer entgegen, ſo konnte er von der Freundſchaft der Proteſtanten und von ihrem Haß gegen die öſterreichiſche Unterdrückung thätigen Beiſtand erwarten. Die Ausſchweifungen der kaiſerlichen und ſpaniſchen Truppen hatten ihm in dieſen Gegenden nachdrücklich vorgearbeitet; längſt ſchon ſchmachteten der mißhandelte Landmann und Bürger nach einem Befreier, und manchem ſchien es ſchon Erleichterung, das Joch umzutauſchen. Einige Agenten waren bereits voran geſchickt worden, die wichtigern Reichsſtädte, vorzüglich Nürnberg und Frankfurt, auf ſchwediſche Seite zu neigen. Erfurt war der erſte Platz, an deſſen Beſitze dem König gelegen war und den er nicht unbeſetzt hinter dem Rücken laſſen durfte. Ein gütlicher Vertrag mit der proteſtantiſch geſinnten Bürgerſchaft öffnete ihm ohne Schwertſtreich die Thore der Stadt und der Feſtung. Hier, wie in jedem wichtigen Platze, der nachher in ſeine Hände fiel, ließ er ſich von den Einwohnern Treue ſchwören, und verſicherte ſich derſelben durch eine hinlängliche Beſatzung. Seinem Alliirten, dem Herzog Wilhelm von Weimar, wurde das Commando eines Heeres übergeben, das in Thüringen geworben werden ſollte. Der Stadt Erfurt wollte er auch ſeine Gemahlin anvertrauen, und verſprach, ihre Freiheiten zu vermehren. In zwei Colonnen durchzog nun die ſchwediſche Armee über Gotha und Arnſtadt den Thüringer Wald, entriß im Vorübergehen die Grafſchaft Henneberg den Händen der Kaiſerlichen und vereinigte ſich am dritten Tage vor Königshofen, an der Grenze von Franken.

Franz, Biſchof von Würzburg, der erbittertſte Feind der Proteſtanten und das eifrigſte Mitglied der katholiſchen Ligue, war auch der Erſte, der die ſchwere Hand Guſtav Adolphs fühlte. Einige Drohworte waren genug, ſeine Grenzfeſtung Königshofen, und mit ihr den Schlüſſel zu der ganzen Provinz den Schweden in die Hände zu liefern. Beſtürzung ergriff auf die Nachricht dieſer ſchnellen Eroberung alle katholiſchen Stände des Kreiſes; die Biſchöfe von Würzburg und Bamberg zagten in ihrer Burg. Schon ſahen ſie ihre Stühle wanken, ihre Kirchen entweihet, ihre Religion im Staube. Die Bosheit ſeiner Feinde hatte von dem Verfolgungsgeiſt und der Kriegsmanier des ſchwediſchen Königs und ſeiner Truppen die ſchrecklichſten Schilderungen verbreitet, welche zu widerlegen weder die wiederholteſten Verſicherungen des Königs, noch die glänzendſten Beiſpiele der Menſchlichkeit und Duldung nie ganz vermögend geweſen ſind. Man fürchtete, von einem Andern zu leiden, was man in ähnlichem Fall ſelbſt auszuüben ſich bewußt war. Viele der reichſten Katholiken eilten ſchon jetzt, ihre Güter, ihre Gewiſſen und Perſonen vor dem blutdürſtigen Fanatismus der Schweden in Sicherheit zu bringen. Der Biſchof ſelbſt gab ſeinen Unterthanen das Beiſpiel. Mitten in dem Feuerbrande, den ſein bigotter Eifer entzündet hatte, ließ er ſeine Länder im Stich und flüchtete nach Paris, um wo möglich das franzöſiſche Miniſterium gegen den gemeinſchaftlichen Religionsfeind zu empören.

Die Fortſchritte, welche Guſtav Adolph unterdeſſen in dem Hochſtifte machte, waren ganz dem glücklichen

Anfange gleich. Von der kaiſerlichen Beſatzung verlaſſen, ergab ſich ihm Schweinfurt und bald darauf Würzburg; der Marienberg mußte mit Sturm erobert werden. In dieſen unüberwindlich geglaubten Ort hatte man einen großen Vorrath von Lebensmitteln und Kriegsmunition geflüchtet, welches Alles dem Feind in die Hände fiel. Ein ſehr angenehmer Fund war für den König die Bücherſammlung der Jeſuiten, die er nach Upſal bringen ließ, ein noch weit angenehmerer für ſeine Soldaten der reichlich gefüllte Weinkeller des Prälaten. Seine Schätze hatte der Biſchof noch zu rechter Zeit geflüchtet. Dem Beiſpiele der Hauptſtadt folgte bald das ganze Biſthum; Alles unterwarf ſich den Schweden. Der König ließ ſich von allen Unterthanen des Biſchofs die Huldigung leiſten, und ſtellte wegen Abweſenheit des rechtmäßigen Regenten eine Landesregierung auf, welche zur Hälfte mit Proteſtanten beſetzt wurde. An jedem katholiſchen Orte, den Guſtav Adolph unter ſeine Botmäßigkeit brachte, ſchloß er der proteſtantiſchen Religion die Kirchen auf, doch ohne den Papiſten den Druck zu vergelten, unter welchem ſie ſeine Glaubensbrüder ſo lange gehalten hatten. Nur an denen, die ſich ihm mit dem Degen in der Hand widerſetzten, wurde das ſchreckliche Recht des Kriegs ausgeübt; für einzelne Greuelthaten, welche ſich eine geſetzloſe Soldateska in der blinden Wuth des erſten Angriffs erlaubt, kann man den menſchenfreundlichen Führer nicht verantwortlich machen. Dem Friedfertigen und Wehrloſen widerfuhr eine gnädige Behandlung. Es

war Guſtav Adolphs heiligſtes Geſetz, das Blut der Feinde, wie der Seinigen, zu ſparen.

Gleich auf die erſte Nachricht des ſchwediſchen Einbruchs hatte der Biſchof von Würzburg, unangeſehen der Traktate, die er, um Zeit zu gewinnen, mit dem König von Schweden anknüpfte, den Feldherrn der Ligue flehentlich aufgefordert, dem bedrängten Hochſtift zu Hülfe zu eilen. Dieſer geſchlagene General hatte unterdeſſen die Trümmer ſeiner zerſtreuten Armee an der Weſer zuſammengezogen, durch die kaiſerlichen Garniſonen in Niederſachſen verſtärkt und ſich in Heſſen mit ſeinen beiden Untergeneralen Altringer und Fugger vereinigt. An der Spitze dieſer anſehnlichen Kriegsmacht brannte Graf Tilly vor Ungeduld, die Schande ſeiner erſten Niederlage durch einen glänzenden Sieg wieder auszulöſchen. In ſeinem Lager bei Fulda, wohin er mit dem Heere gerückt war, harrte er ſehnſuchtsvoll auf Erlaubniß von dem Herzog von Bayern, mit Guſtav Adolph zu ſchlagen. Aber die Ligue hatte außer der Armee des Tilly keine zweite mehr zu verlieren, und Maximilian war viel zu behutſam, das ganze Schickſal ſeiner Partei auf den Glückswurf eines neuen Treffens zu ſetzen. Mit Thränen in den Augen empfing Tilly die Befehle ſeines Herrn, welche ihn zur Unthätigkeit zwangen. So wurde der Marſch dieſes Generals nach Franken verzögert, und Guſtav Adolph gewann Zeit, das ganze Hochſtift zu überſchwemmen. Umſonſt, daß ſich Tilly nachher zu Aſchaffenburg durch zwölftauſend Lothringer verſtärkte und mit einer überlegenen Macht zum Entſatze der Stadt Würzburg

herbei eilte. Stadt und Citadelle waren bereits in der Schweden Gewalt, und **Maximilian von Bayern** wurde, vielleicht nicht ganz unverdienter Weiſe, durch die allgemeine Stimme beſchuldigt, den Ruin des Hochſtifts durch ſeine Bedenklichkeiten beſchleunigt zu haben. Gezwungen, eine Schlacht zu vermeiden, begnügte ſich Tilly, den Feind am fernern Vorrücken zu verhindern; aber nur ſehr wenig Plätze konnte er dem Ungeſtüm der Schweden entreißen. Nach einem vergeblichen Verſuch, eine Truppenverſtärkung in die von den Kaiſerlichen ſchwach beſetzte Stadt Hanau zu werfen, deren Beſitz dem König einen zu großen Vortheil gab, ging er bei Seligenſtadt über den Main, und richtete ſeinen Lauf nach der Bergſtraße, um die pfälziſchen Lande gegen den Andrang des Siegers zu ſchützen.

Graf Tilly war nicht der einzige Feind, den Guſtav Adolph in Franken auf ſeinem Wege fand und vor ſich her trieb. Auch Herzog Karl von Lothringen, durch den Unbeſtand ſeines Charakters, ſeine eiteln Entwürfe und ſein ſchlechtes Glück in den Jahrbüchern des damaligen Europens berüchtigt, hatte ſeinen kleinen Arm gegen den ſchwediſchen Helden aufgehoben, um ſich bei Kaiſer Ferdinand dem Zweiten den Churhut zu verdienen. Taub gegen die Vorſchriften einer vernünftigen Staatskunſt, folgte er bloß den Eingebungen einer ſtürmiſchen Ehrbegierde, reizte durch Unterſtützung des Kaiſers Frankreich, ſeinen furchtbaren Nachbar, und entblößte, um auf fernem Boden ein ſchimmerndes Phantom, das ihn doch immer floh, zu verfolgen, ſeine Erblande, welche ein franzöſiſches Kriegsheer gleich einer

reißenden Flut überſchwemmte. Gern gönnte man ihm in Oeſterreich die Ehre, ſich, gleich den übrigen Fürſten der Ligue, für das Wohl des Erzhauſes zu Grunde zu richten. Von eiteln Hoffnungen trunken, brachte dieſer Prinz ein Heer von ſiebzehntauſend Mann zuſammen, das er in eigener Perſon gegen die Schweden in's Feld führen wollte. Wenn es gleich dieſen Truppen an Mannszucht und Tapferkeit gebrach, ſo reizten ſie doch durch einen glänzenden Aufputz die Augen; und ſo ſehr ſie im Angeſicht des Feindes ihre Bravour verbargen, ſo freigebig ließen ſie ſolche an dem wehrloſen Bürger und Landmann aus, zu deren Vertheidigung ſie gerufen waren. Gegen den kühnen Muth und die furchtbare Disciplin der Schweden konnte dieſe zierlich geputzte Armee nicht lange Stand halten. Ein paniſcher Schrecken ergriff ſie, als die ſchwediſche Reiterei gegen ſie anſprengte, und mit leichter Mühe waren ſie aus ihren Quartieren im Würzburgiſchen verſcheucht. Das Unglück einiger Regimenter verurſachte ein allgemeines Ausreißen unter den Truppen, und der ſchwache Ueberreſt eilte, ſich in einigen Städten jenſeits des Rheins vor der nordiſchen Tapferkeit zu verbergen. Ein Spott der Deutſchen und mit Schände bedeckt, ſprengte ihr Anführer über Straßburg nach Hauſe, mehr als zu glücklich, den Zorn ſeines Ueberwinders, der ihn vorher aus dem Felde ſchlug, und dann erſt wegen ſeiner Feindſeligkeiten zu Rechenſchaft ſetzte, durch einen demüthigen Entſchuldigungsbrief zu beſänftigen. Ein Bauer aus einem rheiniſchen Dorfe, ſagt man, erdreiſtete ſich, dem Pferde des Herzogs, als er auf ſeiner

Flucht vorbeigeritten kam, einen Schlag zu verſetzen. „Friſch zu, Herr,“ ſagte der Bauer, „ihr müßt ſchneller laufen, wenn ihr vor dem großen Schweden-König ausreißt.“

Das unglückliche Beiſpiel ſeines Nachbars hatte dem Biſchof von Bamberg klügere Maßregeln eingegeben. Um die Plünderung ſeiner Lande zu verhüten, kam er dem König mit Anerbietungen des Friedens entgegen, welche aber bloß dazu dienen ſollten, den Lauf ſeiner Waffen ſo lange, bis Hülfe herbei käme, zu verzögern. Guſtav Adolph, ſelbſt viel zu redlich, um bei einem Andern Argliſt zu befürchten, nahm bereitwillig die Erbietungen des Biſchofs an, und nannte ſchon die Bedingungen, unter welchen er das Hochſtift mit jeder feindlichen Behandlung verſchonen wollte. Er zeigte ſich um ſo mehr dazu geneigt, da ohnehin ſeine Abſicht nicht war, mit Bambergs Eroberung die Zeit zu verlieren, und ſeine übrigen Entwürfe ihn nach den Rheinländern riefen. Die Eilfertigkeit, mit der er die Ausführung dieſer Entwürfe verfolgte, brachte ihn um die Geldſummen, welche er durch ein längeres Verweilen in Franken dem ohnmächtigen Biſchof leicht hätte abängſtigen können; denn dieſer ſchlaue Prälat ließ die Unterhandlung fallen, ſobald ſich das Kriegsgewitter von ſeinen Grenzen entfernte. Kaum hatte ihm Guſtav Adolph den Rücken zugewendet, ſo warf er ſich dem Grafen Tilly in die Arme, und nahm die Truppen des Kaiſers in die nämlichen Städte und Feſtungen auf, welche er kurz zuvor dem Könige zu öffnen ſich bereitwillig gezeigt hatte. Aber er hatte den Ruin

ſeines Biſsthums durch dieſen Kunſtgriff nur auf kurze Zeit verzögert; ein ſchwediſcher Feldherr, der in Franken zurückgelaſſen ward, übernahm es, den Biſchof dieſer Treuloſigkeit wegen zu züchtigen, und das Bisthum wurde eben dadurch zu einem unglücklichen Schauplatz des Kriegs, welchen Freund und Feind auf gleiche Weiſe verwüſteten.

Die Flucht der Kaiſerlichen, deren drohende Gegenwart den Entſchließungen der fränkiſchen Stände bisher Zwang angethan hatte, und das menſchenfreundliche Betragen des Königs machten dem Adel ſowohl als den Bürgern dieſes Kreiſes Muth, ſich den Schweden günſtig zu bezeigen. Nürnberg übergab ſich feierlich dem Schutze des Königs; die fränkiſche Ritterſchaft wurde von ihm durch ſchmeichelhafte Manifeſte gewonnen, in denen er ſich herabließ, ſich wegen ſeiner feindlichen Erſcheinung in ihrem Lande zu entſchuldigen. Der Wohlſtand Frankens, und die Gewiſſenhaftigkeit, welche der ſchwediſche Krieger bei ſeinem Verkehr mit Eingebornen zu beobachten pflegte, brachte den Ueberfluß in das königliche Lager. Die Gunſt, in welche ſich Guſtav Adolph bei dem Adel des ganzen Kreiſes zu ſetzen gewußt hatte, die Bewunderung und Ehrfurcht, welche ihm ſeine glänzenden Thaten ſelbſt bei dem Feind erweckten, die reiche Beute, die man ſich im Dienſt eines ſtets ſiegreichen Königs verſprach, kamen ihm bei der Truppenwerbung ſehr zu Statten, die der Abgang ſo vieler Beſatzungen von dem Hauptheere nothwendig machte. Aus allen Gegenden des

Frankenlandes eilte man haufenweiſe herbei, ſobald nur die Trommel gerührt wurde.

Der König hatte auf die Einnahme Frankens nicht viel mehr Zeit verwenden können, als er überhaupt gebraucht hätte, es zu durcheilen; die Unterwerfung des ganzen Kreiſes zu vollenden und das Eroberte zu behaupten, wurde Guſtav Horn, einer ſeiner tüchtigſten Generale, mit einem achttauſend Mann ſtarken Kriegsheere zurückgelaſſen. Er ſelbſt eilte mit der Hauptarmee, die durch die Werbungen in Franken verſtärkt war, gegen den Rhein, um ſich dieſer Grenze des Reichs gegen die Spanier zu verſichern, die geiſtlichen Churfürſten zu entwaffnen, und in dieſen wohlhabenden Ländern neue Hülfsquellen zur Fortſetzung des Kriegs zu eröffnen. Er folgte dem Lauf des Mainſtroms; Aſchaffenburg, Seligenſtadt, Steinheim, alles Land an beiden Ufern des Fluſſes ward auf dieſem Zuge zur Unterwerfung gebracht; ſelten erwarteten die kaiſerlichen Beſatzungen ſeine Ankunft, niemals behaupteten ſie ſich. Schon einige Zeit vorher war es einem ſeiner Oberſten geglückt, die Stadt und Citadelle Hanau, auf deren Erhaltung Graf Tilly ſo bedacht geweſen war, den Kaiſerlichen durch einen Ueberfall zu entreißen; froh, von dem unerträglichen Druck dieſer Soldateska befreit zu ſeyn, unterwarf ſich der Graf bereitwillig dem gelindern Joche des ſchwediſchen Königs.

Auf die Stadt Frankfurt war jetzt das vorzüglichſte Augenmerk Guſtav Adolphs gerichtet, deſſen Maxime es überhaupt auf deutſchem Boden war, ſich durch die Freundſchaft und den Beſitz der wichtigern

Städte den Rücken zu decken. Frankfurt war eine von den erſten Reichsſtädten geweſen, die er ſchon von Sachſen aus zu ſeinem Empfange hatte vorbereiten laſſen, und nun ließ er es von Offenbach aus durch neue Abgeordnete abermals auffordern, ihm den Durchzug zu geſtatten und Beſatzung einzunehmen. Gern wäre dieſe Reichsſtadt mit der bedenklichen Wahl zwiſchen dem König von Schweden und dem Kaiſer verſchont geblieben; denn welche Partei ſie auch ergriff, ſo hatte ſie für ihre Privilegien und ihren Handel zu fürchten. Schwer konnte der Zorn des Kaiſers auf ſie fallen, wenn ſie ſich voreilig dem König von Schweden unterwarf, und dieſer nicht mächtig genug bleiben ſollte, ſeine Anhänger in Deutſchland zu ſchützen. Aber noch weit verderblicher für ſie war der Unwille eines unwiderſtehlichen Siegers, der mit einer furchtbaren Armee ſchon gleichſam vor ihren Thoren ſtand, und ſie auf Unkoſten ihres ganzen Handels und Wohlſtandes für ihre Widerſetzlichkeit züchtigen konnte. Umſonſt führte ſie durch ihre Abgeordneten zu ihrer Entſchuldigung die Gefahren an, welche ihre Meſſen, ihre Privilegien, vielleicht ihre Reichsfreiheit ſelbſt bedrohten, wenn ſie durch Ergreifung der ſchwediſchen Partei den Zorn des Kaiſers auf ſich laden ſollte. Guſtav Adolph ſtellte ſich verwundert, daß die Stadt Frankfurt in einer ſo äuſſerſt wichtigen Sache, als die Freiheit des ganzen Deutſchlands und das Schickſal der proteſtantiſchen Kirche ſey, von ihren Jahrmärkten ſpreche, und für zeitliche Vortheile die große Angelegenheit des Vaterlandes und ihres Gewiſſens hintanſetzte. Er habe, ſetzte

er drohend hinzu, von der Inſel Rügen an bis zu allen Feſtungen und Städten am Main den Schlüſſel gefunden, und werde ihn auch zu der Stadt Frankfurt zu finden wiſſen. Das Beſte Deutſchlands und die Freiheit der proteſtantiſchen Kirche ſeyen allein der Zweck ſeiner gewaffneten Ankunft, und bei dem Bewußtſeyn einer ſo gerechten Sache ſey er ſchlechterdings nicht geſonnen, ſich durch irgend ein Hinderniß in ſeinem Lauf aufhalten zu laſſen. Er ſehe wohl, daß ihm die Frankfurter nichts als die Finger reichen wollten, aber die ganze Hand müſſe er haben, um ſich daran halten zu können. Den Deputirten der Stadt, welche dieſe Antwort zurück brachten, folgte er mit ſeiner ganzen Armee auf dem Fuße nach, und erwartete in völliger Schlachtordnung vor Sachſenhauſen die letzte Erklärung des Raths.

Wenn die Stadt Frankfurt Bedenken getragen hatte, ſich den Schweden zu unterwerfen, ſo war es bloß aus Furcht vor dem Kaiſer geſchehen; ihre eigene Neigung ließ die Bürger keinen Augenblick zweifelhaft zwiſchen dem Unterdrücker der deutſchen Freiheit und dem Beſchützer derſelben. Die drohenden Zurüſtungen, unter welchen Guſtav Adolph ihre Erklärung jetzt forderte, konnte die Strafbarkeit ihres Abfalls in den Augen des Kaiſers vermindern, und den Schritt, den ſie gern thaten, durch den Schein einer erzwungenen Handlung beſchönigen. Jetzt alſo öffnete man dem König von Schweden die Thore, der ſeine Armee in prachtvollem Zuge und bewundernswürdiger Ordnung mitten durch dieſe Kaiſerſtadt führte. Sechshundert Mann blieben in

Sachſenhauſen zur Beſatzung zurück; der König ſelbſt rückte mit der übrigen Armee noch an demſelben Abend gegen die mainziſche Stadt Höchſt an, welche vor einbrechender Nacht ſchon erobert war.

Während daß Guſtav Adolph längs dem Mainſtrom Eroberungen machte, krönte das Glück die Unternehmungen ſeiner Generale und Bundesverwandten auch im nördlichen Deutſchland. Roſtock, Wismar und Dömitz, die einzigen noch übrigen feſten Oerter im Herzogthum Mecklenburg, welche noch unter dem Joche kaiſerlicher Beſatzungen ſeufzten, wurden von dem rechtmäßigen Beſitzer, Herzog Johann Albrecht, unter der Leitung des ſchwediſchen Feldherrn Achatius Tott, bezwungen. Umſonſt verſuchte es der kaiſerliche General Wolf, Graf von Mannsfeld, den Schweden das Stift Halberſtadt, von welchem ſie ſogleich nach dem Leipziger Siege Beſitz genommen, wieder zu entreißen; er mußte bald darauf auch das Stift Magdeburg in ihren Händen laſſen. Ein ſchwediſcher General, Banner, der mit einem achttauſend Mann ſtarken Heere an der Elbe zurück geblieben war, hielt die Stadt Magdeburg auf das Engſte eingeſchloſſen, und hatte ſchon mehrere kaiſerliche Regimenter niedergeworfen, welche zum Entſatz dieſer Stadt herbei geſchickt worden. Der Graf von Mannsfeld vertheidigte ſie zwar in Perſon mit ſehr vieler Herzhaftigkeit; aber zu ſchwach an Mannſchaft, um dem zahlreichen Heere der Belagerer lange Widerſtand leiſten zu können, dachte er ſchon auf die Bedingungen, unter welchen er die Stadt übergeben wollte, als der General Pappenheim zu ſeinem Entſatz

herbei kam und die feindlichen Waffen anderswo beſchäftigte. Dennoch wurde Magdeburg, oder vielmehr die ſchlechten Hütten, die aus den Ruinen dieſer großen Stadt traurig hervorblickten, in der Folge von den Kaiſerlichen freiwillig geräumt, und gleich darauf von den Schweden in Beſitz genommen.

Auch die Stände des niederſächſiſchen Kreiſes wagten es, nach den glücklichen Unternehmungen des Königs ihr Haupt wieder von dem Schlage zu erheben, den ſie in dem unglücklichen däniſchen Kriege durch **Wallenſtein** und **Tilly** erlitten hatten. Sie hielten zu Hamburg eine Zuſammenkunft, auf welcher die Errichtung von drei Regimentern verabredet wurde, mit deren Hülfe ſie ſich der äußerſt drückenden kaiſerlichen Beſatzungen zu entledigen hofften. Dabei ließ es der Biſchof von Bremen, ein Verwandter des Königs von Schweden, noch nicht bewenden; er brachte auch für ſich beſonders Truppen zuſammen, und ängſtigte mit denſelben wehrloſe Pfaffen und Mönche, hatte aber das Unglück, durch den kaiſerlichen General, Grafen von Grousfeld, bald entwaffnet zu werden. Auch Georg, Herzog von Lüneburg, vormals Oberſter in Ferdinands Dienſten, ergriff jetzt Guſtav Adolphs Partei, und warb einige Regimenter für dieſen Monarchen, wodurch die kaiſerlichen Truppen in Niederſachſen zu nicht geringem Vortheil des Königs beſchäftigt wurden.

Noch weit wichtigere Dienſte aber leiſtete dem König Landgraf **Wilhelm von Heſſen-Kaſſel**, deſſen ſiegreiche Waffen einen großen Theil von Weſtphalen und Niederſachſen, das Stift Fulda und ſelbſt das Churfürſtenthum

Köln zittern machten. Man erinnert ſich, daß unmittelbar nach dem Bündniß, welches der Landgraf im Lager zu Werben mit Guſtav Adolph geſchloſſen hatte, zwei kaiſerliche Generale, von Fugger und Altringer, von dem Grafen Tilly nach Heſſen beordert wurden, den Landgrafen wegen ſeines Abfalls vom Kaiſer zu züchtigen. Aber mit männlichem Muth hatte dieſer Fürſt den Waffen des Feindes, ſo wie ſeine Landſtände den Aufruhr predigenden Manifeſten des Grafen Tilly widerſtanden, und bald befreite ihn die Leipziger Schlacht von dieſen verwüſtenden Schaaren. Er benutzte ihre Entfernung mit eben ſo viel Muth als Entſchloſſenheit, eroberte in kurzer Zeit Vach, Münden und Höxter, und ängſtigte durch ſeine ſchleunigen Fortſchritte das Stift Fulda, Paderborn und alle an Heſſen grenzenden Stifter. Die in Furcht geſetzten Staaten eilten, durch eine zeitige Unterwerfung ſeinen Fortſchritten Grenzen zu ſetzen, und entgingen der Plünderung durch beträchtliche Geldſummen, die ſie ihm freiwillig entrichteten. Nach dieſen glücklichen Unternehmungen vereinigte der Landgraf ſein ſiegreiches Heer mit der Hauptarmee Guſtav Adolphs, und er ſelbſt fand ſich zu Frankfurt bei dieſem Monarchen ein, um den fernern Operationsplan mit ihm zu verabreden.

Mehrere Prinzen und auswärtige Geſandten waren mit ihm in dieſer Stadt erſchienen, um der Größe Guſtav Adolphs zu huldigen, ſeine Gunſt anzuflehen, oder ſeinen Zorn zu beſänftigen. Unter dieſen war der merkwürdigſte der vertriebene König von Böhmen und Pfalzgraf, Friedrich der Fünfte, der aus Holland

dahin geeilt war, ſich ſeinem Rächer und Beſchützer in die Arme zu werfen. Guſtav Adolph erwies ihm die unfruchtbare Ehre, ihn als ein gekröntes Haupt zu begrüßen, und bemühte ſich, ihm durch eine edle Theilnahme ſein Unglück zu erleichtern. Aber ſo viel ſich auch Friedrich von der Macht und dem Glück ſeines Beſchützers verſprach, ſo viel er auf die Gerechtigkeit und Großmuth deſſelben baute, ſo weit entfernt war dennoch die Hoffnung zur Wiederherſtellung dieſes Unglücklichen in ſeinen verlornen Ländern. Die Unthätigkeit und die widerſinnige Politik des engliſchen Hofes hatte den Eifer Guſtav Adolphs erkältet, und eine Empfindlichkeit, über die er nicht ganz Meiſter werden konnte, ließ ihn hier den glorreichen Beruf eines Beſchützers der Unterdrückten vergeſſen, den er bei ſeiner Erſcheinung im deutſchen Reiche ſo laut angekündigt hatte. Auch den Landgrafen Georg von Heſſen-Darmſtadt hatte die Furcht vor der unwiderſtehlichen Macht und der nahen Rache des Königs herbei gelockt, und zu einer zeitigen Unterwerfung bewogen. Die Verbindungen, in welchen dieſer Fürſt mit dem Kaiſer ſtand, und ſein geringer Eifer für die proteſtantiſche Sache waren dem König kein Geheimniß; aber er begnügte ſich, einen ſo ohnmächtigen Feind zu verſpotten. Da der Landgraf ſich ſelbſt und die politiſche Lage Deutſchlands wenig genug kannte, um ſich, eben ſo unwiſſend als dreiſt, zum Mittler zwiſchen beiden Parteien aufzuwerfen, ſo pflegte ihn Guſtav Adolph ſpottweiſe nur den Friedensſtifter zu nennen. Oft hörte man ihn ſagen, wenn er mit dem Landgrafen ſpielte, und

ihm Geld abgewann: „Er freue ſich doppelt des gewonnenen Geldes, weil es kaiſerliche Münze ſey.“ Landgraf Georg dankte es bloß ſeiner Verwandtſchaft mit dem Churfürſten von Sachſen, den Guſtav Adolph zu ſchonen Urſache hatte, daß ſich dieſer Monarch mit Uebergabe ſeiner Feſtung Rüſſelsheim und mit der Zuſage begnügte, eine ſtrenge Neutralität in dieſem Kriege zu beobachten. Auch die Grafen des Weſterwaldes und der Wetterau waren in Frankfurt bei dem König erſchienen, um ein Bündniß mit ihm zu errichten und ihm gegen die Spanier ihren Beiſtand anzubieten, der ihm in der Folge ſehr nützlich war. Die Stadt Frankfurt ſelbſt hatte alle Urſache, ſich der Gegenwart des Monarchen zu rühmen, der durch ſeine königliche Autorität ihren Handel in Schutz nahm, und die Sicherheit der Meſſen, die der Krieg ſehr geſtört hatte, durch die nachdrücklichſten Vorkehrungen wieder herſtellte.

Die ſchwediſche Armee war jetzt durch zehntauſend Heſſen verſtärkt, welche Landgraf Wilhelm von Kaſſel dem König zugeführt hatte. Schon hatte Guſtav Adolph Königſtein angreifen laſſen, Koſtheim und Flörsheim ergaben ſich ihm nach einer kurzen Belagerung, er beherrſchte den ganzen Mainſtrom, und zu Höchſt wurden in aller Eile Fahrzeuge gezimmert, um die Truppen über den Rhein zu ſetzen. Dieſe Anſtalten erfüllten den Churfürſten von Mainz, Anſelm Kaſimir, mit Furcht, und er zweifelte keinen Augenblick mehr, daß Er der nächſte ſey, den der Sturm des Krieges bedrohte. Als ein Anhänger des Kaiſers und eines der thätigſten Mitglieder der katholiſchen Ligue, hatte er kein beſſeres

Loos zu hoffen, als ſeine beiden Amtsbrüder, die Biſchöfe von Würzburg und Bamberg, bereits betroffen hatte. Die Lage ſeiner Länder am Rheinſtrom machte es dem Feinde zur Nothwendigkeit, ſich ihrer zu verſichern, und überdem war dieſer geſegnete Strich Landes für das bedürftige Heer eine unüberwindliche Reizung. Aber zu wenig mit ſeinen Kräften und dem Gegner bekannt, den er vor ſich hatte, ſchmeichelte ſich der Churfürſt, Gewalt durch Gewalt abzutreiben, und durch die Feſtigkeit ſeiner Wälle die ſchwediſche Tapferkeit zu ermüden. Er ließ in aller Eile die Feſtungswerke ſeiner Reſidenzſtadt ausbeſſern, verſah ſie mit Allem, was ſie fähig machte, eine lange Belagerung auszuhalten, und nahm noch überdies zweitauſend Spanier in ſeine Mauern auf, welche ein ſpaniſcher General, Don Philipp von Sylva, commandirte. Um den ſchwediſchen Fahrzeugen die Annäherung unmöglich zu machen, ließ er die Mündung des Mains durch viele eingeſchlagene Pfähle verrammeln, auch große Steinmaſſen und ganze Schiffe in dieſer Gegend verſenken. Er ſelbſt flüchtete ſich, in Begleitung des Biſchofs von Worms, mit ſeinen beſten Schätzen nach Köln, und überließ Stadt und Land der Raubgier einer tyranniſchen Beſatzung. Alle dieſe Vorkehrungen, welche weniger wahren Muth als ohnmächtigen Trotz verriethen, hielten die ſchwediſche Armee nicht ab, gegen Mainz vorzurücken und die ernſtlichſten Anſtalten zum Angriff der Stadt zu machen. Während daß ſich ein Theil der Truppen in dem Rheingau verbreitete, Alles, was ſich von Spaniern dort fand, niedermachte, und übermäßige

Contributionen erpreßte, ein anderer die katholiſchen Oerter des Weſterwaldes und der Wetterau brandſchatzte, hatte ſich die Hauptarmee ſchon bei Caſtel, Mainz gegenüber, gelagert, und Herzog **Bernhard von Weimar** ſogar am jenſeitigen Rheinufer den Mäuſethurm und das Schloß Ehrenfels erobert. Schon beſchäftigte ſich **Guſtav Adolph** ernſtlich damit, den Rhein zu paſſiren und die Stadt von der Landſeite einzuſchließen, als ihn die Fortſchritte des Grafen **Tilly** in Franken eilfertig von dieſer Belagerung abriefen, und dem Churfürſten eine, obgleich nur kurze, Ruhe verſchafften.

Die Gefahr der Stadt Nürnberg, welche Graf **Tilly** während der Abweſenheit **Guſtav Adolphs** am Rheinſtrom Miene machte zu belagern, und im Fall eines Widerſtandes mit dem ſchrecklichen Schickſal Magdeburgs bedrohte, hatte den König von Schweden zu dieſem ſchnellen Aufbruch von Mainz bewogen. Um ſich nicht zum zweiten Male vor ganz Deutſchland den Vorwürfen und der Schande auszuſetzen, eine bundesverwandte Stadt der Willkühr eines grauſamen Feindes geopfert zu haben, machte er ſich in beſchleunigten Märſchen auf, dieſe wichtige Reichsſtadt zu entſetzen; aber ſchon zu Frankfurt erfuhr er den herzhaften Widerſtand der Nürnberger und den Abzug des Tilly, und ſäumte jetzt keinen Augenblick, ſeine Abſichten auf Mainz zu verfolgen. Da es ihm bei Caſtel mißlungen war, unter den Kanonen der Belagerten den Uebergang über den Rhein zu gewinnen, ſo richtete er jetzt, um von einer anderen Seite der Stadt beizukommen, ſeinen Lauf nach der Bergſtraße, bemächtigte ſich auf dieſem Wege

jedes wichtigen Platzes, und erſchien zum zweiten Male an den Ufern des Rheins bei Stockſtadt zwiſchen Gernsheim und Oppenheim. Die ganze Bergſtraße hatten die Spanier verlaſſen, aber das jenſeitige Rheinufer ſuchten ſie noch mit vieler Hartnäckigkeit zu vertheidigen. Sie hatten zu dieſem Ende alle Fahrzeuge aus der Nachbarſchaft zum Theil verbrannt, zum Theil in die Tiefe verſenkt, und ſtanden jenſeits des Stroms zum furchtbarſten Angriff gerüſtet, wenn etwa der König an dieſem Ort den Uebergang wagen würde.

Der Muth des Königs ſetzte ihn bei dieſer Gelegenheit einer ſehr großen Gefahr aus, in feindliche Hände zu gerathen. Um das jenſeitige Ufer zu beſichtigen, hatte er ſich in einem kleinen Nachen über den Fluß gewagt; kaum aber war er gelandet, ſo überfiel ihn ein Haufen ſpaniſcher Reiter, aus deren Händen ihn nur die eilfertigſte Rückkehr befreite. Endlich gelang es ihm, durch Vorſchub etlicher benachbarten Schiffer ſich einiger Fahrzeuge zu bemächtigen, auf deren zweien er den Grafen von Brahe mit dreihundert Schweden überſetzen ließ. Nicht ſo bald hatte dieſer Zeit gewonnen, ſich am jenſeitigen Ufer zu verſchanzen, als er von vierzehn Compagnien ſpaniſcher Dragoner und Küraſſiers überfallen wurde. So groß die Ueberlegenheit des Feindes war, ſo tapfer wehrte ſich Brahe mit ſeiner kleinen Schaar, und ſein heldenmüthiger Widerſtand verſchaffte dem König Zeit, ihn in eigener Perſon mit friſchen Truppen zu unterſtützen. Nun ergriffen die Spanier, nach einem Verluſt von ſechshundert Todten, die Flucht; einige eilten, die feſte Stadt Oppenheim,

andere Mainz zu gewinnen. Ein marmorner Löwe auf einer hohen Säule, in der rechten Klaue ein bloßes Schwert, auf dem Kopfe eine Sturmhaube tragend, zeigte noch ſiebenzig Jahre nachher dem Wanderer die Stelle, wo der unſterbliche König den Hauptſtrom Germaniens paſſirte.

Gleich nach dieſer glücklichen Action ſetzte Guſtav Adolph das Geſchütz und den größten Theil der Truppen über den Fluß und belagerte Oppenheim, welches nach einer verzweifelten Gegenwehr am 8. December 1631 mit ſtürmender Hand erſtiegen ward. Fünfhundert Spanier, welche dieſen Ort ſo herzhaft vertheidigt hatten, wurden insgeſammt ein Opfer der ſchwediſchen Furie. Die Nachricht von Guſtavs Uebergang über den Rheinſtrom erſchreckte alle Spanier und Lothringer, welche das jenſeitige Land beſetzt und ſich hinter dieſem Fluſſe vor der Rache der Schweden geborgen geglaubt hatten. Schnelle Flucht war jetzt ihre einzige Sicherheit; jeder nicht ganz haltbare Ort ward auf's Eilfertigſte verlaſſen. Nach einer langen Reihe von Gewaltthätigkeiten gegen den wehrloſen Bürger räumten die Lothringer die Stadt Worms, welche ſie noch vor ihrem Abzuge mit muthwilliger Grauſamkeit mißhandelten. Die Spanier eilten, ſich in Frankenthal einzuſchließen, in welcher Stadt ſie ſich Hoffnung machten, den ſiegreichen Waffen Guſtav Adolphs zu trotzen.

Der König verlor nunmehr keine Zeit, ſeine Abſichten auf die Stadt Mainz auszuführen, in welche ſich der Kern der ſpaniſchen Truppen geworfen hatte. Indem er jenſeits des Rheinſtroms gegen dieſe Stadt

anrückte, hatte ſich der Landgraf von Heſſen-Kaſſel dies-ſeits des Fluſſes derſelben genähert und auf dem Wege dahin mehrere feſte Plätze unter ſeine Botmäßigkeit ge-bracht. Die belagerten Spanier, obgleich von beiden Seiten eingeſchloſſen, zeigten anfänglich viel Muth und Entſchloſſenheit, das Aeußerſte zu erwarten, und ein ununterbrochenes heftiges Bombenfeuer regnete mehrere Tage lang in das ſchwediſche Lager, welches dem Kö-nige manchen braven Soldaten koſtete. Aber dieſes muth-vollen Widerſtandes ungeachtet gewannen die Schweden immer mehr Boden, und waren dem Stadtgraben ſchon ſo nahe gerückt, daß ſie ſich ernſtlich zum Sturm an-ſchickten. Jetzt ſank den Belagerten der Muth. Mit Recht zitterten ſie vor dem wilden Ungeſtüm des ſchwe-diſchen Soldaten, wovon der Marienberg bei Würzburg ein ſchreckhaftes Zeugniß ablegte. Ein fürchterliches Loos erwartete die Stadt Mainz, wenn ſie im Sturm erſtiegen werden ſollte, und leicht konnte der Feind ſich verſucht fühlen, Magdeburgs ſchauderhaftes Schickſal an dieſer reichen und prachtvollen Reſidenz eines katho-liſchen Fürſten zu rächen. Mehr um die Stadt, als um ihr eigenes Leben zu ſchonen, capitulirte am vier-ten Tage die ſpaniſche Beſatzung, und erhielt von der Großmuth des Königs ein ſicheres Geleite bis nach Luxemburg; doch ſtellte ſich der größte Theil derſelben, wie bisher ſchon von mehreren geſchehen war, unter ſchwediſche Fahnen.

Am 13. Dezember 1631 hielt der König von Schwe-den ſeinen Einzug in die eroberte Stadt, und nahm im Pallaſt des Churfürſten ſeine Wohnung. Achtzig

Kanonen fielen als Beute in ſeine Hände, und mit achtzigtauſend Gulden mußte die Bürgerſchaft die Plünderung abkaufen. Von dieſer Schatzung waren die Juden und die Geiſtlichkeit ausgeſchloſſen, welche noch für ſich beſonders große Summen zu entrichten hatten. Die Bibliothek des Churfürſten nahm der König als ſein Eigenthum zu ſich, und ſchenkte ſie ſeinem Reichskanzler Oxenſtierna, der ſie dem Gymnaſium zu Weſteråhs abtrat; aber das Schiff, das ſie nach Schweden bringen ſollte, ſcheiterte, und die Oſtſee verſchlang dieſen unerſetzlichen Schatz.

Nach dem Verluſt der Stadt Mainz hörte das Unglück nicht auf, die Spanier in den Gegenden des Rheins zu verfolgen. Kurz vor Eroberung jener Stadt hatte der Landgraf von Heſſen-Kaſſel Falkenſtein und Reifenberg eingenommen; die Feſtung Königſtein ergab ſich den Heſſen; der Rheingraf Otto Ludwig, einer von den Generalen des Königs, hatte das Glück, neun ſpaniſche Schwadronen zu ſchlagen, die gegen Frankenthal im Anzuge waren, und ſich der wichtigſten Städte am Rheinſtrom von Boppart bis Bacherach zu bemächtigen. Nach Einnahme der Feſtung Braunfels, welche die wetterauiſchen Grafen mit ſchwediſcher Hülfe zu Stande brachten, verloren die Spanier jeden Platz in der Wetterau, und in der ganzen Pfalz konnten ſie, außer Frankenthal, nur ſehr wenig Städte retten. Landau und Kronweißenburg erklärten ſich laut für die Schweden. Speyer bot ſich an, Truppen zum Dienſt des Königs zu werben. Mannheim ging durch die Beſonnenheit des jungen Herzogs Bernhard

von Weimar und durch die Nachläſſigkeit des dortigen Commandanten verloren, der auch dieſes Unglücks wegen zu Heidelberg vor das Kriegsgericht gefordert und enthauptet ward.

Der König hatte den Feldzug bis tief in den Winter verlängert, und wahrſcheinlich war ſelbſt die Rauhigkeit der Jahreszeit mit eine Urſache der Ueberlegenheit geweſen, welche der ſchwediſche Soldat über den Feind behauptete. Jetzt aber bedurften die erſchöpften Truppen der Erholung in den Winterquartieren, welche ihnen Guſtav Adolph auch bald nach Eroberung der Stadt Mainz in der umliegenden Gegend bewilligte. Er ſelbſt benutzte die Ruhe, welche die Jahrszeit ſeinen kriegeriſchen Operationen auflegte, dazu, die Geſchäfte des Kabinets mit ſeinem Reichskanzler abzuthun, der Neutralität wegen mit dem Feind Unterhandlungen zu pflegen, und einige politiſche Streitigkeiten mit einer bundesverwandten Macht zu beendigen, zu denen ſein bisheriges Betragen den Grund gelegt hatte. Zu ſeinem Winteraufenthalt und zum Mittelpunkt dieſer Staatsgeſchäfte erwählte er die Stadt Mainz, gegen die er überhaupt eine größere Neigung blicken ließ, als ſich mit dem Intereſſe der deutſchen Fürſten und mit dem kurzen Beſuche vertrug, den er dem Reiche hatte abſtatten wollen. Nicht zufrieden, die Stadt auf das Stärkſte befeſtigt zu haben, ließ er auch ihr gegenüber, in dem Winkel, den der Main mit dem Rheine macht, eine neue Citadelle anlegen, die nach ihrem Stifter Guſtavsburg genannt, aber unter dem Namen Pfaffenraub, Pfaffenzwang bekannter geworden iſt.

Indem Guſtav Adolph ſich Meiſter vom Rhein machte, und die drei angrenzenden Churfürſtenthümer mit ſeinen ſiegreichen Waffen bedrohete, wurde in Paris und Saint Germain von ſeinen wachſamen Feinden jeder Kunſtgriff der Politik in Bewegung geſetzt, ihm den Beiſtand Frankreichs zu entziehen, und ihn, wo möglich, mit dieſer Macht in Krieg zu verwickeln. Er ſelbſt hatte durch die unerwartete und zweideutige Wendung ſeiner Waffen gegen den Rheinſtrom ſeine Freunde ſtutzen gemacht, und ſeinen Gegnern die Mittel dargereicht, ein gefährliches Mißtrauen in ſeine Abſichten zu erregen. Nachdem er das Hochſtift Würzburg und den größten Theil Frankens ſeiner Macht unterworfen hatte, ſtand es bei ihm, durch das Hochſtift Bamberg und durch die obere Pfalz in Bayern und Oeſterreich einzubrechen; und die Erwartung war ſo allgemein als natürlich, daß er nicht ſäumen würde, den Kaiſer und den Herzog von Bayern im Mittelpunkt ihrer Macht anzugreifen, und durch Ueberwältigung dieſer beiden Hauptfeinde den Krieg auf das Schnellſte zu endigen. Aber zu nicht geringem Erſtaunen beider ſtreitenden Theile verließ Guſtav Adolph die von der allgemeinen Meinung ihm vorgezeichnete Bahn, und anſtatt ſeine Waffen zur Rechten zu kehren, wendete er ſie zur Linken, um die minder ſchuldigen und minder zu fürchtenden Fürſten des Churrheins ſeine Macht empfinden zu laſſen, indem er ſeinen zwei wichtigſten Gegnern Friſt gab, neue Kräfte zu ſammeln. Nichts als die Abſicht, durch Vertreibung der Spanier vor allen Dingen den unglücklichen Pfalzgrafen Friedrich den Fünften wieder

in den Beſitz ſeiner Länder zu ſetzen, konnte dieſen überraſchenden Schritt erklärlich machen, und der Glaube an die nahe Wiederherſtellung Friedrichs brachte anfangs auch wirklich den Argwohn ſeiner Freunde und die Verläumdungen ſeiner Gegner zum Schweigen. Jetzt aber war die untere Pfalz faſt durchgängig von Feinden gereinigt, und Guſtav Adolph fuhr fort, neue Eroberungsplane am Rhein zu entwerfen; er fuhr fort, die eroberte Pfalz dem rechtmäßigen Beſitzer zurück zu halten. Vergebens erinnerte der Abgeſandte des Königs von England den Eroberer an das, was die Gerechtigkeit von ihm forderte, und ſein eigenes feierlich ausgeſtelltes Verſprechen ihm zur Ehrenpflicht machte. Guſtav Adolph beantwortete dieſe Aufforderung mit bittern Klagen über die Unthätigkeit des engliſchen Hofes, und rüſtete ſich lebhaft, ſeine ſiegreichen Fahnen mit Nächſtem in Elſaß und ſelbſt in Lothringen auszubreiten.

Jetzt wurde das Mißtrauen gegen den ſchwediſchen Monarchen laut, und der Haß ſeiner Gegner zeigte ſich äußerſt geſchäftig, die nachtheiligſten Gerüchte von ſeinen Abſichten zu verbreiten. Schon längſt hatte der Miniſter Ludwigs des Dreizehnten, Richelieu, der Annäherung des Königs gegen die franzöſiſchen Grenzen mit Unruhe zugeſehen, und das mißtrauiſche Gemüth ſeines Herrn öffnete ſich nur allzu leicht den ſchlimmen Muthmaßungen, welche darüber angeſtellt wurden. Frankreich war um eben dieſe Zeit in einen bürgerlichen Krieg mit dem proteſtantiſchen Theil ſeiner Bürger verwickelt, und die Furcht war in der That nicht ganz

grundlos, daß die Annäherung eines ſiegreichen Königs von ihrer Partei ihren geſunkenen Muth neu beleben und ſie zu dem gewaltſamſten Widerſtande aufmuntern möchte. Dies konnte geſchehen, auch wenn Guſtav Adolph auf das Weiteſte davon entfernt war, ihnen Hoffnung zu machen, und an ſeinem Bundesgenoſſen, dem König von Frankreich, eine wirkliche Untreue zu begehen. Aber der rachgierige Sinn des Biſchofs von Würzburg, der den Verluſt ſeiner Länder am franzöſiſchen Hofe zu verſchmerzen ſuchte, die giftvolle Beredſamkeit der Jeſuiten und der geſchäftige Eifer des bayeriſchen Miniſters ſtellten dieſes gefährliche Verſtändniß zwiſchen den Hugenotten und dem König von Schweden als ganz erwieſen dar, und wußten den furchtſamen Geiſt Ludwigs mit den ſchrecklichſten Beſorgniſſen zu beſtürmen. Nicht bloß thörichte Politiker, auch manche nicht unverſtändige Katholiken, glaubten in vollem Ernſt, der König werde mit Nächſtem in das innerſte Frankreich eindringen, mit den Hugenotten gemeine Sache machen und die katholiſche Religion in dem Königreich umſtürzen. Fanatiſche Eiferer ſahen ihn ſchon mit einer Armee über die Alpen klimmen und den Statthalter Chriſti ſelbſt in Italien entthronen. So leicht ſich Träumereien dieſer Art von ſelbſt widerlegten, ſo war dennoch nicht zu läugnen, daß Guſtav durch ſeine Kriegsunternehmungen am Rhein den Argwohn ſeiner Gegner eine gefährliche Blöße gab, und einigermaßen den Verdacht rechtfertigte, als ob er ſeine Waffen weniger gegen den Kaiſer und den Herzog von

Bayern, als gegen die katholiſche Religion überhaupt habe richten wollen.

Das allgemeine Geſchrei des Unwillens, welches die katholiſchen Höfe, von den Jeſuiten aufgereizt, gegen Frankreichs Verbindungen mit den Feinden der Kirche erhoben, bewog endlich den Kardinal von Richelieu, für die Sicherſtellung ſeiner Religion einen entſcheidenden Schritt zu thun, und die katholiſche Welt zugleich von dem ernſtlichen Religionseifer Frankreichs und von der eigennützigen Politik der geiſtlichen Reichsſtände zu überführen. Ueberzeugt, daß die Abſichten des Königs von Schweden, ſo wie ſeine eigenen, nur auf die Demüthigung des Hauſes Oeſterreich gerichtet ſeyen, trug er kein Bedenken, den liguiſtiſchen Fürſten von Seiten Schwedens eine vollkommene Neutralität zu verſprechen, ſobald ſie ſich der Allianz mit dem Kaiſer entſchlagen und ihre Truppen zurückziehen würden. Welchen Entſchluß nun die Fürſten faßten, ſo hatte Richelieu ſeinen Zweck erreicht. Durch ihre Trennung von der öſterreichiſchen Partei wurde Ferdinand den vereinigten Waffen Frankreichs und Schwedens wehrlos bloßgeſtellt, und Guſtav Adolph, von allen ſeinen übrigen Feinden in Deutſchland befreit, konnte ſeine ungetheilte Macht gegen die kaiſerlichen Erbländer kehren. Unvermeidlich war dann der Fall des öſterreichiſchen Hauſes, und dieſes letzte große Ziel aller Beſtrebungen Richelieu's ohne Nachtheil der Kirche errungen. Ungleich mißlicher hingegen war der Erfolg, wenn die Fürſten der Ligue auf ihrer Weigerung beſtehen und dem öſterreichiſchen Bündniß noch fernerhin

getreu bleiben ſollten. Dann aber hatte Frankreich vor dem ganzen Europa ſeine katholiſche Geſinnung erwieſen und ſeinen Pflichten als Glied der römiſchen Kirche ein Genüge gethan. Die Fürſten der Ligue erſchienen dann allein als die Urheber alles Unglücks, welches die Fortdauer des Kriegs über das katholiſche Deutſchland unausbleiblich verhängen mußte; ſie allein waren es, die durch ihre eigenſinnige Anhänglichkeit an den Kaiſer die Maßregeln ihres Beſchützers vereitelten, die Kirche in die äußerſte Gefahr und ſich ſelbſt in's Verderben ſtürzten.

Richelieu verfolgte dieſen Plan um ſo lebhafter, je mehr er durch die wiederholten Aufforderungen des Churfürſten von Bayern um franzöſiſche Hülfe in's Gedränge gebracht wurde. Man erinnert ſich, daß dieſer Fürſt ſchon ſeit der Zeit, als er Urſache gehabt hatte, ein Mißtrauen in die Geſinnungen des Kaiſers zu ſetzen, in ein geheimes Bündniß mit Frankreich getreten war, wodurch er ſich den Beſitz der pfälziſchen Churwürde gegen eine künftige Sinnesänderung Ferdinands zu verſichern hoffte. So deutlich auch ſchon der Urſprung dieſes Traktats zu erkennen gab, gegen welchen Feind er errichtet worden, ſo dehnte ihn Maximilian jetzt, willkührlich genug, auch auf die Angriffe des Königs von Schweden aus, und trug kein Bedenken, dieſelbe Hülfleiſtung, welche man ihm bloß gegen Oeſterreich zugeſagt hatte, auch gegen Guſtav Adolph, den Alliirten der franzöſiſchen Krone, zu fordern. Durch dieſe widerſprechende Allianz mit zwei einander entgegengeſetzten Mächten in Verlegenheit geſetzt, wußte ſich Richelieu nur dadurch zu helfen, daß er den Feindſeligkeiten

zwiſchen beiden ein ſchleuniges Ende machte; und eben ſo wenig geneigt, Bayern preiszugeben, als durch ſeinen Vertrag mit Schweden außer Stand geſetzt, es zu ſchützen, verwendete er ſich mit ganzem Eifer für die Neutralität, als das einzige Mittel, ſeinen doppelten Verbindungen ein Genüge zu leiſten. Ein eigener Bevollmächtigter, Marquis von Breze, wurde zu dieſem Ende an den König von Schweden nach Mainz abgeſchickt, ſeine Geſinnungen über dieſen Punkt zu erforſchen und für die alliirten Fürſten günſtige Bedingungen von ihm zu erhalten. Aber ſo wichtige Urſachen Ludwig der Dreizehnte hatte, dieſe Neutralität zu Stande gebracht zu ſehen, ſo triftige Gründe hatte Guſtav Adolph, das Gegentheil zu wünſchen. Durch zahlreiche Proben überzeugt, daß der Abſcheu der liguiſtiſchen Fürſten vor der proteſtantiſchen Religion unüberwindlich, ihr Haß gegen die ausländiſche Macht der Schweden unauslöſchlich, ihre Anhänglichkeit an das Haus Oeſterreich unvertilgbar ſey, fürchtete er ihre offenbare Feindſchaft weit weniger, als er einer Neutralität mißtraute, die mit ihrer Neigung ſo ſehr im Widerſpruche ſtand. Da er ſich überdies durch ſeine Lage auf deutſchem Boden genöthigt ſah, auf Koſten der Feinde den Krieg fortzuſetzen, ſo verlor er augenſcheinlich, wenn er, ohne neue Freunde dadurch zu gewinnen, die Zahl ſeiner öffentlichen Feinde verminderte. Kein Wunder alſo, wenn Guſtav Adolph wenig Neigung blicken ließ, die Neutralität der katholiſchen Fürſten, wodurch ihm ſo wenig geholfen war, durch Aufopferung ſeiner errungenen Vortheile zu erkaufen!

Die Bedingungen, unter welchen er dem Chur-fürſten von Bayern die Neutralität bewilligte, waren drückend und dieſen Geſinnungen gemäß. Er forderte von der katholiſchen Ligue eine gänzliche Unthätigkeit, Zurückziehung ihrer Truppen von der kaiſerlichen Armee, aus den eroberten Plätzen, aus allen proteſtantiſchen Ländern. Noch außerdem wollte er die liguiſtiſche Kriegsmacht auf eine geringe Anzahl herabgeſetzt wiſſen. Alle ihre Länder ſollten den kaiſerlichen Armeen verſchloſſen ſeyn, und dem Hauſe Oeſterreich weder Mannſchaft noch Lebensmittel und Munition aus denſelben geſtattet werden. So hart das Geſetz war, welches der Ueberwinder den Ueberwundenen auflegte, ſo ſchmeichelte ſich der franzöſiſche Mediateur noch immer, den Churfürſten von Bayern zu Annehmung deſſelben vermögen zu können. Dieſes Geſchäft zu erleichtern, hatte ſich Guſtav Adolph bewegen laſſen, dem letztern einen Waffenſtillſtand auf vierzehn Tage zu bewilligen. Aber zur nämlichen Zeit, als dieſer Monarch durch den franzöſiſchen Agenten wiederholte Verſicherungen von dem guten Fortgang dieſer Unterhandlung erhielt, entdeckte ihm ein aufgefangener Brief des Churfürſten an den General Pappenheim in Weſtphalen die Treuloſigkeit dieſes Prinzen, der bei der ganzen Negociation nichts geſucht hatte, als Zeit zur Vertheidigung zu gewinnen. Weit davon entfernt, ſich durch einen Vergleich mit Schweden in ſeinen Kriegsunternehmungen Feſſeln anlegen zu laſſen, beſchleunigte vielmehr der hinterliſtige Fürſt ſeine Rüſtung, und benutzte die Muße, die ihm der Feind ließ, deſto nachdrücklichere Anſtalten

zur Gegenwehr zu treffen. Dieſe ganze Neutralitätsunterhandlung zerriß alſo fruchtlos, und hatte zu nichts gedient, als die Feindſeligkeiten zwiſchen Bayern und Schweden mit deſto größerer Erbitterung zu erneuern.

Tilly's vermehrte Macht, womit dieſer Feldherr Franken zu überſchwemmen drohte, forderte den König dringend nach dieſem Kreiſe; zuvor aber mußten die Spanier von dem Rheinſtrom vertrieben und ihnen der Weg verſperrt werden, von den Niederlanden aus die deutſchen Provinzen zu bekriegen. In dieſer Abſicht hatte Guſtav Adolph bereits dem Churfürſten von Trier, Philipp von Zeltern, die Neutralität unter der Bedingung angeboten, daß ihm die trieriſche Feſtung Hermannſtein eingeräumt und den ſchwediſchen Truppen ein freier Durchzug durch Coblenz bewilligt würde. Aber ſo ungern der Churfürſt ſeine Länder in ſpaniſchen Händen ſah, ſo viel weniger konnte er ſich entſchließen, ſie dem verdächtigen Schutz eines Ketzers zu übergeben, und den ſchwediſchen Eroberer zum Herrn ſeines Schickſals zu machen. Da er ſich jedoch außer Stand ſah, gegen zwei ſo furchtbare Mitbewerber ſeine Unabhängigkeit zu behaupten, ſo ſuchte er unter den mächtigen Flügeln Frankreichs Schutz gegen beide. Mit gewohnter Staatsklugheit hatte Richelieu die Verlegenheit dieſes Fürſten benutzt, Frankreichs Macht zu vergrößern und ihm einen wichtigen Alliirten an Deutſchlands Grenze zu erwerben. Eine zahlreiche franzöſiſche Armee ſollte die trieriſchen Lande decken und die Feſtung Ehrenbreitſtein franzöſiſche Beſatzung einnehmen. Aber die

Abſicht, welche den Churfürſten zu dieſem gewagten Schritte vermocht hatte, wurde nicht ganz erfüllt; denn die gereizte Empfindlichkeit Guſtav Adolphs ließ ſich nicht eher beſänftigen, als bis auch den ſchwediſchen Truppen ein freier Durchzug durch die trieriſchen Lande geſtattet wurde.

Indem dieſes mit Trier und Frankreich verhandelt wurde, hatten die Generale des Königs das ganze Erzſtift Mainz von dem Ueberreſte der ſpaniſchen Garniſonen gereinigt, und Guſtav Adolph ſelbſt durch die Einnahme von Kreuznach die Eroberung dieſes Landſtrichs vollendet. Das Eroberte zu beſchützen, mußte der Reichskanzler Oxenſtierna mit einem Theile der Armee an dem mittleren Rheinſtrome zurückbleiben, und das Hauptheer ſetzte ſich unter Anführung des Königs in Marſch, auf fränkiſchem Boden den Feind aufzuſuchen.

Um den Beſitz dieſes Kreiſes hatten unterdeſſen der Graf Tilly und der ſchwediſche General von Horn, den Guſtav Adolph mit achttauſend Mann darin zurückließ, mit abwechſelndem Kriegsglück geſtritten, und das Hochſtift Bamberg beſonders war zugleich der Preis und der Schauplatz ihrer Verwüſtungen. Von ſeinen übrigen Entwürfen an den Rheinſtrom gerufen, überließ der König ſeinem Feldherrn die Züchtigung des Biſchofs, der durch ſein treuloſes Betragen ſeinen Zorn gereizt hatte, und die Thätigkeit des Generals rechtfertigte die Wahl des Monarchen. In kurzer Zeit unterwarf er einen großen Theil des Biſthums den ſchwediſchen Waffen, und die Hauptſtadt ſelbſt, von der

kaiſerlichen Beſatzung im Stich gelaſſen, lieferte ihm ein ſtürmender Angriff in die Hände. Dringend forderte nun der verjagte Biſchof den Churfürſten von Bayern zum Beiſtand auf, der ſich endlich bewegen ließ, Tilly's Unthätigkeit zu verkürzen. Durch den Befehl ſeines Herrn zur Wiedereinſetzung des Biſchofs bevollmächtigt, zog dieſer General ſeine durch die Oberpfalz zerſtreuten Truppen zuſammen und näherte ſich Bamberg mit einem zwanzigtauſend Mann ſtarken Heere. Guſtav Horn, feſt entſchloſſen, ſeine Eroberung gegen dieſe überlegene Macht zu behaupten, erwartete hinter den Wällen Bambergs den Feind, mußte ſich aber durch den bloßen Vortrab des Tilly entreißen ſehen, was er der ganzen verſammelten Armee gehofft hatte ſtreitig zu machen. Eine Verwirrung unter ſeinen Truppen, die keine Geiſtesgegenwart des Feldherrn zu verbeſſern vermochte, öffnete dem Feinde die Stadt, daß Truppen, Bagage und Geſchütz nur mit Mühe gerettet werden konnten. Bambergs Wiedereroberung war die Frucht dieſes Sieges; aber den ſchwediſchen General, der ſich in guter Ordnung über den Mainſtrom zurückzog, konnte Graf Tilly, aller angewandten Geſchwindigkeit ungeachtet, nicht mehr einholen. Die Erſcheinung des Königs in Franken, welchem Guſtav Horn den Reſt ſeiner Truppen bei Kitzingen zuführte, ſetzte ſeinen Eroberungen ein ſchnelles Ziel, und zwang ihn, durch einen zeitigen Rückzug für ſeine eigene Rettung zu ſorgen.

Zu Aſchaffenburg hatte der König allgemeine Heerſchau über ſeine Truppen gehalten, deren Anzahl nach

der Vereinigung mit Guſtav Horn, Banner und Herzog Wilhelm von Weimar auf beinahe vierzigtauſend ſtieg. Nichts hemmte ſeinen Marſch durch Franken; denn Graf Tilly, viel zu ſchwach, einen ſo ſehr überlegenen Feind zu erwarten, hatte ſich in ſchnellen Märſchen gegen die Donau gezogen. Böhmen und Bayern lagen jetzt dem Könige gleich nahe, und in der Ungewißheit, wohin der Eroberer ſeinen Lauf richten würde, konnte Maximilian nicht ſogleich eine Entſchließung faſſen. Der Weg, welchen man Tilly jetzt nehmen ließ, mußte die Wahl des Königs und das Schickſal beider Provinzen entſcheiden. Gefährlich war es, bei der Annäherung eines ſo furchtbaren Feindes Bayern unvertheidigt zu laſſen, um Oeſterreichs Grenzen zu ſchirmen; gefährlicher noch, durch Aufnahme des Tilly in Bayern zugleich auch den Feind in dies Land zu rufen und es zum Schauplatz eines verwüſtenden Kampfes zu machen. Die Sorge des Landesvaters ſiegte endlich über die Bedenklichkeiten des Staatsmanns, und Tilly erhielt Befehl, was auch daraus erfolgen möchte, Bayerns Grenzen mit ſeiner Macht zu vertheidigen.

Mit triumphirender Freude empfing die Reichsſtadt Nürnberg den Beſchützer proteſtantiſcher Religion und deutſcher Freiheit, und der ſchwärmeriſche Enthuſiasmus der Bürger ergoß ſich bei ſeinem Anblick in rührende Aeußerungen des Jubels und der Bewunderung. Guſtav ſelbſt konnte ſein Erſtaunen nicht unterdrücken, ſich hier in dieſer Stadt, im Mittelpunkt Deutſchlands, zu ſehen, bis wohin er nie gehofft hatte, ſeine Fahnen

auszubreiten. Der edle ſchöne Anſtand ſeiner Perſon vollendete den Eindruck ſeiner glorreichen Thaten, und die Herablaſſung, womit er die Begrüßungen dieſer Reichsſtadt erwiderte, hatte ihm in wenig Augenblicken alle Herzen erobert. In Perſon beſtätigt er jetzt das Bündniß, das er noch an den Ufern des Belts mit derſelben errichtet hatte, und verband alle Bürger zu einem glühenden Thateneifer und brüderlicher Eintracht gegen den gemeinſchaftlichen Feind. Nach einem kurzen Aufenthalt in Nürnbergs Mauern folgte er ſeiner Armee gegen die Donau, und ſtand vor der Grenzfeſtung Donauwörth, ehe man einen Feind da vermuthete. Eine zahlreiche bayeriſche Beſatzung vertheidigte dieſen Platz, und der Anführer derſelben, Rudolph Maximilian, Herzog von Sachſen-Lauenburg, zeigte anfangs die muthigſte Entſchloſſenheit, ſich bis zur Ankunft des Tilly zu halten. Bald aber zwang ihn der Ernſt, mit welchem Guſtav Adolph die Belagerung anfing, auf einen ſchnellen und ſichern Abzug zu denken, den er auch unter dem heftigſten Feuer des ſchwediſchen Geſchützes glücklich in's Werk richtete.

Die Einnahme Donauwörths öffnete dem König das jenſeitige Ufer der Donau, und nur der kleine Lechſtrom trennte ihn noch von Bayern. Dieſe nahe Gefahr ſeiner Länder weckte die ganze Thätigkeit Maximilians, und ſo leicht er es bis jetzt dem Feind gemacht hatte, bis an die Schwelle ſeiner Staaten zu dringen, ſo entſchloſſen zeigte er ſich nun, ihm den letzten Schritt zu erſchweren. Jenſeits des Lechs, bei der kleinen Stadt Rain, bezog Tilly ein wohlbefeſtigtes

Lager, welches, von drei Flüſſen umgeben, jedem Angriffe Trotz bot. Alle Brücken über den Lech hatte man abgeworfen, die ganze Länge des Stroms bis Augsburg durch ſtarke Beſatzungen vertheidigt, und ſich dieſer Reichsſtadt ſelbſt, welche längſt ſchon ihre Ungeduld blicken ließ, dem Beiſpiel Nürnbergs und Frankfurts zu folgen, durch Einführung einer bayeriſchen Garniſon und Entwaffnung der Bürger verſichert. Der Churfürſt ſelbſt ſchloß ſich mit allen Truppen, die er hatte aufbringen können, in das Tilly'ſche Lager ein, gleich als ob an dieſem einzigen Poſten alle ſeine Hoffnungen hafteten und das Glück der Schweden an dieſer äußerſten Grenzmauer ſcheitern ſollte.

Bald erſchien Guſtav Adolph am Ufer, den bayeriſchen Verſchanzungen gegenüber, nachdem er ſich das ganze augsburgiſche Gebiet diesſeits des Lechs unterworfen und ſeinen Truppen eine reiche Zufuhr aus dieſem Landſtrich geöffnet hatte. Es war im Märzmonat, wo dieſer Strom von häufigen Regengüſſen und von dem Schnee der tyroliſchen Gebirge zu einer ungewöhnlichen Höhe ſchwillt, und zwiſchen ſteilen Ufern mit reißender Schnelligkeit flutet. Ein gewiſſes Grab öffnet ſich dem waghälſigen Stürmer in ſeinen Wellen, und am entgegenſtehenden Ufer zeigten ihm die feindlichen Kanonen ihre mörderiſchen Schlünde. Ertrotzt er dennoch mitten durch die Wuth des Waſſers und des Feuers den faſt unmöglichen Uebergang, ſo erwartet die ermatteten Truppen ein friſcher und muthiger Feind in einem unüberwindlichen Lager, und nach Erholung ſchmachtend, finden ſie eine Schlacht. Mit erſchöpfter

Kraft müſſen ſie die feindlichen Schanzen erſteigen, deren Feſtigkeit jedes Angriffs zu ſpotten ſcheint. Eine Niederlage, an dieſem Ufer erlitten, führt ſie unvermeidlich zum Untergang; denn derſelbe Strom, der ihnen die Bahn zum Siege erſchwert, verſperrt ihnen alle Wege zur Flucht, wenn das Glück ſie verlaſſen ſollte.

Der ſchwediſche Kriegsrath, den der Monarch jetzt verſammelte, machte das ganze Gewicht dieſer Gründe gelten, um die Ausführung eines ſo gefahrvollen Unternehmens zu hindern. Auch die Tapferſten zagten, und eine ehrwürdige Schaar im Dienſte grau gewordener Krieger erröthete nicht, ihre Beſorgniſſe zu geſtehen. Aber der Entſchluß des Königs war gefaßt. „Wie?“ ſagte er zu Guſtav Horn, der das Wort für die Uebrigen führte: „Ueber die Oſtſee, über ſo viele große „Ströme Deutſchlands hätten wir geſetzt, und vor „einem Bache, vor dieſem Lech hier, ſollten wir ein „Unternehmen aufgeben?“ Er hatte bereits bei Beſichtigung der Gegend, die er mit mancher Lebensgefahr anſtellte, die Entdeckung gemacht, daß das diesſeitige Ufer über das jenſeitige hervorrage, und die Wirkung des ſchwediſchen Geſchützes vorzugsweiſe vor dem des Feindes begünſtige. Mit ſchneller Beſonnenheit wußte er dieſen Umſtand zu nützen. Unverzüglich ließ er an der Stelle, wo ſich das linke Ufer des Lechs gegen das rechte zu krümmte, drei Batterien aufwerfen, von welchen zweiundſiebenzig Feldſtücke ein kreuzweiſes Feuer gegen den Feind unterhielten. Während daß dieſe wüthende Kanonade die Bayern von dem jenſeitigen Ufer

entfernte, ließ er in größter Eilfertigkeit über den Lech eine Brücke ſchlagen; ein dicker Dampf, aus angezündetem Holz und naſſem Stroh in Einem fort unterhalten, entzog das aufſteigende Werk lange Zeit den Augen der Feinde, indem zugleich der faſt ununterbrochene Donner des Geſchützes das Getöſe der Zimmeräxte unhörbar machte. Er ſelbſt ermunterte durch ſein eignes Beiſpiel den Eifer der Truppen und brannte mit eigener Hand über ſechzig Kanonen ab. Mit gleicher Lebhaftigkeit wurde dieſe Kanonade zwei Stunden lang von den Bayern, wiewohl mit ungleichem Vortheil, erwidert, da die hervorragenden Batterien der Schweden das jenſeitige niedere Ufer beherrſchten und die Höhe des ihrigen ihnen gegen das feindliche Geſchütz zur Bruſtwehr diente. Umſonſt ſtrebten die Bayern, die feindlichen Werke vom Ufer aus zu zerſtören; das überlegene Geſchütz der Schweden verſcheuchte ſie, und ſie mußten die Brücke, faſt unter ihren Augen, vollendet ſehen. Tilly that an dieſem ſchrecklichen Tage das Aeußerſte, den Muth der Seinigen zu entflammen, und keine noch ſo drohende Gefahr konnte ihn von dem Ufer abhalten. Endlich fand ihn der Tod, den er ſuchte. Eine Falkonetkugel zerſchmetterte ihm das Bein, und bald nach ihm ward auch Altringer, ſein gleich tapferer Streitgenoſſe, am Kopfe gefährlich verwundet. Von der begeiſternden Gegenwart dieſer beiden Führer verlaſſen, wankten endlich die Bayern, und wider ſeine Neigung wurde ſelbſt Maximilian zu einem kleinmüthigen Entſchluß fortgeriſſen. Von den Vorſtellungen des ſterbenden Tilly beſiegt, deſſen gewohnte Feſtigkeit

der annähernde Tod überwältigt hatte, gab er voreilig ſeinen unüberwindlichen Poſten verloren, und eine von den Schweden entdeckte Furt, durch welche die Reiterei im Begriff war, den Uebergang zu wagen, beſchleunigte ſeinen muthloſen Abzug. Noch in derſelben Nacht brach er, ehe noch ein feindlicher Soldat über den Lechſtrom geſetzt hatte, ſein Lager ab, und ohne dem Könige Zeit zu laſſen, ihn auf ſeinem Marſch zu beunruhigen, hatte er ſich in beſter Ordnung nach Neuburg und Ingolſtadt gezogen. Mit Befremdung ſah Guſtav Adolph, der am folgenden Tage den Uebergang vollführte, das feindliche Lager leer, und die Flucht des Churfürſten erregte ſeine Verwunderung noch mehr, als er die Feſtigkeit des verlaſſenen Lagers entdeckte. „Wär' ich der Bayer geweſen," rief er erſtaunt aus, „nimmermehr — und hätte mir auch eine „Stückkugel Bart und Kinn weggenommen — nimmermehr würde ich einen Poſten, wie dieſer da, verlaſſen und dem Feinde meine Staaten geöffnet haben."

Jetzt alſo lag Bayern dem Sieger offen, und die Kriegesflut, die bis jetzt nur an den Grenzen dieſes Landes geſtürmt hatte, wälzte ſich zum erſten Male über ſeine lang verſchonten geſegneten Fluren. Bevor ſich aber der König an Eroberung dieſes feindlich geſinnten Landes wagte, entriß er erſt die Reichsſtadt Augsburg dem bayriſchen Joche, nahm ihre Bürger in Pflichten, und verſicherte ſich ihrer Treue durch eine zurückgelaſſene Beſatzung. Darauf rückte er in beſchleunigten Märſchen gegen Ingolſtadt an, um durch Einnahme dieſer wichtigen Feſtung, welche der Churfürſt

mit einem großen Theile ſeines Heeres deckte, ſeine Eroberungen in Bayern zu ſichern und feſten Fuß an der Donau zu faſſen.

Bald nach ſeiner Ankunft vor Ingolſtadt beſchloß der verwundete Tilly in den Mauern dieſer Stadt ſeine Laufbahn, nachdem er alle Launen des untreuen Glücks erfahren hatte. Von der überlegenen Feldherrngröße Guſtav Adolphs zermalmt, ſah er am Abend ſeiner Tage alle Lorbeern ſeiner frühern Siege dahinwelken, und befriedigte durch eine Kette von Widerwärtigkeiten die Gerechtigkeit des Schickſals und Magdeburgs zürnende Manen. In ihm verlor die Armee des Kaiſers und der Ligue einen unerſetzlichen Führer, die katholiſche Religion den eifrigſten ihrer Vertheidiger, und Maximilian von Bayern den treueſten ſeiner Diener, der ſeine Treue durch den Tod verſiegelte und die Pflichten des Feldherrn auch noch ſterbend erfüllte. Sein letztes Vermächtniß an den Churfürſten war die Ermahnung, die Stadt Regensburg zu beſetzen, um Herr der Donau und mit Böhmen in Verbindung zu bleiben.

Mit der Zuverſicht, welche die Frucht ſo vieler Siege zu ſeyn pflegt, unternahm Guſtav Adolph die Belagerung der Stadt, und hoffte durch das Ungeſtüm des erſten Angriffs ihren Widerſtand zu beſiegen. Aber die Feſtigkeit ihrer Werke und die Tapferkeit der Beſatzung ſetzten ihm Hinderniſſe entgegen, die er ſeit der Breitenfelder Schlacht nicht zu bekämpfen gehabt hatte, und wenig fehlte, daß die Wälle von Ingolſtadt nicht das Ziel ſeiner Thaten wurden. Beim Recognoſciren der Feſtung ſtreckte ein Vierundzwanzigpfünder ſein

Pferd unter ihm in den Staub, daß er zu Boden ſtürzte, und kurz darauf ward ſein Liebling, der junge Markgraf von Baden, durch eine Stückkugel von ſeiner Seite weggeriſſen. Mit ſchneller Faſſung erhob ſich der König wieder, und beruhigte ſein erſchrockenes Volk, indem er ſogleich auf einem andern Pferde ſeinen Weg fortſetzte.

Die Beſitznehmung der Bayern von Regensburg, welche Reichsſtadt der Churfürſt, dem Rath des Tilly gemäß, durch Liſt überraſchte und durch eine ſtarke Beſatzung in ſeinen Feſſeln hielt, änderte ſchnell den Kriegsplan des Königs. Er ſelbſt hatte ſich mit der Hoffnung geſchmeichelt, dieſe proteſtantiſch geſinnte Reichsſtadt in ſeine Gewalt zu bekommen, und an ihr eine nicht minder ergebene Bundesgenoſſin als an Nürnberg, Augsburg und Frankfurt zu finden. Die Unterjochung derſelben durch die Bayern entfernte auf lange Zeit die Erfüllung ſeines vornehmſten Wunſches, ſich der Donau zu bemächtigen und ſeinem Gegner alle Hülfe von Böhmen aus abzuſchneiden. Schnell verließ er Ingolſtadt, an deſſen Wällen er Zeit und Volk fruchtlos verſchwendete, und drang in das Innerſte von Bayern, um den Churfürſten zur Beſchützung ſeiner Staaten herbei zu locken, und ſo die Ufer der Donau von ihren Vertheidigern zu entblößen.

Das ganze Land bis München lag dem Eroberer offen. Landshut, Moosburg, das ganze Stift Freiſingen unterwarfen ſich ihm; nichts konnte ſeinen Waffen widerſtehn. Fand er aber gleich keine ordentliche Kriegsmacht auf ſeinem Wege, ſo hatte er in der Bruſt

jedes Bayern einen deſto unverſöhnlichern Feind, den Religionsfanatismus, zu bekämpfen. Soldaten, die nicht an den Papſt glaubten, waren auf dieſem Boden eine neue, eine unerhörte Erſcheinung; der blinde Eifer der Pfaffen hatte ſie dem Landmann als Ungeheuer, als Kinder der Hölle, und ihren Anführer als den Antichriſt abgeſchildert. Kein Wunder, wenn man ſich von allen Pflichten der Natur und der Menſchlichkeit gegen dieſe Satansbrut losſprach und zu den ſchrecklichſten Gewaltthaten ſich berechtigt glaubte. Wehe dem ſchwediſchen Soldaten, der einem Haufen dieſer Wilden einzeln in die Hände fiel! Alle Martern, welche die erfinderiſche Wuth nur erdenken mag, wurden an dieſen unglücklichen Schlachtopfern ausgeübt, und der Anblick ihrer verſtümmelten Körper entflammte die Armee zu einer ſchrecklichen Wiedervergeltung. Nur Guſtav Adolph befleckte durch keine Handlung der Rache ſeinen Heldencharakter, und das ſchlechte Vertrauen der Bayern zu ſeinem Chriſtenthum, weit entfernt, ihn von den Vorſchriften der Menſchlichkeit gegen dieſes unglückliche Volk zu entbinden, machte es ihm vielmehr zu der heiligſten Pflicht, durch eine deſto ſtrengere Mäßigung ſeinen Glauben zu ehren.

Die Annäherung des Königs verbreitete Schrecken und Furcht in der Hauptſtadt, die, von Vertheidigern entblößt und von den vornehmſten Einwohnern verlaſſen, bei der Großmuth des Siegers allein ihre Rettung ſuchte. Durch eine unbedingte freiwillige Unterwerfung hoffte ſie ſeinen Zorn zu beſänftigen, und ſchickte ſchon bis Freiſingen Deputirte voraus, ihm ihre

Thorſchlüſſel zu Füßen zu legen. Wie ſehr auch der König durch die Unmenſchlichkeit der Bayern und durch die feindſelige Geſinnung ihres Herrn zu einem grauſamen Gebrauch ſeiner Eroberungsrechte gereizt, wie dringend er, ſelbſt von Deutſchen, beſtürmt wurde, Magdeburgs Schickſal an der Reſidenz ihres Zerſtörers zu ahnden, ſo verachtete doch ſein großes Herz dieſe niedrige Rache, und die Wehrloſigkeit des Feindes entwaffnete ſeinen Grimm. Zufrieden mit dem edleren Triumph, den Pfalzgrafen Friedrich mit ſiegreichem Pomp in die Reſidenz deſſelben Fürſten zu führen, der das vornehmſte Werkzeug ſeines Falls und der Räuber ſeiner Staaten war, erhöhte er die Pracht ſeines Einzugs durch den ſchönern Glanz der Mäßigung und der Milde.

Der König fand in München nur einen verlaſſenen Pallaſt, denn die Schätze des Churfürſten hatte man nach Werfen geflüchtet. Die Pracht des churfürſtlichen Schloſſes ſetzte ihn in Erſtaunen, und er fragte den Aufſeher, der ihm die Zimmer zeigte, nach dem Namen des Baumeiſters. „Es iſt kein anderer,“ verſetzte dieſer, „als der Churfürſt ſelbſt.“ — „Ich möchte ihn haben, dieſen Baumeiſter,“ erwiderte der König, „um ihn nach Stockholm zu ſchicken.“ — „Davor,“ antwortete jener, „wird ſich der Baumeiſter zu hüten wiſſen.“ — Als man das Zeughaus durchſuchte, fanden ſich bloße Lafetten, zu denen die Kanonen fehlten. Die letztern hatte man ſo künſtlich unter dem Fußboden eingeſcharrt, daß ſich keine Spur davon zeigte, und ohne die Verrätherei eines Arbeiters hätte man den Betrug nie erfahren. „Stehet auf von den Todten,“

rief der König, „und kommet zum Gericht!“ — Der Boden ward aufgeriſſen, und man entdeckte gegen hundert und vierzig Stücke, manche von außerordentlicher Größe, welche größtentheils aus der Pfalz und aus Böhmen erbeutet waren. Ein Schatz von dreißigtauſend Dukaten in Golde, der in einem der größern verſteckt war, machte das Vergnügen vollkommen, womit dieſer koſtbare Fund den König überraſchte.

Aber eine weit willkommnere Erſcheinung würde die bayeriſche Armee ſelbſt ihm geweſen ſeyn, welche aus ihren Verſchanzungen hervorzulocken, er in’s Herz von Bayern gedrungen war. In dieſer Erwartung ſah ſich der König betrogen. Kein Feind erſchien, keine noch ſo dringende Aufforderung ſeiner Unterthanen konnte den Churfürſten vermögen, den letzten Ueberreſt ſeiner Macht in einer Feldſchlacht auf’s Spiel zu ſetzen. In Regensburg eingeſchloſſen, harrte er auf die Hülfe, welche ihm der Herzog von Friedland von Böhmen aus zuführen ſollte, und verſuchte einſtweilen, bis der erwartete Beiſtand erſchien, durch Erneuerung der Neutralitäts-Unterhandlungen ſeinen Feind außer Thätigkeit zu ſetzen. Aber das zu oft gereizte Mißtrauen des Monarchen vereitelte dieſen Zweck, und die vorſätzliche Zögerung Wallenſteins ließ Bayern unterdeſſen den Schweden zum Raub werden.

So weit war Guſtav Adolph von Sieg zu Sieg, von Eroberung zu Eroberung fortgeſchritten, ohne auf ſeinem Weg einen Feind zu finden, der ihm gewachſen geweſen wäre. Ein Theil von Bayern und Schwaben, Frankens Biſthümer, die untere Pfalz, das Erzſtift

Mainz lagen bezwungen hinter ihm; bis an die Schwelle der öſterreichiſchen Monarchie hatte ein nie unterbrochenes Glück ihn begleitet, und ein glänzender Erfolg den Operationsplan gerechtfertigt, den er ſich nach dem Breitenfelder Siege vorgezeichnet hatte. Wenn es ihm gleich nicht, wie er wünſchte, gelungen war, die gehoffte Vereinigung unter den proteſtantiſchen Reichsſtänden durchzuſetzen, ſo hatte er doch die Glieder der katholiſchen Ligue entwaffnet oder geſchwächt, den Krieg größtentheils auf ihre Koſten beſtritten, die Hülfsquellen des Kaiſers vermindert, den Muth der ſchwächern Stände geſtärkt und durch die gebrandſchatzten Länder der kaiſerlichen Alliirten einen Weg nach den öſterreichiſchen Staaten gefunden. Wo er durch die Gewalt der Waffen keinen Gehorſam erpreſſen konnte, da leiſtete ihm die Freundſchaft der Reichsſtädte, die er durch die vereinigten Bande der Politik und Religion an ſich zu feſſeln gewußt hatte, die wichtigſten Dienſte, und er konnte, ſo lange er die Ueberlegenheit im Felde behielt, Alles von ihrem Eifer erwarten. Durch ſeine Eroberungen am Rhein waren die Spanier von der Unterpfalz abgeſchnitten, wenn ihnen der niederländiſche Krieg auch noch Kräfte ließ, Theil an dem deutſchen zu nehmen; auch der Herzog von Lothringen hatte nach ſeinem verunglückten Feldzuge die Neutralität vorgezogen. Noch ſo viele längs ſeines Zuges durch Deutſchland zurückgelaſſene Beſatzungen hatten ſein Heer nicht vermindert, und noch eben ſo friſch, als es dieſen Zug angetreten hatte, ſtand es jetzt mitten in Bayern, entſchloſſen und gerüſtet, den Krieg in das Innerſte von Oeſterreich zu wälzen.

Während daß Guſtav Adolph den Krieg im Reiche mit ſolcher Ueberlegenheit führte, hatte das Glück ſeinen Bundesgenoſſen, den Churfürſten von Sachſen, auf einem andern Schauplatz nicht weniger begünſtigt. Man erinnert ſich, daß bei der Berathſchlagung, welche nach der Leipziger Schlacht zwiſchen beiden Fürſten zu Halle angeſtellt worden, die Eroberung Böhmens dem Churfürſten von Sachſen zum Antheil fiel, indem der König für ſich ſelbſt den Weg nach den liguiſtiſchen Ländern erwählte. Die erſte Frucht, welche der Churfürſt von dem Siege bei Breitenfeld erntete, war die Wiedereroberung von Leipzig, worauf in kurzer Zeit die Befreiung des ganzen Kreiſes von den kaiſerlichen Beſatzungen folgte. Durch die Mannſchaft verſtärkt, welche von der feindlichen Garniſon zu ihm übertrat, richtete der ſächſiſche General von Arnheim ſeinen Marſch nach der Lauſitz, welche Provinz ein kaiſerlicher General, Rudolph von Tieſenbach, mit einer Armee überſchwemmt hatte, den Churfürſten von Sachſen wegen ſeines Uebertritts zu der Partei des Feindes zu züchtigen. Schon hatte er in dieſer ſchlecht vertheidigten Provinz die gewöhnlichen Verwüſtungen angefangen, mehrere Städte erobert und Dresden ſelbſt durch ſeine drohende Annäherung erſchreckt. Aber dieſe reißenden Fortſchritte hemmte plötzlich ein ausdrücklicher wiederholter Befehl des Kaiſers, alle ſächſiſchen Beſitzungen mit Krieg zu verſchonen.

Zu ſpät erkannte Ferdinand die fehlerhafte Politik, die ihn verleitet hatte, den Churfürſten von Sachſen auf's Aeußerſte zu bringen, und dem König von

Schweden dieſen wichtigen Bundesgenoſſen gleichſam mit Gewalt zuzuführen. Was er durch einen unzeitigen Trotz verdarb, wollte er jetzt durch eine eben ſo übel angebrachte Mäßigung wieder gut machen, und er beging einen zweiten Fehler, indem er den erſten verbeſſern wollte. Seinem Feinde einen ſo mächtigen Alliirten zu rauben, erneuerte er durch Vermittelung der Spanier die Unterhandlungen mit dem Churfürſten, und, den Fortgang derſelben zu erleichtern, mußte Tiefenbach ſogleich alle ſächſiſchen Länder verlaſſen. Aber dieſe Demüthigung des Kaiſers, weit entfernt, die gehoffte Wirkung hervorzubringen, entdeckte dem Churfürſten nur die Verlegenheit ſeines Feindes und ſeine eigene Wichtigkeit, und ermunterte ihn vielmehr, die errungenen Vortheile deſto lebhafter zu verfolgen. Wie konnte er auch, ohne ſich durch den ſchändlichſten Undank verächtlich zu machen, einem Alliirten entſagen, dem er die heiligſten Verſicherungen ſeiner Treue gegeben, dem er für die Rettung ſeiner Staaten, ja ſelbſt ſeines Churhuts verpflichtet war?

Die ſächſiſche Armee, des Zugs nach der Lauſitz überhoben, nahm alſo ihren Weg nach Böhmen, wo ein Zuſammenfluß günſtiger Ereigniſſe ihr im Voraus den Sieg zu verſichern ſchien. Noch immer glimmte in dieſem Königreiche, dem erſten Schauplatz dieſes verderblichen Kriegs, das Feuer der Zwietracht unter der Aſche, und durch den fortgeſetzten Druck der Tyrannei wurde dem Unwillen der Nation mit jedem Tage neue Nahrung gegeben. Wohin man die Augen richtete, zeigte dieſes unglückliche Land Spuren der

traurigſten Veränderung. Ganze Ländereien hatten ihre Beſitzer gewechſelt und ſeufzten unter dem verhaßten Joche katholiſcher Herren, welche die Gunſt des Kaiſers und der Jeſuiten mit dem Raube der vertriebenen Proteſtanten bekleidet hatte. Andere hatten das öffentliche Elend benutzt, die eingezogenen Güter der Verwieſenen um geringe Preiſe an ſich zu kaufen. Das Blut der vornehmſten Freiheitsverfechter war auf Henkerbühnen verſpritzt worden, und welche durch eine zeitige Flucht dem Verderben entrannen, irrten ferne von ihrer Heimath im Elend umher, während daß die geſchmeidigen Sklaven des Despotismus ihr Erbe verſchwelgten. Unerträglicher als der Druck dieſer kleinen Tyrannen war der Gewiſſenszwang, welcher die ganze proteſtantiſche Partei dieſes Königreichs ohne Unterſchied belaſtete. Keine Gefahr von Außen, keine noch ſo ernſtliche Widerſetzung der Nation, keine noch ſo abſchreckende Erfahrung hatte dem Bekehrungseifer der Jeſuiten ein Ziel ſetzen können: wo der Weg der Güte nichts fruchtete, bediente man ſich ſoldatiſcher Hülfe, die Verirrten in den Schafſtall der Kirche zurück zu ängſtigen. Am härteſten traf dieſes Schickſal die Bewohner des Joachimthals, im Grenzgebirge zwiſchen Böhmen und Meißen. Zwei kaiſerliche Commiſſarien, durch eben ſo viele Jeſuiten und fünfzehn Musketiere unterſtützt, zeigten ſich in dieſem friedlichen Thale, das Evangelium den Ketzern zu predigen. Wo die Beredſamkeit der erſtern nicht zulangte, ſuchte man durch gewaltſame Einquartierung der letztern in die Häuſer, durch angedrohte Verbannung, durch Geldſtrafen ſeinen

Zweck durchzuſetzen. Aber für diesmal ſiegte die gute Sache, und der herzhafte Widerſtand dieſes kleinen Volks nöthigte den Kaiſer, ſein Bekehrungsmandat ſchimpflich zurückzunehmen. Das Beiſpiel des Hofes diente den Katholiken des Königreichs zur Richtſchnur ihres Betragens und rechtfertigte alle Arten der Unterdrückung, welche ihr Uebermuth gegen die Proteſtanten auszuüben verſucht war. Kein Wunder, wenn dieſe ſchwer verfolgte Partei einer Veränderung günſtig wurde, und ihrem Befreier, der ſich jetzt an der Grenze zeigte, mit Sehnſucht entgegen ſah.

Schon war die ſächſiſche Armee im Anzuge gegen Prag. Aus allen Plätzen, vor denen ſie erſchien, waren die kaiſerlichen Beſatzungen gewichen. Schlöckenau, Teſchen, Außig, Leutmeritz fielen ſchnell nach einander in Feindes Hand, jeder katholiſche Ort wurde der Plünderung preisgegeben. Schrecken ergriff alle Papiſten des Königreichs, und eingedenk der Mißhandlung, welche ſie an den Evangeliſchen ausgeübt hatten, wagten ſie es nicht, die rächende Ankunft eines proteſtantiſchen Heeres zu erwarten. Alles, was katholiſch war und etwas zu verlieren hatte, eilte vom Lande nach der Hauptſtadt, um auch die Hauptſtadt eben ſo ſchnell wieder zu verlaſſen. Prag ſelbſt war auf keinen Angriff bereitet, und an Mannſchaft zu arm, um eine lange Belagerung aushalten zu können. Zu ſpät hatte man ſich am Hofe des Kaiſers entſchloſſen, den Feldmarſchall Tiefenbach zu Vertheidigung dieſer Hauptſtadt herbei zu rufen. Ehe der kaiſerliche Befehl die Standquartiere dieſes Generals in Schleſien erreichte,

waren die Sachſen nicht ferne mehr von Prag, die halb proteſtantiſche Bürgerſchaft verſprach wenig Eifer, und die ſchwache Garniſon ließ keinen langen Widerſtand hoffen. In dieſer ſchrecklichen Bedrängniß erwarteten die katholiſchen Einwohner ihre Rettung von Wallenſtein, der in den Mauern dieſer Stadt als Privatmann lebte. Aber weit entfernt, ſeine Kriegserfahrung und das Gewicht ſeines Anſehens zu Erhaltung der Stadt anzuwenden, ergriff er vielmehr den willkommenen Augenblick, ſeine Rache zu befriedigen. Wenn Er es auch nicht war, der die Sachſen nach Prag lockte, ſo war es doch gewiß ſein Betragen, was ihnen die Einnahme dieſer Stadt erleichterte. Wie wenig dieſe auch zu einem langen Widerſtande geſchickt war, ſo fehlte es ihr dennoch nicht an Mitteln, ſich bis zur Ankunft eines Entſatzes zu behaupten; und ein kaiſerlicher Obriſter, Graf Maradas, bezeigte wirklich Luſt, ihre Vertheidigung zu übernehmen. Aber ohne Commando, und durch nichts als ſeinen Eifer und ſeine Tapferkeit zu dieſem Wageſtück aufgefordert, unterſtand er ſich nicht, es auf eigene Gefahr, ohne die Beiſtimmung eines Höhern, in's Werk zu ſetzen. Er ſuchte alſo Rath bei dem Herzog von Friedland, deſſen Billigung den Mangel einer kaiſerlichen Vollmacht erſetzte, und an den die böhmiſche Generalität durch einen ausdrücklichen Befehl vom Hofe in dieſer Extremität angewieſen war. Aber argliſtig hüllte ſich dieſer in ſeine Dienſtloſigkeit und ſeine gänzliche Zurückziehung von der politiſchen Bühne, und ſchlug die Entſchloſſenheit des Subalternen durch die Bedenklichkeit darnieder, die er,

als der Mächtige, blicken ließ. Die Muthloſigkeit allgemein und vollkommen zu machen, verließ er endlich gar mit ſeinem ganzen Hofe die Stadt, ſo wenig er auch bei Einnahme derſelben von dem Feinde zu fürchten hatte; und ſie ging eben dadurch verloren, daß er ſie durch ſeinen Abzug verloren gab. Seinem Beiſpiel folgte der ganze katholiſche Adel, die Generalität mit den Truppen, die Geiſtlichkeit, alle Beamten der Krone; die ganze Nacht brachte man damit zu, ſeine Perſon, ſeine Güter zu flüchten. Alle Straßen bis nach Wien waren mit Fliehenden angefüllt, die ſich nicht eher als in der Kaiſerſtadt von ihrem Schrecken erholten. Maradas ſelbſt, an Prags Errettung verzweifelnd, folgte den Uebrigen, und führte ſeine kleine Mannſchaft bis Tabor, wo er den Ausgang erwarten wollte.

Tiefe Stille herrſchte in Prag, als die Sachſen am andern Morgen davor erſchienen; keine Anſtalt zur Vertheidigung, nicht ein einziger Schuß von den Wällen, der eine Gegenwehr der Bewohner verkündigte. Vielmehr ſammelte ſich eine Menge von Zuſchauern um ſie her, welche die Neugier aus der Stadt gelockt hatte, das feindliche Heer zu betrachten; und die friedliche Vertraulichkeit, womit ſie ſich näherten, glich vielmehr einer freundſchaftlichen Begrüßung, als einem feindlichen Empfange. Aus dem übereinſtimmenden Berichte dieſer Leute erfuhr man, daß die Stadt leer an Soldaten und die Regierung nach Budweiß geflüchtet ſey. Dieſer unerwartete, unerklärbare Mangel an Widerſtand erregte Arnheims Mißtrauen um ſo mehr, da ihm die eilfertige Annäherung des Entſatzes aus Schleſien kein

Geheimniß, und die ſächſiſche Armee mit Belagerungs-Werkzeugen zu wenig verſehen, auch an Anzahl bei weitem zu ſchwach war, um eine ſo große Stadt zu beſtürmen. Vor einem Hinterhalt bange, verdoppelte er ſeine Wachſamkeit; und er ſchwebte in dieſer Furcht, bis ihm der Haushofmeiſter des Herzogs von Friedland, den er unter dem Haufen entdeckte, dieſe unglaubliche Nachricht bekräftigte. „Die Stadt iſt ohne Schwertſtreich unſer," rief er jetzt voll Verwunderung ſeinen Oberſten zu, und ließ ſie unverzüglich durch einen Trompeter auffordern.

Die Bürgerſchaft von Prag, von ihren Vertheidigern ſchimpflich im Stich gelaſſen, hatte ihren Entſchluß längſt gefaßt, und es kam bloß darauf an, Freiheit und Eigenthum durch eine vortheilhafte Kapitulation in Sicherheit zu ſetzen. Sobald dieſe von dem ſächſiſchen General im Namen ſeines Herrn unterzeichnet war, öffnete man ihm ohne Widerſetzung die Thore, und die Armee hielt am 11. November des Jahrs 1631 ihren triumphirenden Einzug. Bald folgte der Churfürſt ſelbſt nach, um die Huldigung ſeiner neuen Schutzbefohlenen in Perſon zu empfangen; denn nur unter dieſem Namen hatten ſich ihm die drei Prager Städte ergeben; ihre Verbindung mit der öſterreichiſchen Monarchie ſollte durch dieſen Schritt nicht zerriſſen ſeyn. So übertrieben groß die Furcht der Papiſten vor den Repreſſalien der Sachſen geweſen war, ſo angenehm überraſchte ſie die Mäßigung des Churfürſten und die gute Mannszucht der Truppen. Beſonders legte der Feldmarſchall von Arnheim ſeine Ergebenheit

gegen den Herzog von Friedland bei dieſer Gelegenheit an den Tag. Nicht zufrieden, alle Ländereien deſſelben auf ſeinem Hermarſch verſchont zu haben, ſtellte er jetzt noch Wachen an ſeinen Pallaſt, damit ja nichts daraus entwendet würde. Die Katholiken der Stadt erfreuten ſich der vollkommenſten Gewiſſensfreiheit, und von allen Kirchen, welche ſie den Proteſtanten entriſſen hatten, wurden dieſen nur vier zurückgegeben. Die Jeſuiten allein, welchen die allgemeine Stimme alle bisherigen Bedrückungen Schuld gab, waren von dieſer Duldung ausgeſchloſſen und mußten das Königreich meiden.

Johann Georg verläugnete ſelbſt als Sieger die Demuth und Unterwürfigkeit nicht, die ihm der kaiſerliche Name einflößte, und was ſich ein kaiſerlicher General, wie Tilly und Wallenſtein, zu Dresden gegen ihn unfehlbar würde herausgenommen haben, erlaubte er ſich zu Prag nicht gegen den Kaiſer. Sorgfältig unterſchied er den Feind, mit dem er Krieg führte, von dem Reichsoberhaupt, dem er Ehrfurcht ſchuldig war. Er unterſtand ſich nicht, das Hausgeräth des letztern zu berühren, indem er ſich ohne Bedenken die Kanonen des erſtern als gute Beute zueignete und ſie nach Dresden bringen ließ. Nicht im kaiſerlichen Pallaſt, ſondern im Lichtenſteiniſchen Hauſe nahm er ſeine Wohnung, zu beſcheiden, die Zimmer desjenigen zu beziehen, dem er ein Königreich entriß. Würde uns dieſer Zug von einem großen Mann und einem Helden berichtet, er würde uns mit Recht zur Bewunderung hinreißen. Der Charakter des Fürſten, bei dem er gefunden wird, berechtigt uns zu dem Zweifel, ob wir in dieſer Enthaltung

mehr den ſchönen Sieg der Beſcheidenheit ehren, oder die kleinliche Geſinnung des ſchwachen Geiſtes bemitleiden ſollen, den das Glück ſelbſt nie kühn macht und die Freiheit ſelbſt nie der gewohnten Feſſeln entledigt.

Die Einnahme von Prag, auf welche in kurzer Zeit die Unterwerfung der mehrſten Städte folgte, bewirkte eine ſchnelle und große Veränderung in dem Königreiche. Viele von dem proteſtantiſchen Adel, welche bisher im Elend herumgeirrt waren, fanden ſich wieder in ihrem Vaterlande ein, und der Graf von Thurn, der berüchtigte Urheber des böhmiſchen Aufruhrs, erlebte die Herrlichkeit, auf dem ehemaligen Schauplatze ſeines Verbrechens und ſeiner Verurtheilung ſich als Sieger zu zeigen. Ueber dieſelbe Brücke, wo ihm die aufgeſpießten Köpfe ſeiner Anhänger das ihn ſelbſt erwartende Schickſal furchtbar vor Augen malten, hielt er jetzt ſeinen triumphirenden Einzug, und ſein erſtes Geſchäft war, dieſe Schreckbilder zu entfernen. Die Verwieſenen ſetzten ſich ſogleich in Beſitz ihrer Güter, deren jetzige Eigenthümer die Flucht ergriffen hatten. Unbekümmert, wer dieſen die aufgewandten Summen erſtatten würde, riſſen ſie Alles, was ihre geweſen war, an ſich, auch wenn ſie ſelbſt den Kaufpreis dafür gezogen hatten, und Mancher unter ihnen fand Urſache, die gute Wirthſchaft der bisherigen Verwaltung zu rühmen. Felder und Heerden hatten unterdeſſen in der zweiten Hand vortrefflich gewuchert. Mit dem koſtbarſten Hausrath waren die Zimmer geſchmückt, die Keller, welche ſie leer verlaſſen hatten, reichlich gefüllt,

die Ställe bevölkert, die Magazine beladen. Aber mißtrauiſch gegen ein Glück, das ſo unverhofft auf ſie hereinſtürmte, eilten ſie, dieſe unſichern Beſitzungen wieder loszuſchlagen und den unbeweglichen Segen in bewegliche Güter zu verwandeln.

Die Gegenwart der Sachſen belebte den Muth aller Proteſtantiſchgeſinnten des Königreichs, und auf dem Lande wie in der Hauptſtadt ſah man ganze Schaaren zu den neu eröffneten evangeliſchen Kirchen eilen. Viele, welche nur die Furcht im Gehorſam gegen das Papſtthum erhalten hatte, wandten ſich jetzt öffentlich zu der neuen Lehre, und manche der neubekehrten Katholiken ſchwuren freudig ein erzwungenes Bekenntniß ab, um ihren frühern Ueberzeugungen zu folgen. Alle bewieſene Duldſamkeit der neuen Regierung konnte den Ausbruch des gerechten Unwillens nicht verhindern, den dieſes mißhandelte Volk die Unterdrücker ſeiner heiligſten Freiheit empfinden ließ. Fürchterlich bediente es ſich ſeiner wieder erlangten Rechte, und ſeinen Haß gegen die aufgedrungene Religion ſtillte an manchen Orten nur das Blut ihrer Verkündiger.

Unterdeſſen war der Succurs, den die kaiſerlichen Generale, von Götz und von Tiefenbach, aus Schleſien herbeiführten, in Böhmen angelangt, wo einige Regimenter des Grafen Tilly aus der obern Pfalz zu ihm ſtießen. Ihn zu zerſtreuen, ehe ſich ſeine Macht vermehrte, rückte Arnheim mit einem Theil der Armee aus Prag ihm entgegen und that bei Limburg an der Elbe einen muthigen Angriff auf ſeine Verſchanzungen. Nach einem hitzigen Gefechte ſchlug er endlich,

nicht ohne großen Verluſt, die Feinde aus ihrem be=feſtigten Lager, und zwang ſie durch die Heftigkeit ſei=nes Feuers, den Rückweg über die Elbe zu nehmen und die Brücke abzubrechen, die ſie herüber gebracht hatte. Doch konnte er nicht verhindern, daß ihm die Kaiſerlichen nicht in mehrern kleinen Gefechten Abbruch thaten und die Kroaten ſelbſt bis an die Thore von Prag ihre Streifereien erſtreckten. Wie glänzend und viel verſprechend auch die Sachſen den böhmiſchen Feld=zug eröffnet hatten, ſo rechtfertigte der Erfolg doch kei=neswegs Guſtav Adolphs Erwartungen. Anſtatt mit unaufhaltſamer Gewalt die errungenen Vortheile zu verfolgen, durch das bezwungene Böhmen ſich zu der ſchwediſchen Armee durchzuſchlagen und in Vereinigung mit ihr den Mittelpunkt der kaiſerlichen Macht anzu=greifen, ſchwächten ſie ſich in einem anhaltenden kleinen Krieg mit dem Feinde, wobei der Vortheil nicht immer auf ihrer Seite war und die Zeit für eine größere Un=ternehmung fruchtlos verſchwendet wurde. Aber Johann Georgs nachfolgendes Betragen deckte die Triebfe=dern auf, welche ihn abgehalten hatten, ſich ſeines Vortheils über den Kaiſer zu bedienen und die Ent=würfe des Königs von Schweden durch eine zweck=mäßige Wirkſamkeit zu befördern.

Der größte Theil von Böhmen war jetzt für den Kaiſer verloren und die Sachſen von dieſer Seite her gegen Oeſterreich im Anzug, während daß der ſchwe=diſche Monarch durch Franken, Schwaben und Bayern nach den kaiſerlichen Erbſtaaten einen Weg ſich bahnte. Ein langer Krieg hatte die Kräfte der öſterreichiſchen

Monarchie verzehrt, die Länder erſchöpft, die Armeen vermindert. Dahin war der Ruhm ihrer Siege, das Vertrauen auf Unüberwindlichkeit, der Gehorſam, die gute Mannszucht der Truppen, welche dem ſchwediſchen Heerführer eine ſo entſchiedene Ueberlegenheit im Felde verſchaffte. Entwaffnet waren die Bundesgenoſſen des Kaiſers, oder die auf ſie ſelbſt hereinſtürmende Gefahr hatte ihre Treue erſchüttert. Selbſt Maximilian von Bayern, Oeſterreichs mächtigſte Stütze, ſchien den verführeriſchen Einladungen zur Neutralität nachzugeben; die verdächtige Allianz dieſes Fürſten mit Frankreich hatte den Kaiſer längſt ſchon mit Beſorgniſſen erfüllt. Die Biſchöfe von Würzburg und Bamberg, der Churfürſt von Mainz, der Herzog von Lothringen, waren aus ihren Ländern vertrieben, oder doch gefährlich bedroht; Trier ſtand im Begriff, ſich unter franzöſiſchen Schutz zu begeben. Spaniens Waffen beſchäftigte die Tapferkeit der Holländer in den Niederlanden, während daß Guſtav Adolph ſie vom Rheinſtrom zurückſchlug; Polen feſſelte noch der Stillſtand mit dieſem Fürſten. Die ungariſchen Grenzen bedrohte der ſiebenbürgiſche Fürſt Ragotzy, ein Nachfolger Bethlen Gabors und der Erbe ſeines unruhigen Geiſtes; die Pforte ſelbſt machte bedenkliche Zurüſtungen, den günſtigen Zeitpunkt zu nutzen. Die mehrſten proteſtantiſchen Reichsſtände, kühn gemacht durch das Waffenglück ihres Beſchützers, hatten öffentlich und thätlich gegen den Kaiſer Partei ergriffen. Alle Hülfsquellen, welche ſich die Frechheit eines Tilly und Wallenſtein durch gewaltſame Erpreſſungen in dieſen Ländern geöffnet hatte, waren

nunmehr vertrocknet, alle dieſe Werbeplätze, dieſe Magazine, dieſe Zufluchtsörter für den Kaiſer verloren, und der Krieg konnte nicht mehr wie vormals auf fremde Koſten beſtritten werden. Seine Bedrängniſſe vollkommen zu machen, entzündet ſich im Lande ob der Enns ein gefährlicher Aufruhr; der unzeitige Bekehrungseifer der Regierung bewaffnet das proteſtantiſche Landvolk und der Fanatismus ſchwingt ſeine Fackel, indem der Feind ſchon an den Pforten des Reiches ſtürmt. Nach einem ſo langen Glücke, nach einer ſo glänzenden Reihe von Siegen, nach ſo herrlichen Eroberungen, nach ſo viel unnütz verſpritztem Blute, ſieht ſich der öſterreichiſche Monarch zum zweiten Male an denſelben Abgrund geführt, in den er beim Antritt ſeiner Regierung zu ſtürzen drohte. Ergriff Bayern die Neutralität, widerſtand Churſachſen der Verführung, und entſchloß ſich Frankreich, die ſpaniſche Macht zugleich in den Niederlanden, in Italien und Katalonien anzufallen, ſo ſtürzte der ſtolze Bau von Oeſterreichs Größe zuſammen, die alliirten Kronen theilten ſich in ſeinen Raub und der deutſche Staatskörper ſah einer gänzlichen Verwandlung entgegen.

Die ganze Reihe dieſer Unglücksfälle begann mit der Breitenfelder Schlacht, deren unglücklicher Ausgang den längſt ſchon entſchiedenen Verfall der öſterreichiſchen Macht, den bloß der täuſchende Schimmer eines groſſen Namens verſteckt hatte, ſichtbar machte. Ging man zu den Urſachen zurück, welche den Schweden eine furchtbare Ueberlegenheit im Felde verſchafften, ſo fand man ſie größtentheils in der unumſchränkten

Gewalt ihres Anführers, der alle Kräfte ſeiner Partei in einem einzigen Punkt vereinigte, und, durch keine hö¬here Autorität in ſeinen Unternehmungen gefeſſelt, voll¬kommener Herr jedes günſtigen Augenblicks, alle Mit¬tel zu ſeinem Zwecke beherrſchte, und von Niemand als ſich ſelbſt Geſetze empfing. Aber ſeit Wallenſteins Abdankung und Tillys Niederlage zeigte ſich auf Sei¬ten des Kaiſers und der Ligue von dieſem Allem ge¬rade das Widerſpiel. Den Generalen gebrach es an Anſehen bei den Truppen und an der ſo nöthigen Frei¬heit zu handeln, den Soldaten an Gehorſam und Mannszucht, den zerſtreuten Corps an übereinſtimmen¬der Wirkſamkeit, den Ständen an gutem Willen, den Oberhäuptern an Eintracht, an Schnelligkeit des Ent¬ſchluſſes und an Feſtigkeit bei Vollſtreckung deſſelben. Nicht ihre größere Macht, nur der beſſere Gebrauch, den ſie von ihren Kräften zu machen wußten, war es, was den Feinden des Kaiſers ein ſo entſchiedenes Ueber¬gewicht gab. Nicht an Mitteln, nur an einem Geiſte, der, ſie anzuwenden Fähigkeit und Vollmacht beſaß, fehlte es der Ligue und dem Kaiſer. Hätte Graf Tilly auch nie ſeinen Ruhm verloren, ſo ließ das Miß¬trauen gegen Bayern doch nicht zu, das Schickſal der Monarchie in die Hände eines Mannes zu geben, der ſeine Anhänglichkeit an das bayeriſche Haus nie ver¬läugnete. Ferdinands dringendſtes Bedürfniß war alſo ein Feldherr, der gleich viel Erfahrenheit beſaß, eine Armee zu bilden und anzuführen, und der ſeine Dienſte dem öſterreichiſchen Hauſe mit blinder Ergebenheit widmete.

Die Wahl eines ſolchen war es, was nunmehr den geheimen Rath des Kaiſers beſchäftigte und die Mitglieder deſſelben unter einander entzweite. Einen König dem andern gegenüber zu ſtellen und durch die Gegenwart ihres Herrn den Muth der Truppen zu entflammen, ſtellte ſich Ferdinand im erſten Feuer des Affekts ſelbſt als den Führer ſeiner Armee dar; aber es koſtete wenig Mühe, einen Entſchluß umzuſtoßen, den nur Verzweiflung eingab und das erſte ruhige Nachdenken widerlegte. Doch was dem Kaiſer ſeine Würde und die Laſt des Regentenamts verbot, erlaubten die Umſtände ſeinem Sohne, einem Jüngling von Fähigkeit und Muth, auf den die öſterreichiſchen Unterthanen mit frohen Hoffnungen blickten. Schon durch ſeine Geburt zur Vertheidigung einer Monarchie aufgefordert, von deren Kronen er zwei ſchon auf ſeinem Haupte trug, verband Ferdinand der Dritte, König von Böhmen und Ungarn, mit der natürlichen Würde des Thronfolgers die Achtung der Armeen und die volle Liebe der Völker, deren Beiſtand ihm zur Führung des Krieges ſo unentbehrlich war. Der geliebte Thronfolger allein durfte es wagen, dem hart beſchwerten Unterthan neue Laſten aufzulegen; nur ſeiner perſönlichen Gegenwart bei der Armee ſchien es aufbehalten zu ſeyn, die verderbliche Eiferſucht der Häupter zu erſticken und die erſchlaffte Mannszucht der Truppen durch die Kraft ſeines Namens zu der vorigen Strenge zurückzuführen. Gebrach es auch dem Jünglinge noch an der nöthigen Reife des Urtheils, Klugheit und Kriegserfahrung, welche nur durch Uebung erworben wird, ſo konnte

man dieſen Mangel durch eine glückliche Wahl von Rathgebern und Gehülfen erſetzen, die man unter der Hülle ſeines Namens mit der höchſten Autorität bekleidete.

So ſcheinbar die Gründe waren, womit ein Theil der Miniſter dieſen Vorſchlag unterſtützte, ſo große Schwierigkeiten ſetzte ihm das Mißtrauen, vielleicht auch die Eiferſucht des Kaiſers und die verzweifelte Lage der Dinge entgegen. Wie gefährlich war es, das ganze Schickſal der Monarchie einem Jüngling anzuvertrauen, der fremder Führung ſelbſt ſo bedürftig war! Wie gewagt, dem größten Feldherrn ſeines Jahrhunderts einen Anfänger entgegen zu ſtellen, deſſen Fähigkeit zu dieſem wichtigen Poſten noch durch keine Unternehmung geprüft, deſſen Name, von dem Ruhme noch nie genannt, viel zu kraftlos war, um der muthloſen Armee im Voraus den Sieg zu verbürgen! Welche neue Laſt zugleich für den Unterthan, den koſtbaren Staat zu beſtreiten, der einem königlichen Heerführer zukam, und den der Wahn des Zeitalters mit ſeiner Gegenwart beim Heere unzertrennlich verknüpfte! Wie bedenklich endlich für den Prinzen ſelbſt, ſeine politiſche Laufbahn mit einem Amte zu eröffnen, das ihn zur Geißel ſeines Volks und zum Unterdrücker der Länder machte, die er künftig beherrſchen ſollte!

Und dann war es noch nicht damit gethan, den Feldherrn für die Armee aufzuſuchen; man mußte auch die Armee für den Feldherrn finden. Seit Wallenſteins gewaltſamer Entfernung hatte ſich der Kaiſer mehr mit liguiſtiſcher und bayeriſcher Hülfe als durch

eigene Armeen vertheidigt, und eben dieſe Abhängigkeit von zweideutigen Freunden war es ja, der man durch Aufſtellung eines eigenen Generals zu entfliehen ſuchte. Welche Möglichkeit aber, ohne die alles zwingende Macht des Goldes und ohne den begeiſternden Namen eines ſiegreichen Feldherrn eine Armee aus dem Nichts hervorzurufen — und eine Armee, die es an Mannszucht, an kriegeriſchem Geiſt und an Fertigkeit mit den geübten Schaaren des nordiſchen Eroberers aufnehmen konnte? In ganz Europa war nur ein Einziger Mann, der ſolch eine That gethan, und dieſem Einzigen hatte man eine tödtliche Kränkung bewieſen.

Jetzt endlich war der Zeitpunkt herbeigerückt, der dem beleidigten Stolze des Herzogs von Friedland eine Genugthuung ohne Gleichen verſchaffte. Das Schickſal ſelbſt hatte ſich zu ſeinem Rächer aufgeſtellt, und eine ununterbrochene Reihe von Unglücksfällen, die ſeit dem Tage ſeiner Abdankung über Oeſterreich hereinſtürmte, dem Kaiſer ſelbſt das Geſtändniß entriſſen, daß mit dieſem Feldherrn ſein rechter Arm ihm abgehauen worden ſey. Jede Niederlage ſeiner Truppen erneuerte dieſe Wunde, jeder verlorne Platz warf dem betrogenen Monarchen ſeine Schwäche und ſeinen Undank vor. Glücklich genug, hätte er in dem beleidigten General nur einen Anführer ſeiner Heere, nur einen Vertheidiger ſeiner Staaten verloren — aber er fand in ihm einen Feind, und den gefährlichſten von allen, weil er gegen den Streich des Verräthers am wenigſten vertheidigt war.

Entfernt von der Kriegsbühne und zu einer folternden Unthätigkeit verurtheilt, während daß ſeine

Nebenbuhler auf dem Felde des Ruhms ſich Lorbeern ſammelten, hatte der ſtolze Herzog dem Wechſel des Glücks mit verſtellter Gelaſſenheit zugeſehen, und im ſchimmernden Gepränge eines Theaterhelden die düſtern Entwürfe ſeines arbeitenden Geiſtes verborgen. Von einer glühenden Leidenſchaft aufgerieben, während daß eine fröhliche Außenſeite Ruhe und Mäßigung log, brütete er ſtill die ſchreckliche Geburt der Rachbegierde und Ehrſucht zur Reiſe, und näherte ſich langſam aber ſicher, dem Ziele. Erloſchen war Alles in ſeiner Erinnerung, was er durch den Kaiſer geworden war; nur was er für den Kaiſer gethan hatte, ſtand mit glühenden Zügen in ſein Gedächtniß geſchrieben. Seinem unerſättlichen Durſt nach Größe und Macht war der Undank des Kaiſers willkommen, der ſeinen Schuldbrief zu zerreißen und ihn jeder Pflicht gegen den Urheber ſeines Glücks zu entbinden ſchien. Entſündigt und gerechtfertigt erſchienen ihm jetzt die Entwürfe ſeiner Ehrſucht im Gewand einer rechtmäßigen Wiedervergeltung. In eben dem Maß, als ſein äußerer Wirkungskreis ſich verengte, erweiterte ſich die Welt ſeiner Hoffnungen, und ſeine ſchwärmende Einbildungskraft verlor ſich in unbegrenzten Entwürfen, die in jedem andern Kopf als dem ſeinigen nur der Wahnſinn erzeugen kann. So hoch, als der Menſch nur immer durch eigene Kraft ſich zu erheben vermag, hatte ſein Verdienſt ihn emporgetragen; nichts von allem dem, was dem Privatmann und Bürger innerhalb ſeiner Pflichten erreichbar bleibt, hatte das Glück ihm verweigert. Bis auf den Augenblick ſeiner Entlaſſung

hatten ſeine Anſprüche keinen Widerſtand, ſein Ehrgeiz keine Grenzen erfahren; der Schlag, der ihn auf dem Regensburger Reichstag zu Boden ſtreckte, zeigte ihm den Unterſchied zwiſchen urſprünglicher und übertragener Gewalt, und den Abſtand des Unterthans von dem Gebieter. Aus dem bisherigen Taumel ſeiner Herrſchergröße durch dieſen überraſchenden Glückswechſel aufgeſchreckt, verglich er die Macht, die er beſeſſen, mit derjenigen, durch welche ſie ihm entriſſen wurde, und ſein Ehrgeiz bemerkte die Stufe, die auf der Leiter des Glücks noch für ihn zu erſteigen war. Erſt nachdem er das Gewicht der höchſten Gewalt mit ſchmerzhafter Wahrheit erfahren, ſtreckte er lüſtern die Hände darnach aus; der Raub, der an ihm ſelbſt verübt wurde, machte ihn zum Räuber. Durch keine Beleidigung gereizt, hätte er folgſam ſeine Bahn um die Majeſtät des Thrones beſchrieben, zufrieden mit dem Ruhme, der glänzendſte ſeiner Trabanten zu ſeyn; erſt nachdem man ihn gewaltſam aus ſeinem Kreiſe ſtieß, verwirrte er das Syſtem, dem er angehörte, und ſtürzte ſich zermalmend auf ſeine Sonne.

Guſtav Adolph durchwanderte den deutſchen Norden mit ſiegendem Schritte; ein Platz nach dem andern ging an ihn verloren, und bei Leipzig fiel der Kern der kaiſerlichen Macht. Das Gerücht dieſer Niederlage drang bald auch zu Wallenſteins Ohren, der, zu Prag in die Dunkelheit des Privatſtandes zurückgeſchwunden, aus ruhiger Ferne den tobenden Kriegsſturm betrachtete. Was die Bruſt aller Katholiken mit Unruhe erfüllte, verkündigte ihm Größe und Glück; nur

für ihn arbeitete Guſtav Adolph. Kaum hatte der letztere angefangen, ſich durch ſeine Kriegsthaten in Achtung zu ſetzen, ſo verlor der Herzog von Friedland keinen Augenblick, ſeine Freundſchaft zu ſuchen und mit dieſem glücklichen Feinde Oeſterreichs gemeine Sache zu machen. Der vertriebene Graf von Thurn, der dem Könige von Schweden ſchon längſt ſeine Dienſte gewidmet, übernahm es, dem Monarchen Wallenſteins Glückwünſche zu überbringen und ihn zu einem engern Bündniſſe mit dem Herzoge einzuladen. Fünfzehntauſend Mann begehrte Wallenſtein von dem Könige, um mit Hülfe derſelben und mit den Truppen, die er ſelbſt zu werben ſich anheiſchig machte, Böhmen und Mähren zu erobern, Wien zu überfallen, und den Kaiſer, ſeinen Herrn, bis nach Italien zu verjagen. So ſehr das Unerwartete dieſes Antrags und das Uebertriebene der gemachten Verſprechungen das Mißtrauen Guſtav Adolphs erregte, ſo war er doch ein zu guter Kenner des Verdienſtes, um einen ſo wichtigen Freund mit Kaltſinn zurückzuweiſen. Nachdem aber Wallenſtein, durch die günſtige Aufnahme dieſes erſten Verſuches ermuntert, nach der Breitenfelder Schlacht ſeinen Antrag erneuerte und auf eine beſtimmte Erklärung drang, trug der vorſichtige Monarch kein Bedenken, an die chimäriſchen Entwürfe dieſes verwegenen Kopfs ſeinen Ruhm zu wagen, und der Redlichkeit eines Mannes, der ſich ihm als Verräther ankündigte, eine ſo zahlreiche Mannſchaft anzuvertrauen. Er entſchuldigte ſich mit der Schwäche ſeiner Armee, die auf ihrem Zug in das Reich durch eine ſo ſtarke Verminderung leiden

würde, und verſcherzte aus übergroßer Vorſicht vielleicht die Gelegenheit, den Krieg auf das Schnellſte zu endigen. Zu ſpät verſuchte er in der Folge die zerriſſenen Unterhandlungen zu erneuern; der günſtige Moment war vorüber, und Wallenſteins Stolz vergab ihm dieſe Geringſchätzung nie.

Aber dieſe Weigerung des Königs beſchleunigte wahrſcheinlich nur den Bruch, den die Form dieſer beiden Charaktere ganz unvermeidlich machte. Beide geboren, Geſetze zu geben, nicht ſie zu empfangen, konnten nimmermehr in einer Unternehmung vereinigt bleiben, die mehr als jede andere Nachgiebigkeit und gegenſeitige Opfer nothwendig macht. Wallenſtein war Nichts, wo er nicht Alles war; er mußte entweder gar nicht oder mit vollkommenſter Freiheit handeln. Eben ſo herzlich haßte Guſtav Adolph jede Abhängigkeit, und wenig fehlte, daß er ſelbſt die ſo vortheilhafte Verbindung mit dem franzöſiſchen Hofe nicht zerriſſen hätte, weil die Anmaßungen deſſelben ſeinem ſelbſtſtändigen Geiſte Feſſeln anlegten. Jener war für die Partei verloren, die er nicht lenken durfte; dieſer noch weit weniger dazu gemacht, dem Gängelbande zu folgen. Waren die gebieteriſchen Anmaßungen dieſes Bundesgenoſſen dem Herzog von Friedland bei ihren gemeinſchaftlichen Operationen ſchon ſo läſtig, ſo mußten ſie ihm unerträglich ſeyn, wenn es dazu kam, ſich in die Beute zu theilen. Der ſtolze Monarch konnte ſich herablaſſen, den Beiſtand eines rebelliſchen Unterthans gegen den Kaiſer anzunehmen und dieſen wichtigen Dienſt mit königlicher Großmuth belohnen; aber

nie konnte er ſeine eigene und aller Könige Majeſtät ſo ſehr aus den Augen ſetzen, um den Preis zu beſtätigen, den die ausſchweifende Ehrſucht des Herzogs darauf zu ſetzen wagte; nie eine nützliche Verrätherei mit einer Krone bezahlen. Von ihm alſo war, auch wenn ganz Europa ſchwieg, ein furchtbarer Widerſpruch zu fürchten, ſobald Wallenſtein nach dem böhmiſchen Scepter die Hand ausſtreckte — und Er war auch in ganz Europa der Mann, der einem ſolchen Veto Kraft geben konnte. Durch den eigenen Arm Wallenſteins zum Diktator von Deutſchland gemacht, konnte er gegen dieſen ſelbſt ſeine Waffen kehren und ſich von jeder Pflicht der Erkenntlichkeit gegen einen Verräther für losgezählt halten. Neben einem ſolchen Alliirten hatte alſo kein Wallenſtein Raum; und wahrſcheinlich war es dies, nicht ſeine vermeintliche Abſicht auf den Kaiſerthron, worauf er anſpielte, wenn er nach dem Tode des Königs in die Worte ausbrach: „ein Glück für „mich und ihn, daß er dahin iſt! Das deutſche Reich „konnte nicht zwei ſolche Häupter brauchen.“

Der erſte Verſuch zur Rache an dem Hauſe Oeſterreich war fehl geſchlagen; aber feſt ſtand der Vorſatz, und nur die Wahl der Mittel erlitt eine Veränderung. Was ihm bei dem König von Schweden mißlungen war, hoffte er mit minderer Schwierigkeit und mehr Vortheil bei dem Churfürſten von Sachſen zu erreichen, den er eben ſo gewiß war, nach ſeinem Willen zu lenken, als er bei Guſtav Adolph daran verzweifelte. In fortdauerndem Einverſtändniß mit Arnheim, ſeinem alten Freunde, arbeitete er von jetzt an an einer

Verbindung mit Sachſen, wodurch er dem Kaiſer und dem Könige von Schweden gleich fürchterlich zu werden hoffte. Er konnte ſich von einem Entwurfe, der, wenn er einſchlug, den ſchwediſchen Monarchen um ſeinen Einfluß in Deutſchland brachte, deſto leichter Eingang bei Johann Georg verſprechen, je mehr die eiferſüchtige Gemüthsart dieſes Prinzen durch die Macht Guſtav Adolphs gereizt und ſeine ohnehin ſchwache Neigung zu demſelben durch die erhöhten Anſprüche des Königs erkaltet ward. Gelang es ihm, Sachſen von dem ſchwediſchen Bündniß zu trennen, und in Verbindung mit demſelben eine dritte Partei im Reiche zu errichten, ſo lag der Ausſchlag des Krieges in ſeiner Hand, und er hatte durch dieſen einzigen Schritt zugleich ſeine Rache an dem Kaiſer befriedigt, ſeine verſchmähte Freundſchaft an dem ſchwediſchen König gerächt und auf dem Ruin von Beiden den Bau ſeiner eigenen Größe gegründet.

Aber auf welchem Wege er auch ſeinen Zweck verfolgte, ſo konnte er denſelben ohne den Beiſtand einer ihm ganz ergebenen Armee nicht zur Ausführung bringen. Dieſe Armee konnte ſo geheim nicht geworben werden, daß am kaiſerlichen Hofe nicht Verdacht geſchöpft und der Anſchlag gleich in ſeiner Entſtehung vereitelt wurde. Dieſe Armee durfte ihre geſetzwidrige Beſtimmung vor der Zeit nicht erfahren, indem ſchwerlich zu erwarten war, daß ſie dem Ruf eines Verräthers gehorchen und gegen ihren rechtmäßigen Oberherrn dienen würde. Wallenſtein mußte alſo unter kaiſerlicher Autorität und öffentlich werben, und von dem Kaiſer ſelbſt

zur unumſchränkten Herrſchaft über die Truppen berechtigt ſeyn. Wie konnte dies aber anders geſchehen, als wenn ihm das entzogene Generalat auf's Neue übertragen und die Führung des Kriegs unbedingt überlaſſen ward? Dennoch erlaubte ihm weder ſein Stolz noch ſein Vortheil, ſich ſelbſt zu dieſem Poſten zu drängen und als ein Bittender von der Gnade des Kaiſers eine beſchränkte Macht zu erflehen, die von der Furcht deſſelben uneingeſchränkt zu ertrotzen ſtand. Um ſich zum Herrn der Bedingungen zu machen, unter welchen das Commando von ihm übernommen würde, mußte er abwarten, bis es ihm von ſeinem Herrn aufgedrungen ward. — Dies war der Rath, den ihm Arnheim ertheilte, und dies das Ziel, wornach er mit tiefer Politik und raſtloſer Thätigkeit ſtrebte.

Ueberzeugt, daß nur die äußerſte Noth die Unentſchloſſenheit des Kaiſers beſiegen, und den Widerſpruch Bayerns und Spaniens, ſeiner beiden eifrigſten Gegner, unkräftig machen könne, bewies er ſich von jetzt an geſchäftig, die Fortſchritte des Feindes zu befördern und die Bedrängniſſe ſeines Herrn zu vermehren. Sehr wahrſcheinlich geſchah es auf ſeine Einladung und Ermunterung, daß die Sachſen, ſchon auf dem Wege nach der Lauſitz und Schleſien, ſich nach Böhmen wandten und dieſes unvertheidigte Reich mit ihrer Macht überſchwemmten; ihre ſchnellen Eroberungen in demſelben waren nicht weniger ſein Werk. Durch den Kleinmuth, den er heuchelte, erſtickte er jeden Gedanken an Widerſtand, und überlieferte die Hauptſtadt durch ſeinen voreiligen Abzug dem Sieger. Bei einer Zuſammenkunft

mit dem ſächſiſchen General zu Kaunitz, wozu eine Friedensunterhandlung ihm den Vorwand darreichte, wurde wahrſcheinlich das Siegel auf die Verſchwörung gedrückt, und Böhmens Eroberung war die erſte Frucht dieſer Verabredung. Indem er ſelbſt nach Vermögen dazu beitrug, die Unglücksfälle über Oeſterreich zu häufen, und durch die raſchen Fortſchritte der Schweden am Rheinſtrom auf's Nachdrücklichſte dabei unterſtützt wurde, ließ er ſeine freiwilligen und gedungenen Anhänger in Wien über das öffentliche Unglück die heftigſten Klagen führen, und die Abſetzung des vorigen Feldherrn als den einzigen Grund der erlittenen Verluſte abſchildern. „Dahin hätte Wallenſtein es nicht kommen laſſen, wenn er am Ruder geblieben wäre!“ riefen jetzt tauſend Stimmen, und ſelbſt im geheimen Rathe des Kaiſers fand dieſe Meinung feurige Verfechter.

Es bedurfte ihrer wiederholten Beſtürmung nicht, dem bedrängten Monarchen die Augen über die Verdienſte ſeines Generals und die begangene Uebereilung zu öffnen. Bald genug ward ihm die Abhängigkeit von Bayern und der Ligue unerträglich; aber eben dieſe Abhängigkeit verſtattete ihm nicht, ſein Mißtrauen zu zeigen, und durch Zurückberufung des Herzogs von Friedland den Churfürſten aufzubringen. Jetzt aber, da die Noth mit jedem Tage ſtieg, und die Schwäche des bayeriſchen Beiſtandes immer ſichtbarer wurde, bedachte er ſich nicht länger, den Freunden des Herzogs ſein Ohr zu leihen, und ihre Vorſchläge wegen Zurückberufung dieſes Feldherrn in Ueberlegung zu nehmen. Die unermeßlichen Reichthümer, die der Letztere beſaß, die

allgemeine Achtung, in der er ſtand, die Schnelligkeit, womit er ſechs Jahre vorher ein Heer von vierzigtauſend Streitern in's Feld geſtellt, der geringe Koſtenaufwand, womit er dieſes zahlreiche Heer unterhalten, die Thaten, die er an der Spitze deſſelben verrichtet, der Eifer endlich und die Treue, die er für des Kaiſers Ehre bewieſen hatte, lebten noch in dauerndem Andenken bei dem Monarchen, und ſtellten ihm den Herzog als das ſchicklichſte Werkzeug dar, das Gleichgewicht der Waffen zwiſchen den kriegführenden Mächten wieder herzuſtellen, Oeſterreich zu retten und die katholiſche Religion aufrecht zu erhalten. Wie empfindlich auch der kaiſerliche Stolz die Erniedrigung fühlte, ein ſo unzweideutiges Geſtändniß ſeiner ehemaligen Uebereilung und ſeiner gegenwärtigen Noth abzulegen, wie ſehr es ihn ſchmerzte, von der Höhe ſeiner Herrſcherwürde zu Bitten herabzuſteigen, wie verdächtig auch die Treue eines ſo bitter beleidigten und ſo unverſöhnlichen Mannes war, wie laut und nachdrücklich endlich auch die ſpaniſchen Miniſter und der Churfürſt von Bayern ihr Mißfallen über dieſen Schritt zu erkennen gaben, ſo ſiegte jetzt die dringende Noth über jede andere Betrachtung, und die Freunde des Herzogs erhielten den Auftrag, ſeine Geſinnungen zu erforſchen, und ihm die Möglichkeit ſeiner Wiederherſtellung von ferne zu zeigen.

Unterrichtet von Allem, was im Kabinet des Kaiſers zu ſeinem Vortheil verhandelt wurde, gewann dieſer Herrſchaft genug über ſich ſelbſt, ſeinen innern Triumph zu verbergen und die Rolle des Gleichgültigen zu ſpielen. Die Zeit der Rache war gekommen und

ſein ſtolzes Herz frohlockte, die erlittene Kränkung dem Kaiſer mit vollen Zinſen zu erſtatten. Mit kunſtvoller Beredſamkeit verbreitete er ſich über die glückliche Ruhe des Privatlebens, die ihn ſeit ſeiner Entfernung von dem politiſchen Schauplatze beſelige. Zu lange, erklärte er, habe er die Reize der Unabhängigkeit und Muße gekoſtet, um ſie dem nichtigen Phantom des Ruhms und der unſichern Fürſtengunſt aufzuopfern. Alle ſeine Begierden nach Größe und Macht ſeyen ausgelöſcht, und Ruhe das einzige Ziel ſeiner Wünſche. Um ja keine Ungeduld zu verrathen, ſchlug er die Einladung an den Hof des Kaiſers aus, rückte aber doch bis nach Znaim in Mähren vor, um die Unterhandlungen mit dem Hofe zu erleichtern.

Anfangs verſuchte man, die Größe der Gewalt, welche ihm eingeräumt werden ſollte, durch die Gegenwart eines Aufſehers zu beſchränken, und durch dieſe Auskunft den Churfürſten von Bayern um ſo eher zum Stillſchweigen zu bringen. Die Abgeordneten des Kaiſers, von Queſtenberg und von Werdenberg, die, als alte Freunde des Herzogs, zu dieſer ſchlüpfrigen Unterhandlung gebraucht wurden, hatten den Befehl, in ihrem Antrage an ihn des Königs von Ungarn zu erwähnen, der bei der Armee zugegen ſeyn, und unter Wallenſteins Führung die Kriegskunſt erlernen ſollte. Aber ſchon die bloße Nennung dieſes Namens drohte die ganze Unterhandlung zu zerreißen. „Nie und nimmermehr,“ erklärte der Herzog, „würde er einen Gehülfen in ſeinem Amte dulden, und wenn es Gott ſelbſt wäre, mit dem er das Commando theilen ſollte.“ Aber

auch noch dann, als man von dieſem verhaßten Punkt abgeſtanden war, erſchöpfte der kaiſerliche Günſtling und Miniſter, Fürſt von Eggenberg, Wallenſteins ſtandhafter Freund und Verfechter, den man in Perſon an ihn abgeſchickt hatte, lange Zeit ſeine Beredſamkeit vergeblich, die verſtellte Abneigung des Herzogs zu beſiegen. „Der Monarch,“ geſtand der Miniſter, „habe mit Wallenſtein den koſtbarſten Stein aus ſeiner Krone verloren; aber nur gezwungen und widerſtrebend habe er dieſen, genug bereuten, Schritt gethan, und ſeine Hochachtung für den Herzog ſey unverändert, ſeine Gunſt ihm unverloren geblieben. Zum entſcheidenden Beweiſe davon diene das ausſchließende Vertrauen, das man jetzt in ſeine Treue und Fähigkeit ſetze, die Fehler ſeiner Vorgänger zu verbeſſern und die ganze Geſtalt der Dinge zu verwandeln. Groß und edel würde es gehandelt ſeyn, ſeinen gerechten Unwillen dem Wohl des Vaterlandes zum Opfer zu bringen; groß und ſeiner würdig, die übeln Nachreden ſeiner Gegner durch die verdoppelte Wärme ſeines Eifers zu widerlegen. Dieſer Sieg über ſich ſelbſt,“ ſchloß der Fürſt, „würde ſeinen übrigen unerreichbaren Verdienſten die Krone aufſetzen, und ihn zum größten Manne ſeiner Zeit erklären.“

So beſchämende Geſtändniſſe, ſo ſchmeichelhafte Verſicherungen ſchienen endlich den Zorn des Herzogs zu entwaffnen; doch nicht eher, als bis ſich ſein volles Herz aller Vorwürfe gegen den Kaiſer entladen, bis er den ganzen Umfang ſeiner Verdienſte in prahleriſchem Pomp ausgebreitet, und den Monarchen, der jetzt ſeine Hülfe brauchte, auf's Tiefſte erniedrigt hatte, öffnete

er ſein Ohr den lockenden Anträgen des Miniſters. Als ob er nur der Kraft dieſer Gründe nachgebe, bewilligte er mit ſtolzer Großmuth, was der feurigſte Wunſch ſeiner Seele war, und begnadigte den Abgeſandten mit einem Strahle von Hoffnung. Aber weit entfernt, die Verlegenheit des Kaiſers durch eine unbedingte volle Gewährung auf einmal zu endigen, erfüllte er bloß einen Theil ſeiner Forderung, um einen deſto größern Preis auf die übrige wichtigere Hälfte zu ſetzen. Er nahm das Commando an, aber nur auf drei Monate; nur um eine Armee auszurüſten, nicht ſie ſelbſt anzuführen. Bloß ſeine Fähigkeit und Macht wollte er durch dieſen Schöpfungsakt kund thun, und dem Kaiſer die Größe der Hülfe in der Nähe zeigen, deren Gewährung in Wallenſteins Händen ſtände. Ueberzeugt, daß eine Armee, die ſein Name allein aus dem Nichts gezogen, ohne ihren Schöpfer in ihr Nichts zurückkehren würde, ſollte ſie ihm nur zur Lockſpeiſe dienen, ſeinem Herrn deſto wichtigere Bewilligungen zu entreißen; und doch wünſchte Ferdinand ſich Glück, daß auch nur ſo viel gewonnen war.

Nicht lange ſäumte Wallenſtein, ſeine Zuſage wahr zu machen, welche ganz Deutſchland als chimäriſch verlachte, und Guſtav Adolph ſelbſt übertrieben fand. Aber lange ſchon war der Grund zu dieſer Unternehmung gelegt, und er ließ jetzt nur die Maſchinen ſpielen, die er ſeit mehreren Jahren zu dieſem Endzweck in Gang gebracht hatte. Kaum verbreitete ſich das Gerücht von Wallenſteins Rüſtung, als von allen Enden der öſterreichiſchen Monarchie Schaaren von Kriegern

herbeieilten, unter dieſem erfahrenen Feldherrn ihr Glück zu verſuchen. Viele, welche ſchon ehedem unter ſeinen Fahnen gefochten, ſeine Größe als Augenzeugen bewundert und ſeine Großmuth erfahren hatten, traten bei dieſem Rufe aus der Dunkelheit hervor, zum zweiten Mal Ruhm und Beute mit ihm zu theilen. Die Größe des verſprochenen Soldes lockte Tauſende herbei, und die reichliche Verpflegung, welche dem Soldaten auf Koſten des Landmanns zu Theil wurde, war für den letztern eine unüberwindliche Reizung, lieber ſelbſt dieſen Stand zu ergreifen, als unter dem Druck deſſelben zu erliegen. Alle öſterreichiſchen Provinzen ſtrengte man an, zu dieſer koſtbaren Rüſtung beizutragen; kein Stand blieb von Taxen verſchont; von der Kopfſteuer befreite keine Würde, kein Privilegium. Der ſpaniſche Hof, wie der König von Ungarn, verſtanden ſich zu einer beträchtlichen Summe; die Miniſter machten anſehnliche Schenkungen, und Wallenſtein ſelbſt ließ es ſich zweimalhunderttauſend Thaler von ſeinem eigenen Vermögen koſten, die Ausrüſtung zu beſchleunigen. Die ärmeren Offiziere unterſtützte er aus ſeiner eigenen Kaſſe, und durch ſein Beiſpiel, durch glänzende Beförderungen und noch glänzendere Verſprechungen reizte er die Vermögenden, auf eigene Koſten Truppen anzuwerben. Wer mit eigenem Geld ein Corps aufſtellte, war Commandeur deſſelben. Bei Anſtellung der Offiziere machte die Religion keinen Unterſchied; mehr als der Glaube galten Reichthum, Tapferkeit und Erfahrung. Durch dieſe gleichförmige Gerechtigkeit gegen die verſchiedenen Religionsverwandten, und mehr noch durch die Erklärung

daß die gegenwärtige Rüſtung mit der Religion nichts zu ſchaffen habe, wurde der proteſtantiſche Unterthan beruhigt und zu gleicher Theilnahme an den öffentlichen Laſten bewogen. Zugleich verſäumte der Herzog nicht, wegen Mannſchaft und Geld in eigenem Namen mit auswärtigen Staaten zu unterhandeln. Den Herzog von Lothringen gewann er, zum zweiten Mal für den Kaiſer zu ziehen; Polen mußte ihm Koſaken, Italien Kriegsbedürfniſſe liefern. Noch ehe der dritte Monat verſtrichen war, belief ſich die Armee, welche in Mähren verſammelt wurde, auf nicht weniger als vierzigtauſend Köpfe, größtentheils aus dem Ueberreſte Böhmens, aus Mähren, Schleſien und den deutſchen Provinzen des Hauſes Oeſterreich gezogen. Was Jedem unausführbar geſchienen, hatte Wallenſtein, zum Erſtaunen von ganz Europa, in dem kürzeſten Zeitraume vollendet. So viele Tauſende, als man vor ihm nicht Hunderte gehofft hatte zuſammen zu bringen, hatte die Zauberkraft ſeines Namens, ſeines Goldes und ſeines Genies unter die Waffen gerufen. Mit allen Erforderniſſen bis zum Ueberfluß ausgerüſtet, von kriegsverſtändigen Offizieren befehligt, von einem ſiegverſprechenden Enthuſiasmus entflammt, erwartete dieſe neugeſchaffene Armee nur den Wink ihres Anführers, um ſich durch Thaten der Kühnheit ſeiner würdig zu zeigen.

Sein Verſprechen hatte der Herzog erfüllt und die Armee ſtand fertig im Felde; jetzt trat er zurück und überließ dem Kaiſer, ihr einen Führer zu geben. Aber es würde eben ſo leicht geweſen ſeyn, noch eine zweite

Armee, wie dieſe war, zu errichten, als einen andern Chef, außer Wallenſtein, für ſie aufzufinden. Dieſes vielverſprechende Heer, die letzte Hoffnung des Kaiſers, war nichts als ein Blendwerk, ſobald der Zauber ſich löste, der es in's Daſeyn rief; durch Wallenſtein ward es, ohne ihn ſchwand es, wie eine magiſche Schöpfung, in ſein voriges Nichts dahin. Die Offiziere waren ihm entweder als ſeine Schuldner verpflichtet oder als ſeine Gläubiger auf's Engſte an ſein Intereſſe, an die Fortdauer ſeiner Macht geknüpft; die Regimenter hatte er ſeinen Verwandten, ſeinen Geſchöpfen, ſeinen Günſtlingen untergeben. Er und kein Anderer war der Mann, den Truppen die ausſchweifenden Verſprechungen zu halten, wodurch er ſie in ſeinen Dienſt gelockt hatte. Sein gegebenes Wort war die einzige Sicherheit für die kühnen Erwartungen Aller; blindes Vertrauen auf ſeine Allgewalt das einzige Band, das die verſchiedenen Antriebe ihres Eifers in einem lebendigen Gemeingeiſt zuſammen hielt. Geſchehen war es um das Glück jedes Einzelnen, ſobald derjenige zurücktrat, der ſich für die Erfüllung deſſelben verbürgte.

So wenig es dem Herzog mit ſeiner Weigerung Ernſt war, ſo glücklich bediente er ſich dieſes Schreckmittels, dem Kaiſer die Genehmigung ſeiner übertriebenen Bedingungen abzuängſtigen. Die Fortſchritte des Feindes machten die Gefahr mit jedem Tage dringender, und die Hülfe war ſo nahe; von einem Einzigen hing es ab, der allgemeinen Noth ein geſchwindes Ende zu machen. Zum dritten und letzten Mal erhielt alſo der Fürſt von Eggenberg Befehl, ſeinen Freund, welch

hartes Opfer es auch koſten möchte, zur Uebernehmung des Commandos zu bewegen.

Zu Znaim in Mähren fand er ihn, von den Truppen, nach deren Beſitz er den Kaiſer lüſtern machte, prahleriſch umgeben. Wie einen Flehenden empfing der ſtolze Unterthan den Abgeſandten ſeines Gebieters. „Nimmermehr,“ gab er zur Antwort, „könne er einer Wiederherſtellung trauen, die er einzig nur der Extremität, nicht der Gerechtigkeit des Kaiſers verdanke. Jetzt zwar ſuche man ihn auf, da die Noth auf's Höchſte geſtiegen und von ſeinem Arme allein noch Rettung zu hoffen ſey; aber der geleiſtete Dienſt werde ſeinen Urheber bald in Vergeſſenheit bringen und die vorige Sicherheit den vorigen Undank zurückführen. Sein ganzer Ruhm ſtehe auf dem Spiele, wenn er die von ihm geſchöpften Erwartungen täuſche, ſein Glück und ſeine Ruhe, wenn es ihm gelänge, ſie zu befriedigen. Bald würde der alte Neid gegen ihn aufwachen, und der unabhängige Monarch kein Bedenken tragen, einen entbehrlichen Diener zum zweiten Male der Convenienz aufzuopfern. Beſſer für ihn, er verlaſſe gleich jetzt und aus freier Wahl einen Poſten, von welchem früher oder ſpäter die Kabalen ſeiner Gegner ihn doch herabſtürzen würden. Sicherheit und Zufriedenheit erwarte er nur im Schooße des Privatlebens, und, bloß um den Kaiſer zu verbinden, habe er ſich auf eine Zeitlang, ungern genug, ſeiner glücklichen Stille entzogen.“

Des langen Gaukelſpiels müde, nahm der Miniſter jetzt einen ernſthaften Ton an und bedrohte den Halsſtarrigen mit dem ganzen Zorne des Monarchen, wenn

er auf ſeiner Widerſetzung beharren würde. „Tief genug,“ erklärte er, „habe ſich die Majeſtät des Kaiſers erniedrigt, und, anſtatt durch ihre Herablaſſung ſeine Großmuth zu rühren, nur ſeinen Stolz gekitzelt, nur ſeinen Starrſinn vermehrt. Sollte ſie dieſes große Opfer vergeblich gebracht haben, ſo ſtehe er nicht dafür, daß ſich der Flehende nicht in den Herrn verwandle und der Monarch ſeine beleidigte Würde nicht an dem rebelliſchen Unterthan räche. Wie ſehr auch Ferdinand gefehlt haben möge, ſo könne der Kaiſer Unterwürfigkeit fordern; irren könne der Menſch, aber der Herrſcher nie ſeinen Fehltritt bekennen. Habe der Herzog von Friedland durch ein unverdientes Urtheil gelitten, ſo gebe es einen Erſatz für jeden Verluſt, und Wunden, die ſie ſelbſt geſchlagen, könne die Majeſtät wieder heilen. Fordere er Sicherheit für ſeine Perſon und ſeine Würden, ſo werde die Billigkeit des Kaiſers ihm keine gerechte Forderung verweigern. Die verachtete Majeſtät allein laſſe ſich durch keine Büßung verſöhnen, und der Ungehorſam gegen ihre Befehle vernichte auch das glänzendſte Verdienſt. Der Kaiſer bedürfe ſeiner Dienſte, und als Kaiſer fordere er ſie. Welchen Preis er auch darauf ſetzen möge, der Kaiſer werde ihn eingehen. Aber Gehorſam verlange er, oder das Gewicht ſeines Zorns werde den widerſpenſtigen Diener zermalmen.“

Wallenſtein, deſſen weitläufige Beſitzungen, in die öſterreichiſche Monarchie eingeſchloſſen, der Gewalt des Kaiſers jeden Augenblick bloßgeſtellt waren, fühlte lebhaft, daß dieſe Drohung nicht eitel ſey; aber nicht

Furcht war es, was ſeine verſtellte Hartnäckigkeit endlich beſiegte. Gerade dieſer gebieteriſche Ton verrieth ihm nur zu deutlich die Schwäche und Verzweiflung, woraus er ſtammte, und die Willfährigkeit des Kaiſers, jede ſeiner Forderungen zu genehmigen, überzeugte ihn, daß er am Ziel ſeiner Wünſche ſey. Jetzt alſo gab er ſich der Beredſamkeit Eggenbergs überwunden, und verließ ihn, um ſeine Forderungen aufzuſetzen.

Nicht ohne Bangigkeit ſah der Miniſter einer Schrift entgegen, worin der ſtolzeſte der Diener dem ſtolzeſten der Fürſten Geſetze zu geben ſich erdreiſtete. Aber wie klein auch das Vertrauen war, das er in die Beſcheidenheit ſeines Freundes ſetzte, ſo überſtieg doch der ausſchweifende Inhalt dieſer Schrift bei Weitem ſeine bängſten Erwartungen. Eine unumſchränkte Oberherrſchaft verlangte Wallenſtein über alle deutſche Armeen des öſterreichiſchen und ſpaniſchen Hauſes, und unbegrenzte Vollmacht, zu ſtrafen und zu belohnen. Weder dem König von Ungarn, noch dem Kaiſer ſelbſt ſolle es vergönnt ſeyn, bei der Armee zu erſcheinen, noch weniger, eine Handlung der Autorität darin auszuüben. Keine Stelle ſolle der Kaiſer bei der Armee zu vergeben, keine Belohnung zu verleihen haben, kein Gnadenbrief deſſelben ohne Wallenſteins Beſtätigung gültig ſeyn. Ueber Alles, was im Reiche confiscirt und erobert werde, ſolle der Herzog von Friedland allein, mit Ausſchließung aller kaiſerlichen und Reichsgerichte, zu verfügen haben. Zu ſeiner ordentlichen Belohnung müſſe ihm ein kaiſerliches Erbland und noch ein anderes der im Reiche eroberten Länder zum außerordentlichen

Geſchenk überlaſſen werden. Jede öſterreichiſche Provinz ſolle ihm, ſobald er derſelben bedürfen würde, zur Zuflucht geöffnet ſeyn. Außerdem verlangte er die Verſicherung des Herzogthums Mecklenburg bei einem künftigen Frieden, und eine förmliche frühzeitige Aufkündigung, wenn man für nöthig finden ſollte, ihn zum zweiten Mal des Generalats zu entſetzen.

Umſonſt beſtürmte ihn der Miniſter, dieſe Forderungen zu mäßigen, durch welche der Kaiſer aller ſeiner Souverainetätsrechte über die Truppen beraubt und zu einer Kreatur ſeines Feldherrn erniedrigt würde. Zu ſehr hatte man ihm die Unentbehrlichkeit ſeiner Dienſte verrathen, um jetzt noch des Preiſes Meiſter zu ſeyn, womit ſie erkauft werden ſollten. Wenn der Zwang der Umſtände den Kaiſer nöthigte, dieſe Forderungen einzugehen, ſo war es nicht bloßer Antrieb der Rachſucht und des Stolzes, der den Herzog veranlaßte, ſie zu machen. Der Plan zur künftigen Empörung war entworfen, und dabei konnte keiner der Vortheile gemißt werden, deren ſich Wallenſtein in ſeinem Vergleich mit dem Hofe zu bemächtigen ſuchte. Dieſer Plan erforderte, daß dem Kaiſer alle Autorität in Deutſchland entriſſen und ſeinem General in die Hände geſpielt würde; dies war erreicht, ſobald Ferdinand jene Bedingungen unterzeichnete. Der Gebrauch, den Wallenſtein von ſeiner Armee zu machen geſonnen war — von dem Zwecke freilich unendlich verſchieden, zu welchem ſie ihm untergeben ward — erlaubte keine getheilte Gewalt, und noch weit weniger eine höhere Autorität bei dem Heere, als die ſeinige war. Um der

alleinige Herr ihres Willens zu ſeyn, mußte er den Truppen als der alleinige Herr ihres Schickſals erſcheinen; um ſeinem Oberhaupte unvermerkt ſich ſelbſt unterzuſchieben und auf ſeine eigene Perſon die Souverainetätsrechte überzutragen, die ihm von der höchſten Gewalt nur geliehen waren, mußte er die letztere ſorgfältig aus den Augen der Truppen entfernen. Daher ſeine hartnäckige Weigerung, keinen Prinzen des Hauſes Oeſterreich bei dem Heere zu dulden. Die Freiheit, über alle im Reiche eingezogene und eroberte Güter nach Gutdünken zu verfügen, reichte ihm furchtbare Mittel dar, ſich Anhänger und dienſtbare Werkzeuge zu erkaufen, und mehr, als je ein Kaiſer in Friedenszeiten ſich herausnahm, den Dictator in Deutſchland zu ſpielen. Durch das Recht, ſich der öſterreichiſchen Länder im Nothfall zu einem Zufluchtsort zu bedienen, erhielt er freie Gewalt, den Kaiſer in ſeinem eigenen Reich und durch ſeine eigene Armee ſo gut als gefangen zu halten, das Mark dieſer Länder auszuſaugen und die öſterreichiſche Macht in ihren Grundfeſten zu unterwühlen. Wie das Loos nun auch fallen mochte, ſo hatte er durch die Bedingungen, die er von dem Kaiſer erpreßte, gleich gut für ſeinen Vortheil geſorgt. Zeigten ſich die Vorfälle ſeinen verwegenen Entwürfen günſtig, ſo machte ihm dieſer Vertrag mit dem Kaiſer ihre Ausführung leichter; widerriethen die Zeitläufte die Vollſtreckung derſelben, ſo hatte dieſer nämliche Vertrag ihn auf's Glänzendſte entſchädigt. Aber wie konnte er einen Vertrag für gültig halten, der ſeinem Oberherrn abgetrotzt und auf ein Verbrechen gegründet war? Wie

konnte er hoffen, den Kaiſer durch eine Vorſchrift zu binden, welche denjenigen, der ſo vermeſſen war, ſie zu geben, zum Tode verdammte? Doch dieſer todeswürdige Verbrecher war jetzt der unentbehrlichſte Mann in der Monarchie, und Ferdinand, im Verſtellen geübt, bewilligte ihm Alles, was er verlangte.

Endlich alſo hatte die kaiſerliche Kriegsmacht ein Oberhaupt, das dieſen Namen verdiente. Alle andere Gewalt in der Armee, ſelbſt des Kaiſers, hörte in demſelben Augenblicke auf, da Wallenſtein den Commandoſtab in die Hand nahm, und ungültig war Alles, was von ihm nicht ausfloß. Von den Ufern der Donau bis an die Weſer und den Oderſtrom empfand man den belebenden Aufgang des neuen Geſtirns. Ein neuer Geiſt fängt an, die Soldaten des Kaiſers zu beſeelen, eine neue Epoche des Krieges beginnt. Friſche Hoffnungen ſchöpfen die Papiſten, und die proteſtantiſche Welt blickt mit Unruhe dem veränderten Lauf der Dinge entgegen.

Je größer der Preis war, um den man den neuen Feldherrn hatte erkaufen müſſen, zu ſo größern Erwartungen glaubte man ſich am Hofe des Kaiſers berechtigt; aber der Herzog übereilte ſich nicht, dieſe Erwartungen in Erfüllung zu bringen. In der Nähe von Böhmen mit einem furchtbaren Heere, durfte er ſich nur zeigen, um die geſchwächte Macht der Sachſen zu überwältigen, und mit der Wiedereroberung dieſes Königreichs ſeine neue Laufbahn glänzend zu eröffnen. Aber zufrieden, durch nichts entſcheidende Kroatengefechte den Feind zu beunruhigen, ließ er ihm den beſten Theil

dieſes Reichs zum Raube, und ging mit abgemeſſenem ſtillen Schritte ſeinem ſelbſtiſchen Ziel entgegen. Nicht die Sachſen zu bezwingen — ſich mit ihnen zu vereinigen, war ſein Plan. Einzig mit dieſem wichtigen Werke beſchäftigt, ließ er vor der Hand ſeine Waffen ruhen, um deſto ſicherer auf dem Wege der Unterhandlung zu ſiegen. Nichts ließ er unverſucht, den Churfürſten von der ſchwediſchen Allianz loszureißen, und Ferdinand ſelbſt, noch immer zum Frieden mit dieſem Prinzen geneigt, billigte dies Verfahren. Aber die große Verbindlichkeit, die man den Schweden ſchuldig war, lebte noch in zu friſchem Andenken bei den Sachſen, um eine ſo ſchändliche Untreue zu erlauben; und hätte man ſich auch wirklich dazu verſucht gefühlt, ſo ließ der zweideutige Charakter Wallenſteins und der ſchlimme Ruf der öſterreichiſchen Politik zu der Aufrichtigkeit ſeiner Verſprechungen kein Vertrauen faſſen. Zu ſehr als betrügeriſcher Staatsmann bekannt, fand er in dem einzigen Falle keinen Glauben, wo er es wahrſcheinlich redlich meinte; und noch erlaubten ihm die Zeitumſtände nicht, die Aufrichtigkeit ſeiner Geſinnung durch Aufdeckung ſeiner wahren Beweggründe außer Zweifel zu ſetzen. Ungern alſo entſchloß er ſich, durch die Gewalt der Waffen zu erzwingen, was auf dem Wege der Unterhandlung mißlungen war. Schnell zog er ſeine Truppen zuſammen und ſtand vor Prag, ehe die Sachſen dieſe Hauptſtadt entſetzen konnten. Nach einer kurzen Gegenwehr der Belagerten, öffnete die Verrätherei der Kapuziner einem von ſeinen Regimentern den Eingang, und die in's Schloß geflüchtete

Beſatzung ſtreckte unter ſchimpflichen Bedingungen das Gewehr. Meiſter von der Hauptſtadt, verſprach er ſeinen Unterhandlungen am ſächſiſchen Hofe einen günſtigern Eingang, verſäumte aber dabei nicht, zu eben der Zeit, als er ſie bei dem Generale von Arnheim erneuerte, den Nachdruck derſelben durch einen entſcheidenden Streich zu verſtärken. Er ließ in aller Eile die engen Päſſe zwiſchen Außig und Pirna beſetzen, um der ſächſiſchen Armee den Rückzug in ihr Land abzuſchneiden, aber Arnheims Geſchwindigkeit entriß ſie noch glücklich der Gefahr. Nach dem Abzuge dieſes Generals ergaben ſich die letzten Zufluchtsörter der Sachſen, Eger und Leutmeritz an den Sieger, und ſchneller, als es verloren gegangen war, war das Königreich wieder ſeinem rechtmäßigen Herrn unterworfen.

Weniger mit dem Vortheile ſeines Herrn, als mit Ausführung ſeiner eigenen Entwürfe beſchäftigt, gedachte jetzt Wallenſtein den Krieg nach Sachſen zu ſpielen, um dem Churfürſten durch Verheerung ſeines Landes zu einem Privatvergleich mit dem Kaiſer, oder vielmehr mit dem Herzog von Friedland zu nöthigen. Aber wie wenig er auch ſonſt gewohnt war, ſeinen Willen dem Zwang der Umſtände zu unterwerfen, ſo begriff er doch jetzt die Nothwendigkeit, ſeinen Lieblingsentwurf einem dringendern Geſchäfte nachzuſetzen. Während daß er die Sachſen aus Böhmen ſchlug, hatte Guſtav Adolph die bisher erzählten Siege am Rhein und an der Donau erfochten, und durch Franken und Schwaben den Krieg ſchon an Bayerns Grenzen

gewälzt. Am Lechſtrom geſchlagen, und durch den Tod des Grafen Tilly ſeiner beſten Stütze beraubt, lag Maximilian dem Kaiſer dringend an, ihm den Herzog von Friedland auf's Schleunigſte von Böhmen aus zu Hülfe zu ſchicken, und durch Bayerns Vertheidigung von Oeſterreich ſelbſt die Gefahr zu entfernen. Er wandte ſich mit dieſer Bitte an Wallenſtein ſelbſt, und forderte ihn auf's Angelegentlichſte auf, ihm, bis er ſelbſt mit der Hauptarmee nachkäme, einſtweilen nur einige Regimenter zum Beiſtand zu ſenden. Ferdinand unterſtützte mit ſeinem ganzen Anſehn dieſe Bitte, und ein Eilbote nach dem andern ging an Wallenſtein ab, ihn zum Marſch nach der Donau zu vermögen.

Aber jetzt ergab es ſich, wie viel der Kaiſer von ſeiner Autorität aufgeopfert hatte, da er die Gewalt über ſeine Truppen und die Macht zu befehlen aus ſeinen Händen gab. Gleichgültig gegen Maximilians Bitten, taub gegen die wiederholten Befehle des Kaiſers, blieb Wallenſtein müßig in Böhmen ſtehen, und überließ den Churfürſten ſeinem Schickſale. Das Andenken der ſchlimmen Dienſte, welche ihm Maximilian ehedem auf dem Regensburger Reichstage bei dem Kaiſer geleiſtet, hatte ſich tief in das unverſöhnliche Gemüth des Herzogs geprägt, und die neuerlichen Bemühungen des Churfürſten, ſeine Wiedereinſetzung zu verhindern, waren ihm kein Geheimniß geblieben. Jetzt war der Augenblick da, dieſe Kränkung zu rächen, und ſchwer empfand es der Churfürſt, daß er den rachgierigſten der Menſchen ſich zum Feinde gemacht hatte.

Böhmen, erklärte dieſer, dürfe nicht unvertheidigt bleiben, und Oeſterreich könne nicht beſſer geſchützt werden, als wenn ſich die ſchwediſche Armee vor den bayeriſchen Feſtungen ſchwäche. So züchtigte er durch den Arm der Schweden ſeinen Feind, und während daß ein Platz nach dem andern in ihre Hände fiel, ließ er den Churfürſten zu Regensburg vergebens nach ſeiner Ankunft ſchmachten. Nicht eher, als bis die völlige Unterwerfung Böhmens ihm keine Entſchuldigungsgründe mehr übrig ließ und die Eroberungen Guſtav Adolphs in Bayern Oeſterreich ſelbſt mit naher Gefahr bedrohten, gab er den Beſtürmungen des Churfürſten und des Kaiſers nach, und entſchloß ſich zu der lange gewünſchten Vereinigung mit dem Erſtern, welche, nach der allgemeinen Erwartung der Katholiſchen, das Schickſal des ganzen Feldzugs entſcheiden ſollte.

Guſtav Adolph ſelbſt, zu ſchwach an Truppen, um es auch nur mit der Wallenſteiniſchen Armee allein aufzunehmen, fürchtete die Vereinigung zweier ſo mächtigen Heere, und mit Recht erſtaunt man, daß er nicht mehr Thätigkeit bewieſen hat, ſie zu hindern. Zu ſehr, ſcheint es, rechnete er auf den Haß, der beide Anführer unter ſich entzweite, und keine Verbindung ihrer Waffen zu einem gemeinſchaftlichen Zwecke hoffen ließ; und es war zu ſpät, dieſen Fehler zu verbeſſern, als der Erfolg ſeine Muthmaßung widerlegte. Zwar eilte er auf die erſte ſichere Nachricht, die er von ihren Abſichten erhielt, nach der Oberpfalz, um dem Churfürſten den Weg zu verſperren; aber ſchon war ihm dieſer zuvorgekommen, und die Vereinigung bei Eger geſchehen.

Dieſen Grenzort hatte Wallenſtein zum Schauplatz des Triumphes beſtimmt, den er im Begriff war über ſeinen ſtolzen Gegner zu feiern. Nicht zufrieden, ihn, einem Flehenden gleich, zu ſeinen Füßen zu ſehen, legte er ihm noch das harte Geſetz auf, ſeine Länder hülflos hinter ſich zu laſſen, aus weiter Entfernung ſeinen Beſchützer einzuholen, und durch dieſe weite Entgegenkunft ein erniedrigendes Geſtändniß ſeiner Noth und Bedürftigkeit abzulegen. Auch dieſer Demüthigung unterwarf ſich der ſtolze Fürſt mit Gelaſſenheit. Einen harten Kampf hatte es ihm gekoſtet, demjenigen ſeine Rettung zu verdanken, der, wenn es nach ſeinem Wunſche ging, nimmermehr dieſe Macht haben ſollte; aber, Einmal entſchloſſen, war er auch Mann genug, jede Kränkung zu ertragen, die von ſeinem Entſchluß unzertrennlich war, und Herr genug ſeiner ſelbſt, um kleindre Leiden zu verachten, wenn es darauf ankam, einen großen Zweck zu verfolgen.

Aber ſo viel es ſchon gekoſtet hatte, dieſe Vereinigung nur möglich zu machen, ſo ſchwer ward es, ſich über die Bedingungen zu vergleichen, unter welchen ſie Statt finden und Beſtand haben ſollte. Einem Einzigen mußte die vereinigte Macht zu Gebote ſtehen, wenn der Zweck der Vereinigung erreicht werden ſollte, und auf beiden Seiten war gleich wenig Neigung da, ſich der höhern Autorität des andern zu unterwerfen. Wenn ſich Maximilian auf ſeine Churfürſtenwürde, auf den Glanz ſeines Geſchlechts, auf ſein Anſehn im Reiche ſtützte, ſo gründete Wallenſtein nicht geringere Anſprüche auf ſeinen Kriegsruhm und auf die uneingeſchränkte

Macht, welche der Kaiſer ihm übergeben hatte. So ſehr es den Fürſtenſtolz des Erſtern empörte, unter den Befehlen eines kaiſerlichen Dieners zu ſtehen, ſo ſehr fand ſich der Hochmuth des Herzogs durch den Gedanken geſchmeichelt, einem ſo gebieteriſchen Geiſte Geſetze vorzuſchreiben. Es kam darüber zu einem hartnäckigen Streite, der ſich aber durch eine wechſelſeitige Uebereinkunft zu Wallenſteins Vortheil endigte. Dieſem wurde das Obercommando über beide Armeen, beſonders am Tage einer Schlacht, ohne Einſchränkung zugeſtanden, und dem Churfürſten alle Gewalt abgeſprochen, die Schlachtordnung oder auch nur die Marſchroute der Armee abzuändern. Nichts behielt er ſich vor, als das Recht der Strafen und Belohnungen über ſeine eigenen Soldaten, und den freien Gebrauch derſelben, ſobald ſie nicht mit den kaiſerlichen Truppen vereinigt agirten.

Nach dieſen Vorbereitungen wagte man es endlich, einander unter die Augen zu treten, doch nicht eher, als bis eine gänzliche Vergeſſenheit alles Vergangenen zugeſagt, und die äußern Formalitäten des Verſöhnungsakts auf's Genaueſte berichtigt waren. Der Verabredung gemäß umarmten ſich beide Prinzen im Angeſicht ihrer Truppen und gaben einander gegenſeitige Verſicherungen der Freundſchaft, indeß die Herzen von Haß überfloſſen. Maximilian zwar, in der Verſtellungskunſt ausgelernt, beſaß Herrſchaft genug über ſich ſelbſt, um ſeine wahren Gefühle auch nicht durch einen einzigen Zug zu verrathen; aber in Wallenſteins Augen funkelte eine hämiſche Siegesfreude, und der Zwang,

der in allen ſeinen Bewegungen ſichtbar war, entdeckte die Macht des Affekts, der ſein ſtolzes Herz übermeiſterte.

Die vereinigten kaiſerlich-bayeriſchen Truppen machten nun eine Armee von beinahe ſechzigtauſend größtentheils bewährten Soldaten aus, vor welcher der ſchwediſche Monarch es nicht wagen durfte, ſich im Felde zu zeigen. Eilfertig nahm er alſo, nachdem der Verſuch, ihre Vereinigung zu hindern, mißlungen war, ſeinen Rückzug nach Franken, und erwartete nunmehr eine entſcheidende Bewegung des Feindes, um ſeine Entſchließung zu faſſen. Die Stellung der vereinigten Armee zwiſchen der ſächſiſchen und bayeriſchen Grenze ließ es eine Zeitlang noch ungewiß, ob ſie den Schauplatz des Kriegs nach dem erſtern der beiden Länder verpflanzen, oder ſuchen würde, die Schweden von der Donau zurückzutreiben und Bayern in Freiheit zu ſetzen. Sachſen hatte Arnheim von Truppen entblößt, um in Schleſien Eroberungen zu machen; nicht ohne die geheime Abſicht, wie ihm von Vielen Schuld gegeben wird, dem Herzog von Friedland den Eintritt in das Churfürſtenthum zu erleichtern, und dem unentſchloſſenen Geiſte Johann Georgs einen dringerndern Sporn zum Vergleich mit dem Kaiſer zu geben. Guſtav Adolph ſelbſt, in der gewiſſen Erwartung, daß die Abſichten Wallenſteins gegen Sachſen gerichtet ſeyen, ſchickte eilig, um ſeinen Bundesgenoſſen nicht hülflos zu laſſen, eine anſehnliche Verſtärkung dahin, feſt entſchloſſen, ſobald die Umſtände es erlaubten, mit ſeiner ganzen Macht nachzufolgen. Aber bald entdeckten ihm

die Bewegungen der friedländiſchen Armee, daß ſie gegen ihn ſelbſt im Anzug begriffen ſey, und der Marſch des Herzogs durch die Oberpfalz ſetzte ſie außer Zweifel. Jetzt galt es, auf ſeine eigene Sicherheit zu denken, weniger um die Oberherrſchaft als um ſeine Exiſtenz in Deutſchland zu fechten, und von der Fruchtbarkeit ſeines Genies Mittel zur Rettung zu entlehnen. Die Annäherung des Feindes überraſchte ihn, ehe er Zeit gehabt hatte, ſeine durch ganz Deutſchland zerſtreuten Truppen an ſich zu ziehen und die alliirten Fürſten zum Beiſtand herbeizurufen. An Mannſchaft viel zu ſchwach, um den anrückenden Feind damit aufhalten zu können, hatte er keine andere Wahl, als ſich entweder in Nürnberg zu werfen, und Gefahr zu laufen, von der Wallenſteiniſchen Macht in dieſer Stadt eingeſchloſſen und durch Hunger beſiegt zu werden — oder dieſe Stadt aufzuopfern und unter den Kanonen von Donauwörth eine Verſtärkung an Truppen zu erwarten, Gleichgültig gegen alle Beſchwerden und Gefahren, wo die Menſchlichkeit ſprach und die Ehre gebot, erwählte er ohne Bedenken das Erſte, feſt entſchloſſen, lieber ſich ſelbſt mit ſeiner ganzen Armee unter den Trümmern Nürnbergs zu begraben, als auf den Untergang dieſer bundesverwandten Stadt ſeine Rettung zu begründen.

Sogleich ward Anſtalt gemacht, die Stadt mit allen Vorſtädten in eine Verſchanzung einzuſchließen, und innerhalb derſelben ein feſtes Lager aufzuſchlagen. Viele tauſend Hände ſetzten ſich alsbald zu dieſem weitläufigen Werk in Bewegung, und alle Einwohner

Nürnbergs beſeelte ein heroiſcher Eifer, für die gemeine Sache Blut, Leben und Eigenthum zu wagen. Ein acht Fuß tiefer und zwölf Fuß breiter Graben umſchloß die ganze Verſchanzung; die Linien wurden durch Redouten und Baſtionen, die Eingänge durch halbe Monde beſchützt. Die Pegnitz, welche Nürnberg durchſchneidet, theilte das ganze Lager in zwei Halbzirkel ab, die durch viele Brücken zuſammenhingen. Gegen dreihundert Stücke ſpielten von den Wällen der Stadt und von den Schanzen des Lagers. Das Landvolk auf den benachbarten Dörfern und die Bürger von Nürnberg legten mit den ſchwediſchen Soldaten gemeinſchaftlich Hand an, daß ſchon am ſiebenten Tage die Armee das Lager beziehen konnte, und am vierzehnten die ganze ungeheure Arbeit vollendet war.

Indem dies außerhalb der Mauern vorging, war der Magiſtrat der Stadt Nürnberg beſchäftigt, die Magazine zu füllen und ſich mit allen Kriegs- und Mundbedürfniſſen für eine langwierige Belagerung zu verſehen. Dabei unterließ er nicht, für die Geſundheit der Einwohner, die der Zuſammenfluß ſo vieler Menſchen leicht in Gefahr ſetzen konnte, durch ſtrenge Reinlichkeits-Anſtalten Sorge zu tragen. Den König auf den Nothfall unterſtützen zu können, wurde aus den Bürgern der Stadt die junge Mannſchaft ausgehoben und in den Waffen geübt, die ſchon vorhandene Stadtmiliz beträchtlich verſtärkt und ein neues Regiment von vier und zwanzig Namen nach den Buchſtaben des alten Alphabets ausgerüſtet. Guſtav ſelbſt hatte unterdeſſen ſeine Bundesgenoſſen, den Herzog Wilhelm von Weimar

und den Landgrafen von Heſſen-Kaſſel, zum Beiſtand aufgeboten, und ſeine Generale am Rheinſtrom, in Thüringen und Niederſachſen beordert, ſich ſchleunig in Marſch zu ſetzen und mit ihren Truppen bei Nürnberg zu ihm zu ſtoßen. Seine Armee, welche innerhalb der Linien dieſer Reichsſtadt gelagert ſtand, betrug nicht viel über ſechzehntauſend Mann, alſo nicht einmal den dritten Theil des feindlichen Heeres.

Dieſes war unterdeſſen in langſamem Zuge bis gegen Neumark herangerückt, wo der Herzog von Friedland eine allgemeine Muſterung anſtellte. Vom Anblick dieſer furchtbaren Macht hingeriſſen, konnte er ſich einer jugendlichen Prahlerei nicht enthalten. „Binnen vier Tagen ſoll ſich ausweiſen,“ rief er, „wer von uns beiden, der König von Schweden oder ich, Herr der Welt ſeyn wird.“ Dennoch that er, ſeiner großen Ueberlegenheit ungeachtet, nichts, dieſe ſtolze Verſicherung wahr zu machen, und vernachläſſigte ſogar die Gelegenheit, ſeinen Feind auf das Haupt zu ſchlagen, als dieſer verwegen genug war, ſich außerhalb ſeiner Linien ihm entgegenzuſtellen. „Schlachten hat man genug geliefert,“ antwortete er denen, welche ihn zum Angriff ermunterten, „es iſt Zeit, einmal einer andern Methode zu folgen.“ Hier ſchon entdeckte ſich, wie viel mehr bei einem Feldherrn gewonnen worden, deſſen ſchon gegründeter Ruhm der gewagten Unternehmungen nicht benöthigt war, wodurch andere eilen müſſen, ſich einen Namen zu machen. Ueberzeugt, daß der verzweifelte Muth des Feindes den Sieg auf das Theuerſte erkaufen, eine Niederlage aber, in dieſen Gegenden

erlitten, die Angelegenheiten des Kaiſers unwiederbringlich zu Grunde richten würde, begnügte er ſich damit, die kriegeriſche Hitze ſeines Gegners durch eine langwierige Belagerung zu verzehren, und, indem er demſelben alle Gelegenheit abſchnitt, ſich dem Ungeſtüm ſeines Muths zu überlaſſen, ihm gerade denjenigen Vortheil zu rauben, wodurch er bisher ſo unüberwindlich geweſen war. Ohne alſo das Geringſte zu unternehmen, bezog er jenſeits der Rednitz, Nürnberg gegenüber, ein ſtark befeſtigtes Lager, und entzog durch dieſe wohlgewählte Stellung der Stadt ſowohl, als dem Lager, jede Zufuhr aus Franken, Schwaben und Thüringen. So hielt er den König zugleich mit der Stadt belagert, und ſchmeichelte ſich, den Muth ſeines Gegners, den er nicht lüſtern war in offener Schlacht zu erproben, durch Hunger und Seuchen langſam, aber deſto ſicherer, zu ermüden.

Aber zu wenig mit den Hülfsquellen und Kräften ſeines Gegners bekannt, hatte er nicht genugſam dafür geſorgt, ſich ſelbſt vor dem Schickſal zu bewahren, das er jenem bereitete. Aus dem ganzen benachbarten Gebiet hatte ſich das Landvolk mit ſeinen Vorräthen weggeflüchtet, und um den wenigen Ueberreſt mußten ſich die friedländiſchen Fouragirer mit den ſchwediſchen ſchlagen. Der König ſchonte die Magazine der Stadt, ſo lange noch Möglichkeit da war, ſich aus der Nachbarſchaft mit Proviant zu verſehen, und dieſe wechſelſeitigen Streifereien unterhielten einen immerwährenden Krieg zwiſchen den Kroaten und dem ſchwediſchen Volke, davon die ganze umliegende Landſchaft die traurigſten

Spuren zeigte. Mit dem Schwert in der Hand mußte man ſich die Bedürfniſſe des Lebens erkämpfen, und ohne zahlreiches Gefolge durften ſich die Parteien nicht mehr aufs Fouragiren wagen. Dem König zwar öffnete, ſobald der Mangel ſich einſtellte, die Stadt Nürnberg ihre Vorrathshäuſer, aber Wallenſtein mußte ſeine Truppen aus weiter Ferne verſorgen. Ein großer, in Bayern aufgekaufter, Transport war an ihn auf dem Wege, und tauſend Mann wurden abgeſchickt, ihn ſicher in's Lager zu geleiten. Guſtav Adolph, davon benachrichtigt, ſandte ſogleich ein Kavallerie-Regiment aus, ſich dieſer Lieferung zu bemächtigen, und die Dunkelheit der Nacht begünſtigte die Unternehmung. Der ganze Transport fiel mit der Stadt, worin er hielt, in der Schweden Hände; die kaiſerliche Bedeckung wurde niedergehauen, gegen zwölfhundert Stück Vieh hinweg getrieben, und tauſend mit Brod bepackte Wagen, die nicht gut fortgebracht werden konnten, in Brand geſteckt. Sieben Regimenter, welche der Herzog von Friedland gegen Altorf vorrücken ließ, dem ſehnlich erwarteten Transport zur Bedeckung zu dienen, wurden von dem Könige, der ein Gleiches gethan hatte, den Rückzug der Seinigen zu decken, nach einem hartnäckigen Gefechte auseinander geſprengt, und mit Hinterlaſſung von vierhundert Todten in das kaiſerliche Lager zurückgetrieben. So viele Widerwärtigkeiten und eine ſo wenig erwartete Standhaftigkeit des Königs ließen den Herzog von Friedland bereuen, daß er die Gelegenheit zu einem Treffen ungenützt hatte vorbeiſtreichen laſſen. Jetzt machte die Feſtigkeit des

ſchwediſchen Lagers jeden Angriff unmöglich, und Nürnbergs bewaffnete Jugend diente dem Monarchen zu einer fruchtbaren Kriegerſchule, woraus er jeden Verluſt an Mannſchaft auf das Schnellſte erſetzen konnte. Der Mangel an Lebensmitteln, der ſich im kaiſerlichen Lager nicht weniger als im ſchwediſchen einſtellte, machte es zum mindeſten ſehr ungewiß, welcher von beiden Theilen den andern zuerſt zum Aufbruche zwingen würde.

Fünfzehn Tage ſchon hatten beide Armeen, durch gleich unerſteigliche Verſchanzungen gedeckt, einander im Geſichte geſtanden, ohne etwas mehr als leichte Streifereien und unbedeutende Scharmützel zu wagen. Auf beiden Seiten hatten anſteckende Krankheiten, natürliche Folgen der ſchlechten Nahrungsmittel und der eng zuſammengepreßten Volksmenge, mehr als das Schwert des Feindes die Mannſchaft vermindert, und mit jedem Tage ſtieg dieſe Noth. Endlich erſchien der längſt erwartete Succurs im ſchwediſchen Lager, und die beträchtliche Machtverſtärkung des Königs erlaubte ihm jetzt, ſeinem natürlichen Muth zu gehorchen und die Feſſel zu zerbrechen, die ihn bisher gebunden hielt.

Seiner Aufforderung gemäß, hatte Herzog Wilhelm von Weimar aus den Beſatzungen in Niederſachſen und Thüringen in aller Eilfertigkeit ein Corps aufgerichtet, welches bei Schweinfurt in Franken vier ſächſiſche Regimenter, und bald darauf bei Kitzingen die Truppen vom Rheinſtrom an ſich zog, die Landgraf Wilhelm von Heſſen-Kaſſel und der Pfalzgraf von Birkenfeld dem König zu Hülfe ſchickten. Der Reichskanzler Oxenſtierna übernahm es, dieſe vereinigte

Armee an den Ort ihrer Beſtimmung zu führen. Nachdem er ſich zu Windsheim noch mit dem Herzog Bernhard von Weimar und dem ſchwediſchen General Banner vereinigt hatte, rückte er in beſchleunigten Märſchen bis Pruck und Eltersdorf, wo er die Rednitz paſſirte und glücklich in das ſchwediſche Lager kam. Dieſer Succurs zählte beinahe fünfzigtauſend Mann, und führte ſechzig Stücke Geſchütz und viertauſend Bagagewagen bei ſich. So ſah ſich denn Guſtav Adolph an der Spitze von beinahe ſiebenzigtauſend Streitern, ohne noch die Miliz der Stadt Nürnberg zu rechnen, welche im Nothfalle dreißigtauſend rüſtige Bürger in's Feld ſtellen konnte. Eine furchtbare Macht, die einer andern nicht minder furchtbaren gegenüberſtand! Der ganze Krieg ſchien jetzt zuſammengepreßt in eine einzige Schlacht, um hier endlich ſeine letzte Entſcheidung zu erhalten. Angſtvoll blickte das getheilte Europa auf dieſen Kampfplatz hin, wo ſich die Kraft beider ſtreitenden Mächte, wie in einem Brennpunkt, fürchterlich ſammelte.

Aber hatte man ſchon vor der Ankunft des Succurſes mit Brodmangel kämpfen müſſen, ſo wuchs dieſes Uebel nunmehr in beiden Lagern (denn auch Wallenſtein hatte neue Verſtärkungen aus Bayern an ſich gezogen) zu einem ſchrecklichen Grade an. Außer den hundert und zwanzigtauſend Kriegern, die einander bewaffnet gegenüber ſtanden, außer einer Menge von mehr als fünfzigtauſend Pferden in beiden Armeen, außer den Bewohnern Nürnbergs, welche das ſchwediſche Heer an Anzahl weit übertrafen, zählte man

allein in dem Wallenſtein'ſchen Lager fünfzehntauſend Weiber und eben ſo viel Fuhrleute und Knechte, nicht viel weniger in dem ſchwediſchen. Die Gewohnheit jener Zeiten erlaubte dem Soldaten, ſeine Familie mit in das Feld zu führen. Bei den Kaiſerlichen ſchloß ſich eine unzählige Menge gutwilliger Frauensperſonen an den Heereszug an, und die ſtrenge Wachſamkeit über die Sitten im ſchwediſchen Lager, welche keine Ausſchweifung duldete, beförderte eben darum die rechtmäßigen Ehen. Für die junge Generation, welche dies Lager zum Vaterland hatte, waren ordentliche Feldſchulen errichtet und eine treffliche Zucht von Kriegern daraus gezogen, daß die Armeen bei einem langwierigen Kriege ſich durch ſich ſelbſt rekrutiren konnten. Kein Wunder, wenn dieſe wandelnden Nationen jeden Landſtrich aushungerten, auf dem ſie verweilten, und die Bedürfniſſe des Lebens durch dieſen entbehrlichen Troß übermäßig im Preiſe geſteigert wurden. Alle Mühlen um Nürnberg reichten nicht zu, das Korn zu mahlen, das jeder Tag verſchlang, und fünfzigtauſend Pfund Brod, welche die Stadt täglich in's Lager lieferte, reizten den Hunger bloß, ohne ihn zu befriedigen. Die wirklich bewundernswerthe Sorgfalt des Nürnberger Magiſtrats konnte nicht verhindern, daß nicht ein großer Theil der Pferde aus Mangel an Fütterung umfiel, und die zunehmende Wuth der Seuchen mit jedem Tage über hundert Menſchen in's Grab ſtreckte.

Dieſer Noth ein Ende zu machen, verließ endlich Guſtav Adolph, voll Zuverſicht auf ſeine überlegene Macht, am fünf und fünfzigſten Tage ſeine Linien, zeigte

ſich in voller Bataille dem Feind und ließ von drei Batterien, welche am Ufer der Rednitz errichtet waren, das friedländiſche Lager beſchießen. Aber unbeweglich ſtand der Herzog in ſeinen Verſchanzungen, und begnügte ſich, dieſe Ausforderung durch das Feuer der Musketen und Kanonen von Ferne zu beantworten. Den König durch Unthätigkeit aufzureiben und durch die Macht des Hungers ſeine Beharrlichkeit zu beſiegen, war ſein überlegter Entſchluß, und keine Vorſtellung Maximilians, keine Ungeduld der Armee, kein Spott des Feindes, konnte dieſen Vorſatz erſchüttern. In ſeiner Hoffnung getäuſcht und von der wachſenden Noth gedrungen, wagte ſich Guſtav Adolph nun an das Unmögliche, und der Entſchluß wurde gefaßt, das durch Natur und Kunſt gleich unbezwingliche Lager zu ſtürmen.

Nachdem er das Seinige dem Schutz der Nürnbergiſchen Miliz übergeben, rückte er am Bartholomäustage, dem acht und fünfzigſten, ſeitdem die Armee ihre Verſchanzungen bezogen, in voller Schlachtordnung heraus und paſſirte die Rednitz bei Fürth, wo er die feindlichen Vorpoſten mit leichter Mühe zum Weichen brachte. Auf den ſteilen Anhöhen zwiſchen der Biber und Rednitz, die alte Veſte und Altenberg genannt, ſtand die Hauptmacht des Feindes, und das Lager ſelbſt, von dieſen Hügeln beherrſcht, breitete ſich unabſehbar durch das Gefilde. Die ganze Stärke des Geſchützes war auf dieſen Hügeln verſammelt. Tiefe Gräben umſchloſſen unerſteigliche Schanzen, dichte Verhacke und ſtachelige Palliſaden verrammelten die

Zugänge zu dem ſteil anlaufenden Berge, von deſſen Gipfel Wallenſtein, ruhig und ſicher wie ein Gott, durch ſchwarze Rauchwolken ſeine Blitze verſendete. Hinter den Bruſtwehren lauerte der Musketen tückiſches Feuer, und ein gewiſſer Tod blickte aus hundert offenen Kanonenſchlünden dem verwegenen Stürmer entgegen. Auf dieſen gefahrvollen Poſten richtete Guſtav Adolph den Angriff, und fünfhundert Musketiere, durch weniges Fußvolk unterſtützt (mehrere zugleich konnten auf dem engen Kampfboden nicht zum Fechten kommen), hatten den unbeneideten Vorzug, ſich zuerſt in den offenen Rachen des Todes zu werfen. Wüthend war der Andrang, der Widerſtand fürchterlich; der ganzen Wuth des feindlichen Geſchützes ohne Bruſtwehr dahin gegeben, grimmig durch den Anblick des unvermeidlichen Todes, laufen dieſe entſchloſſenen Krieger gegen den Hügel Sturm, der ſich in Einem Moment in den flammenden Hekla verwandelt und einen eiſernen Hagel donnernd auf ſie herunter ſpeit. Zugleich dringt die ſchwere Kavallerie in die Lücken ein, welche die feindlichen Ballen in die gedrängte Schlachtordnung reißen, die feſtgeſchloſſenen Glieder trennten ſich, und die ſtandhafte Heldenſchaar, von der gedoppelten Macht der Natur und der Menſchen bezwungen, wendet ſich nach hundert zurückgelaſſenen Todten zur Flucht. Deutſche waren es, denen Guſtavs Parteilichkeit die tödtliche Ehre des erſten Angriffs beſtimmte; über ihren Rückzug ergrimmt, führte er jetzt ſeine Finnländer zum Sturm, durch ihren nordiſchen Muth die deutſche Feigheit zu beſchämen. Auch ſeine Finnländer, durch einen

ähnlichen Feuerregen empfangen, weichen der überlegenen Macht, und ein friſches Regiment tritt an ihre Stelle, mit gleich ſchlechtem Erfolge den Angriff zu erneuern. Dieſes wird von einem vierten und fünften und ſechsten abgelöst, daß während des zehnſtündigen Gefechtes alle Regimenter zum Angriff kommen und alle blutend und zerriſſen von dem Kampfplatz zurückkehren. Tauſend verſtümmelte Körper bedecken das Feld, und unbeſiegt ſetzt Guſtav den Angriff fort, und unerſchütterlich behauptet Wallenſtein ſeine Veſte.

Indeſſen hat ſich zwiſchen der kaiſerlichen Reiterei und dem linken Flügel der Schweden, der in einem Buſch an der Rednitz poſtirt war, ein heftiger Kampf entzündet, wo mit abwechſelndem Glück der Feind bald Beſiegter, bald Sieger bleibt, und auf beiden Seiten gleich viel Blut fließt, gleich tapfere Thaten geſchehen. Dem Herzog von Friedland und dem Prinzen Bernhard von Weimar werden die Pferde unter dem Leibe erſchoſſen; dem König ſelbſt reißt eine Stückkugel die Sohle von dem Stiefel. Mit ununterbrochener Wuth erneuern ſich Angriff und Widerſtand, bis endlich die eintretende Nacht das Schlachtfeld verfinſtert und die erbitterten Kämpfer zur Ruhe winkt. Jetzt aber ſind die Schweden ſchon zu weit vorgedrungen, um den Rückzug ohne Gefahr unternehmen zu können. Indem der König einen Offizier zu entdecken ſucht, den Regimentern durch ihn den Befehl zum Rückzug zu überſenden, ſtellt ſich ihm der Obriſt Hebron, ein tapferer Schottländer, dar, den bloß ſein natürlicher Muth aus dem Lager getrieben hatte, die Gefahr dieſes Tages

zu theilen. Ueber den König erzürnt, der ihm unlängſt bei einer gefahrvollen Aktion einen jüngern Obriſten vorgezogen, hatte er das raſche Gelübde gethan, ſeinen Degen nie wieder für den König zu ziehen. An ihn wendet ſich jetzt Guſtav Adolph, und, ſeinen Heldenmuth lobend, erſucht er ihn, die Regimenter zum Rückzug zu commandiren. „Sire," erwidert der tapfere Soldat, „das iſt der einzige Dienſt, den ich Eurer Majeſtät nicht verweigern kann, denn es iſt etwas dabei zu wagen;" und ſogleich ſprengt er davon, den erhaltenen Auftrag in's Werk zu richten. Zwar hatte ſich Herzog Bernhard von Weimar in der Hitze des Gefechts einer Anhöhe über der alten Veſte bemächtigt, von wo aus man den Berg und das ganze Lager beſtreichen konnte. Aber ein heftiger Platzregen, der in derſelben Nacht einfiel, machte den Abhang ſo ſchlüpfrig, daß es unmöglich war, die Kanonen hinaufzubringen, und ſo mußte man von freien Stücken dieſen mit Strömen Bluts errungenen Poſten verloren geben. Mißtrauiſch gegen das Glück, das ihn an dieſem entſcheidenden Tage verlaſſen hatte, getraute der König ſich nicht, mit erſchöpften Truppen am folgenden Tage den Sturm fortzuſetzen, und zum erſten Male überwunden, weil er nicht Ueberwinder war, führte er ſeine Truppen über die Rednitz zurück. Zweitauſend Todte, die er auf dem Wahlplatz zurückließ, bezeugten ſeinen Verluſt, und unüberwunden ſtand der Herzog von Friedland in ſeinen Linien.

Noch ganze vierzehn Tage nach dieſer Action blieben die Armeen einander gegenüber gelagert, jede in der

der Erwartung, die andere zum Aufbruch zu nöthigen. Je mehr mit jedem Tage der kleine Vorrath an Lebensmitteln ſchmolz, deſto ſchrecklicher wuchſen die Drangſale des Hungers, deſto mehr verwilderte der Soldat, und das Landvolk umher ward das Opfer ſeiner thieriſchen Raubſucht. Die ſteigende Noth löste alle Bande der Zucht und Ordnung im ſchwediſchen Lager auf, und beſonders zeichneten ſich die deutſchen Regimenter durch die Gewaltthätigkeiten aus, die ſie gegen Freund und Feind ohne Unterſchied verübten. Die ſchwache Hand eines Einzigen vermochte nicht einer Geſetzloſigkeit zu ſteuern, die durch das Stillſchweigen der untern Befehlshaber eine ſcheinbare Billigung und oft durch ihr eigenes verderbliches Beiſpiel Ermunterung erhielt. Tief ſchmerzte den Monarchen dieſer ſchimpfliche Verfall der Kriegszucht, in die er bis jetzt einen ſo gegründeten Stolz geſetzt hatte, und der Nachdruck, womit er den deutſchen Offizieren ihre Nachläſſigkeit verweist, bezeugt die Heftigkeit ſeiner Empfindungen. „Ihr Deutſchen,“ rief er aus, „ihr, ihr ſelbſt ſeyd es, die ihr euer eigenes Vaterland beſtehlt, und gegen eure eigenen Glaubensgenoſſen wüthet. Gott ſey mein Zeuge, ich verabſcheue euch, ich habe einen Ekel an euch, und das Herz gällt mir im Leibe, wenn ich euch anſchaue. Ihr übertretet meine Verordnungen, ihr ſeyd Urſache, daß die Welt mich verflucht, daß mich die Thränen der ſchuldloſen Armuth verfolgen, daß ich öffentlich hören muß: der König, unſer Freund, thut uns mehr Uebels an, als unſere grimmigſten Feinde. Euretwegen habe ich meine Krone ihres Schatzes

entblößt und über vierzig Tonnen Goldes aufgewendet; von eurem deutſchen Reich aber nicht erhalten, wovon ich mich ſchlecht bekleiden könnte. Euch gab ich Alles, was Gott mir zutheilte, und hättet ihr meine Geſetze geachtet, Alles, was er mir künftig noch geben mag, würde ich mit Freuden unter euch ausgetheilt haben. Eure ſchlechte Mannszucht überzeugt mich, daß ihr's böſe meint, wie ſehr ich auch Urſache haben mag, eure Tapferkeit zu loben."

Nürnberg hatte ſich über Vermögen angeſtrengt, die ungeheure Menſchenmenge, welche in ſeinem Gebiet zuſammengepreßt war, elf Wochen lang zu ernähren; endlich aber verſiegten die Mittel, und der König, als der zahlreichere Theil, mußte ſich eben darum zuerſt zum Abzug entſchließen. Mehr als zehntauſend ſeiner Einwohner hatte Nürnberg begraben, und Guſtav Adolph gegen zwanzigtauſend ſeiner Soldaten durch Krieg und Seuchen eingebüßt. Zertreten lagen alle umliegenden Felder, die Dörfer in Aſche, das beraubte Landvolk verſchmachtete auf den Straßen, Modergerüche verpeſteten die Luft, verheerende Seuchen, durch die kümmerliche Nahrung, durch den Qualm eines ſo bevölkerten Lagers und ſo vieler verweſenden Leichname, durch die Glut der Hundstage ausgebrütet, wütheten unter Menſchen und Thieren, und noch lange nach dem Abzug der Armeen drückten Mangel und Elend das Land. Gerührt von dem allgemeinen Jammer, und ohne Hoffnung, die Beharrlichkeit des Herzogs von Friedland zu beſiegen, hob der König am achten September ſein Lager auf und verließ Nürnberg, nachdem

er es zur Fürſorge mit einer hinlänglichen Beſatzung verſehen hatte. In völliger Schlachtordnung zog er an dem Feinde vorüber, der unbeweglich blieb, und nicht das Geringſte unternahm, ſeinen Abzug zu ſtören. Er richtete ſeinen Marſch nach Neuſtadt an der Aiſch und Windsheim, wo er fünf Tage ſtehen blieb, um ſeine Truppen zu erquicken und Nürnberg nahe zu ſeyn, wenn der Feind etwas gegen dieſe Stadt unternehmen ſollte. Aber Wallenſtein, der Erholung nicht weniger bedürftig, hatte auf den Abzug der Schweden nur gewartet, um den ſeinigen antreten zu können. Fünf Tage ſpäter verließ auch er ſein Lager bei Zirndorf und übergab es den Flammen. Hundert Rauchſäulen, die aus den eingeäſcherten Dörfern in der ganzen Runde zum Himmel ſtiegen, verkündigten ſeinen Abſchied, und zeigten der getröſteten Stadt, welchem Schickſale ſie ſelbſt entgangen war. Seinen Marſch, der gegen Forchheim gerichtet war, bezeichnete die ſchrecklichſte Verheerung; doch war er ſchon zu weit vorgerückt, um von dem König noch eingeholt zu werden. Dieſer trennte nun ſeine Armee, die das erſchöpfte Land nicht ernähren konnte, um mit einem Theile derſelben Franken zu behaupten, und mit dem andern ſeine Eroberungen in Bayern in eigener Perſon fortzuſetzen.

Unterdeſſen war die kaiſerlich-bayeriſche Armee in das Bisthum Bamberg gerückt, wo der Herzog von Friedland eine zweite Muſterung darüber anſtellte. Er fand dieſe ſechzigtauſend Mann ſtarke Macht durch Deſertion, Krieg und Seuchen bis auf vierundzwanzigtauſend Mann vermindert, von denen der vierte Theil

aus bayeriſchen Truppen beſtand. Und ſo hatte das Lager vor Nürnberg beide Theile mehr als zwei verlorne große Schlachten entkräftet, ohne den Krieg ſeinem Ende auch nur um etwas genähert, oder die geſpannten Erwartungen der europäiſchen Welt durch einen einzigen entſcheidenden Vorfall befriedigt zu haben. Den Eroberungen des Königs in Bayern wurde zwar auf eine Zeitlang durch die Diverſion bei Nürnberg ein Ziel geſteckt und Oeſterreich ſelbſt vor einem feindlichen Einfall geſichert; aber durch den Abzug von dieſer Stadt gab man ihm auch die völlige Freiheit zurück, Bayern auf's Neue zum Schauplatz des Krieges zu machen. Unbekümmert um das Schickſal dieſes Landes, und des Zwanges müde, den ihm die Verbindung mit dem Churfürſten auferlegte, ergriff der Herzog von Friedland begierig die Gelegenheit, ſich von dieſem läſtigen Gefährten zu trennen und ſeine Lieblingsentwürfe mit erneuertem Ernſt zu verfolgen. Noch immer ſeiner erſten Maxime getreu, Sachſen von Schweden zu trennen, beſtimmte er dieſes Land zum Winter=Aufenthalt ſeiner Truppen, und hoffte, durch ſeine verderbliche Gegenwart den Churfürſten um ſo eher zu einem beſondern Frieden zu zwingen.

Kein Zeitpunkt konnte dieſem Unternehmen günſtiger ſeyn. Die Sachſen waren in Schleſien eingefallen, wo ſie, in Vereinigung mit brandenburgiſchen und ſchwediſchen Hülfsvölkern, einen Vortheil nach dem andern über die Truppen des Kaiſers erfochten. Durch eine Diverſion, welche man dem Churfürſten in ſeinen eigenen Staaten machte, rettete man Schleſien; und

das Unternehmen war deſto leichter, da Sachſen durch den ſchleſiſchen Krieg von Vertheidigern entblößt und dem Feinde von allen Seiten geöffnet war. Die Nothwendigkeit, ein öſterreichiſches Erbland zu retten, ſchlug alle Einwendungen des Churfürſten von Bayern darnieder, und unter der Maske eines patriotiſchen Eifers für das Beſte des Kaiſers konnte man ihn mit um ſo weniger Bedenklichkeit aufopfern. Indem man dem König von Schweden das reiche Bayern zum Raube ließ, hoffte man in der Unternehmung auf Sachſen von ihm nicht geſtört zu werden, und die zunehmende Kaltſinnigkeit zwiſchen dieſem Monarchen und dem ſächſiſchen Hofe ließ ohnehin von ſeiner Seite wenig Eifer zu Befreiung Johann Georgs befürchten. Auf's Neue alſo von ſeinem argliſtigen Beſchützer im Stich gelaſſen, trennte ſich der Churfürſt zu Bamberg von Wallenſtein, um mit dem kleinen Ueberreſt ſeiner Truppen ſein hülfloſes Land zu vertheidigen, und die kaiſerliche Armee richtete unter Friedlands Anführung ihren Marſch durch Baireuth und Koburg nach dem Thüringer Walde.

Ein kaiſerlicher General, von Holk, war bereits mit ſechstauſend Mann in das Voigtland voraus geſchickt worden, dieſe wehrloſe Provinz mit Feuer und Schwert zu verheeren. Ihm wurde bald darauf Gallas nachgeſchickt, ein zweiter Feldherr des Herzogs und ein gleich treues Werkzeug ſeiner unmenſchlichen Befehle. Endlich wurde auch noch Graf Pappenheim aus Niederſachſen herbeigerufen, die geſchwächte Armee des Herzogs zu verſtärken und das Elend Sachſens vollkommen

zu machen. Zerſtörte Kirchen, eingeäſcherte Dörfer, verwüſtete Erndten, beraubte Familien, ermordete Unterthanen bezeichneten den Marſch dieſer Barbarenheere; das ganze Thüringen, Voigtland und Meißen erlagen unter dieſer dreifachen Geißel. Aber ſie waren nur die Vorläufer eines größern Elends, mit welchem der Herzog ſelbſt, an der Spitze der Hauptarmee, das unglückliche Sachſen bedrohte. Nachdem dieſer auf ſeinem Zuge durch Franken und Thüringen die ſchauderhafteſten Denkmäler ſeiner Wuth hinterlaſſen, erſchien er mit ſeiner ganzen Macht in dem Leipziger Kreiſe und zwang nach einer kurzen Belagerung die Stadt Leipzig zur Uebergabe. Seine Abſicht war, bis nach Dresden vorzudringen, und durch Unterwerfung des ganzen Landes dem Churfürſten Geſetze vorzuſchreiben. Schon näherte er ſich der Mulda, um die ſächſiſche Armee, die bis Torgau ihm entgegen gerückt war, mit ſeiner überlegenen Macht aus dem Felde zu ſchlagen, als die Ankunft des Königs von Schweden zu Erfurt ſeinen Eroberungsplanen eine unerwartete Grenze ſetzte. Im Gedränge zwiſchen der ſächſiſchen und ſchwediſchen Macht, welche Herzog Georg von Lüneburg von Niederſachſen aus noch zu verſtärken drohte, wich er eilfertig gegen Merſeburg zurück, um ſich dort mit dem Grafen von Pappenheim zu vereinigen und die eindringenden Schweden mit Nachdruck zurückzutreiben. Nicht ohne große Unruhe hatte Guſtav Adolph den Kunſtgriffen zugeſehen, welche Spanien und Oeſterreich verſchwendeten, um ſeinen Alliirten von ihm abtrünnig zu machen. So wichtig ihm das Bündniß mit Sachſen

war, ſo viel mehr Urſache hatte er, vor dem unbeſtändigen Gemüthe Johann Georgs zu zittern. Nie hatte zwiſchen ihm und dem Churfürſten ein aufrichtiges freundſchaftliches Verhältniß Statt gefunden. Einem Prinzen, der auf ſeine politiſche Wichtigkeit ſtolz, und gewohnt war, ſich als das Haupt ſeiner Partei zu betrachten, mußte die Einmiſchung einer fremden Macht in die Reichsangelegenheiten bedenklich und drückend ſeyn, und den Widerwillen, womit er die Fortſchritte dieſes unwillkommenen Fremdlings betrachtete, hatte nur die äußerſte Noth ſeiner Staaten auf eine Zeitlang beſiegen können. Das wachſende Anſehen des Königs in Deutſchland, ſein überwiegender Einfluß auf die proteſtantiſchen Stände, die nicht ſehr zweideutigen Beweiſe ſeiner ehrgeizigen Abſichten, bedenklich genug, die ganze Wachſamkeit der Reichsſtände aufzufordern, machten bei dem Churfürſten tauſend Beſorgniſſe rege, welche die kaiſerlichen Unterhändler geſchickt zu nähren und zu vergrößern wußten. Jeder eigenmächtige Schritt des Königs, jede auch noch ſo billige Forderung, die er an die Reichsfürſten machte, gaben dem Churfürſten Anlaß zu bittern Beſchwerden, die einen nahen Bruch zu verkündigen ſchienen. Selbſt unter den Generalen beider Theile zeigten ſich, ſo oft ſie vereinigt agiren ſollten, vielfache Spuren der Eiferſucht, welche ihre Beherrſcher entzweite. Johann Georgs natürliche Abneigung vor dem Krieg, und ſeine noch immer nicht unterdrückte Ergebenheit gegen Oeſterreich, begünſtigte Arnheims Bemühungen, der, in beſtändigem Einverſtändniſſe mit Wallenſtein, unermüdet daran arbeitete,

ſeinen Herrn zu einem Privatvergleich mit dem Kaiſer zu vermögen; und fanden ſeine Vorſtellungen auch lange Zeit keinen Eingang, ſo lehrte doch zuletzt der Erfolg, daß ſie nicht ganz ohne Wirkung geblieben waren.

Guſtav Adolph, mit Recht vor den Folgen bange, die der Abfall eines ſo wichtigen Bundesgenoſſen von ſeiner Partei für ſeine ganze künftige Exiſtenz in Deutſchland haben mußte, ließ kein Mittel unverſucht, dieſen bedenklichen Schritt zu verhindern, und bis jetzt hatten ſeine Vorſtellungen ihren Eindruck auf den Churfürſten nicht ganz verfehlt. Aber die fürchterliche Macht, womit der Kaiſer ſeine verführeriſchen Vorſchläge unterſtützte, und die Drangſale, die er bei längerer Weigerung über Sachſen zu häufen drohte, konnten endlich doch, wenn man ihn ſeinen Feinden hülflos dahingab, die Standhaftigkeit des Churfürſten überwinden, und dieſe Gleichgültigkeit gegen einen ſo wichtigen Bundesgenoſſen das Vertrauen aller übrigen Alliirten Schwedens zu ihrem Beſchützer auf immer darnieder ſchlagen. Dieſe Betrachtung bewog den König, den dringenden Einladungen, welche der hart bedrohte Churfürſt an ihn ergehen ließ, zum zweiten Male nachzugeben, und der Rettung dieſes Bundesgenoſſen alle ſeine glänzenden Hoffnungen aufzuopfern. Schon hatte er einen zweiten Angriff auf Ingolſtadt beſchloſſen, und die Schwäche des Churfürſten von Bayern rechtfertigte ſeine Hoffnung, dieſem erſchöpften Feinde doch endlich noch die Neutralität aufzudringen. Der Aufſtand des Landvolks in Oberöſterreich öffnete ihm dann den Weg in dieſes Land, und der Sitz des Kaiſerthrons konnte in ſeinen Händen

ſeyn, ehe Wallenſtein Zeit hatte, mit Hülfe herbeizu-eilen. Alle dieſe ſchimmernden Hoffnungen ſetzte er dem Wohl eines Alliirten nach, den weder Verdienſte noch guter Wille dieſes Opfers werth machten; der, bei den dringendſten Aufforderungen des Gemeingeiſtes, nur ſeinem eigenen Vortheil mit kleinlicher Selbſtſucht diente; der nicht durch die Dienſte, die man ſich von ihm verſprach, nur durch den Schaden, den man von ihm beſorgte, bedeutend war. Und wer erwehrt ſich nun des Unwillens, wenn er hört, daß auf dem Wege, den Guſtav Adolph jetzt zur Befreiung dieſes Fürſten antritt, der große König das Ziel ſeiner Thaten findet?

Schnell zog er ſeine Truppen im fränkiſchen Kreiſe zuſammen, und folgte dem Wallenſtein'ſchen Heere durch Thüringen nach. Herzog Bernhard von Weimar, der gegen Pappenheim war vorausgeſchickt worden, ſtieß bei Arnſtadt zu dem Könige, der ſich jetzt an der Spitze von zwanzigtauſend Mann geübter Truppen erblickte. Zu Erfurt trennte er ſich von ſeiner Gemahlin, die ihn nicht eher als zu Weißenfels — im Sarge wieder ſehen ſollte; der bange gepreßte Abſchied deutete auf eine ewige Trennung. Er erreichte Naumburg am erſten November des Jahrs 1632, ehe die dahin detaſchirten Corps des Herzogs von Friedland ſich dieſes Platzes bemächtigen konnten. Schaarenweiſe ſtrömte alles Volk aus der umliegenden Gegend herbei, den Helden, den Rächer, den großen König anzuſtaunen, der ein Jahr vorher auf eben dieſem Boden als ein rettender Engel erſchienen war. Stimmen der Freude umtönten ihn, wo er ſich ſehen ließ; anbetend ſtürzte ſich Alles vor

ihm auf die Kniee; man ſtritt ſich um die Gunſt, die Scheide ſeines Schwerts, den Saum ſeines Kleides zu berühren. Den beſcheidenen Helden empörte dieſer unſchuldige Tribut, den ihm die aufrichtigſte Dankbarkeit und Bewunderung zollte. „Iſt es nicht, als ob dieſes Volk mich zum Gott mache?“ ſagte er zu ſeinen Begleitern. „Unſere Sachen ſtehen gut; aber ich fürchte, die Rache des Himmels wird mich für dieſes verwegene Gaukelſpiel ſtrafen, und dieſem thörichten Haufen meine ſchwache ſterbliche Menſchheit früh genug offenbaren.“ Wie liebenswürdig zeigt ſich uns Guſtav, eh' er auf ewig von uns Abſchied nimmt! Auch in der Fülle ſeines Glücks die richtende Nemeſis ehrend, verſchmäht er eine Huldigung, die nur den Unſterblichen gebührt, und ſein Recht auf unſere Thränen verdoppelt ſich, eben da er dem Augenblick nahe iſt, ſie zu erregen.

Unterdeſſen war der Herzog von Friedland dem anrückenden König bis Weißenfels entgegen gezogen, entſchloſſen, die Winterquartiere in Sachſen, auch wenn es eine Schlacht koſten ſollte, zu behaupten. Seine Unthätigkeit vor Nürnberg hatte ihn dem Verdacht ausgeſetzt, als ob er ſich mit dem nordiſchen Helden nicht zu meſſen wagte, und ſein ganzer Ruhm war in Gefahr, wenn er die Gelegenheit zu ſchlagen zum zweiten Male entwiſchen ließ. Seine Ueberlegenheit an Truppen, wiewohl weit geringer, als ſie in der erſten Zeit des nürnbergiſchen Lagers geweſen, machte ihm die wahrſcheinlichſte Hoffnung zum Sieg, wenn er den König, vor der Vereinigung deſſelben mit den Sachſen, in ein Treffen verwickeln konnte. Aber ſeine jetzige

Zuverſicht war nicht ſowohl auf ſeine größere Truppenzahl, als auf die Verſicherungen ſeines Aſtrologen Seni gegründet, welcher in den Sternen geleſen hatte, daß das Glück des ſchwediſchen Monarchen im November untergehen würde. Ueberdies waren zwiſchen Kamburg und Weißenfels enge Päſſe, von einer fortlaufenden Bergkette und der nahe ſtrömenden Saale gebildet, welche es der ſchwediſchen Armee äußerſt ſchwer machten, vorzudringen, und mit Hülfe weniger Truppen gänzlich geſchloſſen werden konnten. Dem König blieb dann keine andere Wahl, als ſich mit größter Gefahr durch die Defileen zu winden, oder einen beſchwerlichen Rückzug durch Thüringen zu nehmen, und in einem verwüſteten Lande, wo es an jeder Nothdurft gebrach, den größten Theil ſeiner Truppen einzubüßen. Die Geſchwindigkeit, mit der Guſtav Adolph von Naumburg Beſitz nahm, vernichtete dieſen Plan, und jetzt war es Wallenſtein ſelbſt, der den Angriff erwartete.

Aber in dieſer Erwartung ſah er ſich getäuſcht, als der König, anſtatt ihm bis Weißenfels entgegen zu rücken, alle Anſtalten traf, ſich bei Naumburg zu verſchanzen, und hier die Verſtärkungen zu erwarten, welche der Herzog von Lüneburg im Begriff war ihm zuzuführen. Unſchlüſſig, ob er dem König durch die engen Päſſe zwiſchen Weißenfels und Naumburg entgegen gehen, oder in ſeinem Lager unthätig ſtehen bleiben ſollte, verſammelte er ſeinen Kriegsrath, um die Meinung ſeiner erfahrenſten Generale zu vernehmen. Keiner von Allen fand es rathſam, den König in ſeiner vortheilhaften Stellung anzugreifen, und die Vorkehrungen,

welche dieſer zu Befeſtigung ſeines Lagers traf, ſchienen deutlich anzuzeigen, daß er gar nicht Willens ſey, es ſo bald zu verlaſſen. Aber eben ſo wenig erlaubte der eintretende Winter, den Feldzug zu verlängern, und eine der Ruhe ſo ſehr bedürftige Armee durch fortgeſetzte Campirung zu ermüden. Alle Stimmen erklärten ſich für die Endigung des Feldzugs, um ſo mehr, da die wichtige Stadt Köln am Rhein von holländiſchen Truppen gefährlich bedroht war, und die Fortſchritte des Feindes in Weſtphalen und am Unterrhein die nachdrücklichſte Hülfe in dieſen Gegenden erheiſchten. Der Herzog von Friedland erkannte das Gewicht dieſer Gründe, und beinahe überzeugt, daß von dem König für dieſe Jahrszeit kein Angriff mehr zu befürchten ſey, bewilligte er ſeinen Truppen die Winterquartiere, doch ſo, daß ſie auf's Schnellſte verſammelt waren, wenn etwa der Feind gegen alle Erwartung noch einen Angriff wagte. Graf Pappenheim wurde mit einem großen Theile des Heers entlaſſen, um der Stadt Köln zu Hülfe zu eilen, und auf dem Wege dahin die Feſtung Moritzburg bei Halle in Beſitz zu nehmen. Einzelne Corps bezogen in den ſchicklichſten Städten umher ihre Winterquartiere, um die Bewegungen des Feindes von allen Seiten beobachten zu können. Graf Kolloredo bewachte das Schloß zu Weißenfels, und Wallenſtein ſelbſt blieb mit dem Ueberreſte unweit Merſeburg zwiſchen dem Floßgraben und der Saale ſtehen, von wo er geſonnen war, ſeinen Marſch über Leipzig zu nehmen und die Sachſen von dem ſchwediſchen Heere abzuſchneiden.

Kaum aber hatte Guſtav Adolph den Abzug Pappenheims vernommen, ſo verließ er plötzlich ſein Lager bei Naumburg, und eilte, den um die Hälfte geſchwächten Feind mit ſeiner ganzen Macht anzufallen. In beſchleunigtem Marſche rückte er gegen Weißenfels vor, von wo aus ſich das Gerücht von ſeiner Ankunft ſchnell bis zum Feinde verbreitete und den Herzog von Friedland in die höchſte Verwunderung ſetzte. Aber es galt jetzt einen ſchnellen Entſchluß, und der Herzog hatte ſeine Maßregeln bald genommen. Obgleich man dem zwanzigtauſend Mann ſtarken Feinde nicht viel über zwölftauſend entgegen zu ſetzen hatte, ſo konnte man doch hoffen, ſich bis zu Pappenheims Rückkehr zu behaupten, der ſich höchſtens fünf Meilen weit, bis Halle, entfernt haben konnte. Schnell flogen Eilboten ab, ihn zurückzurufen, und zugleich zog ſich Wallenſtein in die weite Ebene zwiſchen dem Floßgraben und Lützen, wo er in völliger Schlachtordnung den König erwartete, und ihn durch dieſe Stellung von Leipzig und den ſächſiſchen Völkern trennte.

Drei Kanonenſchüſſe, welche Graf Kolloredo von dem Schloſſe zu Weißenfels abbrannte, verkündigten den Marſch des Königs, und auf dieſes verabredete Signal zogen ſich die friedländiſchen Vortruppen unter dem Commando des Kroaten-Generals Iſolani zuſammen, die an der Rippach gelegenen Dörfer zu beſetzen. Ihr ſchwacher Widerſtand hielt den anrückenden Feind nicht auf, der bei dem Dorfe Rippach über das Waſſer dieſes Namens ſetzte, und ſich unterhalb Lützen der kaiſerlichen Schlachtordnung gegenüber ſtellte. Die

Landſtraße, welche von Weißenfels nach Leipzig führt, wird zwiſchen Lützen und Markranſtädt von dem Floß=graben durchſchnitten, der ſich von Zeitz nach Merſe=burg erſtreckt und die Elſter mit der Saale verbindet. An dieſen Canal lehnte ſich der linke Flügel der Kai=ſerlichen und der rechte des Königs von Schweden, doch ſo, daß ſich die Reiterei beider Theile noch jenſeits deſ=ſelben verbreitete. Nordwärts hinter Lützen hatte ſich Wallenſteins rechter Flügel, und ſüdwärts von dieſem Städtchen der linke Flügel des ſchwediſchen Heeres ge=lagert. Beide Armeen kehrten der Landſtraße ihre Fronte zu, welche mitten durch ſie hinging, und eine Schlacht=ordnung von der andern abſonderte. Aber eben dieſer Landſtraße hatte ſich Wallenſtein am Abend vor der Schlacht zum großen Nachtheil ſeines Gegners bemäch=tigt, die zu beiden Seiten derſelben fortlaufenden Grä=ben vertiefen und durch Musketiere beſetzen laſſen, daß der Uebergang ohne Beſchwerlichkeit und Gefahr nicht zu wagen war. Hinter denſelben ragte eine Batterie von ſieben großen Kanonen hervor, das Musketenfeuer aus den Gräben zu unterſtützen, und an den Wind=mühlen, nahe hinter Lützen, waren vierzehn kleinere Feldſtücke auf einer Anhöhe aufgepflanzt, von der man einen großen Theil der Ebene beſtreichen konnte. Die Infanterie, in nicht mehr als fünf große und unbehülf=liche Brigaden vertheilt, ſtand in einer Entfernung von dreihundert Schritten hinter der Landſtraße in Schlacht=ordnung, und die Reiterei bedeckte die Flanken. Alles Gepäcke ward nach Leipzig geſchickt, um die Bewe=gungen des Heeres nicht zu hindern, und bloß die

Munitionswagen hielten hinter dem Treffen. Um die Schwäche der Armee zu verbergen, mußten alle Troßjungen und Knechte zu Pferde ſitzen, und ſich an den linken Flügel anſchließen; doch nur ſo lange, bis die Pappenheim'ſchen Völker anlangten. Dieſe ganze Anordnung geſchah in der Finſterniß der Nacht, und ehe der Tag graute, war Alles zum Empfang des Feindes bereitet.

Noch an eben dieſem Abend erſchien Guſtav Adolph auf der gegenüber liegenden Ebene, und ſtellte ſeine Völker zum Treffen. Die Schlachtordnung war dieſelbe, wodurch er das Jahr vorher bei Leipzig geſiegt hatte. Durch das Fußvolk wurden kleine Schwadronen verbreitet, unter die Reiterei hin und wieder eine Anzahl Musketiere vertheilt. Die ganze Armee ſtand in zwei Linien, den Floßgraben zur Rechten und hinter ſich, vor ſich die Landſtraße, und die Stadt Lützen zur Linken. In der Mitte hielt das Fußvolk unter des Grafen von Brahe Befehlen, die Reiterei auf den Flügeln, und vor der Fronte das Geſchütz. Einem deutſchen Helden, dem Herzog Bernhard von Weimar, war die deutſche Reiterei des linken Flügels untergeben, und auf dem rechten führte der König ſelbſt ſeine Schweden an, die Eiferſucht beider Völker zu einem edeln Wettkampfe zu erhitzen. Auf ähnliche Art war das zweite Treffen geordnet, und hinter demſelben hielt ein Reſervecorps unter Henderſons, eines Schottländers, Commando.

Alſo gerüſtet erwartete man die blutige Morgenröthe, um einen Kampf zu beginnen, den mehr der

lange Aufſchub als die Wichtigkeit der möglichen Folgen, mehr die Auswahl als die Anzahl der Truppen furchtbar und merkwürdig machten. Die geſpannten Erwartungen Europens, die man im Lager vor Nürnberg hinterging, ſollten nun in den Ebenen Lützens befriedigt werden. Zwei ſolche Feldherren, ſo gleich an Anſehn, an Ruhm und an Fähigkeit, hatten im ganzen Laufe dieſes Krieges noch in keiner offenbaren Schlacht ihre Kräfte gemeſſen, eine ſo hohe Wette noch nie die Kühnheit geſchreckt, ein ſo wichtiger Preis noch nie die Hoffnung begeiſtert. Der morgende Tag ſollte Europa ſeinen erſten Kriegsfürſten kennen lehren und einen Ueberwinder dem nie Ueberwundenen geben. Ob am Lechſtrom und bei Leipzig Guſtav Adolphs Genie, oder nur die Ungeſchicklichkeit ſeines Gegners den Ausſchlag beſtimmte, mußte der morgende Tag außer Zweifel ſetzen. Morgen mußte Friedlands Verdienſt die Wahl des Kaiſers rechtfertigen, und die Größe des Mannes die Größe des Preiſes aufwägen, um den er erkauft worden war. Eiferſüchtig theilte jeder einzelne Mann im Heere ſeines Führers Ruhm, und unter jedem Harniſche wechſelten die Gefühle, die den Buſen der Generale durchflammten. Zweifelhaft war der Sieg, gewiß die Arbeit und das Blut, das er dem Ueberwinder wie dem Ueberwundenen koſten mußte. Man kannte den Feind vollkommen, dem man jetzt gegenüber ſtand, und die Bangigkeit, die man vergeblich bekämpfte, zeugte glorreich für ſeine Stärke.

Endlich erſcheint der gefürchtete Morgen; aber ein undurchdringlicher Nebel, der über das ganze Schlachtfeld

verbreitet liegt, verzögert den Angriff noch bis zur Mittagsſtunde. Vor der Fronte knieend hält der König ſeine Andacht; die ganze Armee, auf die Kniee hingeſtürzt, ſtimmt zu gleicher Zeit ein rührendes Lied an und die Feldmuſik begleitet den Geſang. Dann ſteigt der König zu Pferde, und bloß mit einem ledernen Koller und einem Tuchrock bekleidet (eine vormals empfangene Wunde erlaubte ihm nicht mehr, den Harniſch zu tragen), durchreitet er die Glieder, den Muth der Truppen zu einer frohen Zuverſicht zu entflammen, die ſein eigner ahnungsvoller Buſen verläugnet. „Gott mit uns!“ war das Wort der Schweden; das der Kaiſerlichen: „Jeſus Maria.“ Gegen elf Uhr fängt der Nebel an, ſich zu zertheilen, und der Feind wird ſichtbar. Zugleich ſieht man Lützen in Flammen ſtehen, auf Befehl des Herzogs in Brand geſteckt, damit er von dieſer Seite nicht überflügelt würde. Jetzt tönt die Loſung, die Reiterei ſprengt gegen den Feind und das Fußvolk iſt im Anmarſch gegen die Gräben.

Von einem fürchterlichen Feuer der Musketen und des dahinter gepflanzten groben Geſchützes empfangen, ſetzen dieſe tapfern Bataillons mit unerſchrockenem Muth ihren Angriff fort, die feindlichen Musketiere verlaſſen ihren Poſten, die Gräben ſind überſprungen, die Batterie ſelbſt wird erobert und ſogleich gegen den Feind gerichtet. Sie dringen weiter mit unaufhaltſamer Gewalt, die erſte der fünf friedländiſchen Brigaden wird niedergeworfen, gleich darauf die zweite, und ſchon wendet ſich die dritte zur Flucht; aber hier ſtellt ſich der ſchnell gegenwärtige Geiſt des Herzogs ihrem

Andrang entgegen. Mit Blitzesſchnelligkeit iſt er da, der Unordnung ſeines Fußvolkes zu ſteuern, und ſeinem Machtwort gelingt's, die Fliehenden zum Stehen zu bewegen. Von drei Kavallerie-Regimentern unterſtützt, machen die ſchon geſchlagenen Brigaden auf's Neue Fronte gegen den Feind, und dringen mit Macht in ſeine zerriſſenen Glieder. Ein mörderiſcher Kampf erhebt ſich, der nahe Feind gibt dem Schießgewehr keinen Raum, die Wuth des Angriffs keine Friſt mehr zur Ladung, Mann ficht gegen Mann, das unnütze Feuerrohr macht dem Schwert und der Pike Platz, und die Kunſt der Erbitterung. Ueberwältigt von der Menge weichen endlich die ermatteten Schweden über die Gräben zurück, und die ſchon eroberte Batterie geht bei dieſem Rückzug verloren. Schon bedecken tauſend verſtümmelte Leichen das Land, und noch iſt kein Fuß breit Erde gewonnen.

Indeſſen hat der rechte Flügel des Königs, von ihm ſelbſt angeführt, den linken des Feindes angefallen. Schon der erſte machtvolle Andrang der ſchweren finnländiſchen Küraſſiere zerſtreute die leicht berittenen Polen und Kroaten, die ſich an dieſen Flügel anſchloſſen, und ihre unordentliche Flucht theilte auch der übrigen Reiterei Furcht und Verwirrung mit. In dieſem Augenblick hinterbringt man dem König, daß ſeine Infanterie über die Gräben zurückweiche, und auch ſein linker Flügel durch das feindliche Geſchütz von den Windmühlen aus furchtbar geängſtigt und ſchon zum Weichen gebracht werde. Mit ſchneller Beſonnenheit überträgt er dem General von Horn, den ſchon geſchlagenen linken

Flügel des Feindes zu verfolgen, und er ſelbſt eilt an der Spitze des Stenbock'ſchen Regiments davon, der Unordnung ſeines eigenen linken Flügels abzuhelfen. Sein edles Roß trägt ihn pfeilſchnell über die Gräben; aber ſchwerer wird den nachfolgenden Schwadronen der Uebergang, und nur wenige Reiter, unter denen Franz Albert, Herzog von Sachſen-Lauenburg, genannt wird, waren behend genug, ihm zur Seite zu bleiben. Er ſprengte geraden Weges demjenigen Orte zu, wo ſein Fußvolk am gefährlichſten bedrängt war, und indem er ſeine Blicke umherſendet, irgend eine Blöße des feindlichen Heeres auszuſpähen, auf die er den Angriff richten könnte, führt ihn ſein kurzes Geſicht zu nah an daſſelbe. Ein kaiſerlicher Gefreiter bemerkt, daß dem Vorüberſprengenden Alles ehrfurchtsvoll Platz macht, und ſchnell befiehlt er einem Musketier, auf ihn anzuſchlagen. „Auf den dort ſchieße," ruft er, „das muß ein vornehmer Mann ſeyn." Der Soldat drückt ab, und dem König wird der linke Arm zerſchmettert. In dieſem Augenblicke kommen ſeine Schwadronen dahergeſprengt, und ein verwirrtes Geſchrei: Der König blutet! — Der König iſt erſchoſſen! bereitet unter den Ankommenden Schrecken und Entſetzen aus. „Es iſt nichts — folgt mir!" ruft der König, ſeine ganze Stärke zuſammenraffend; aber überwältigt von Schmerz und der Ohnmacht nahe, bittet er in franzöſiſcher Sprache den Herzog von Lauenburg, ihn ohne Aufſehen aus dem Gedränge zu ſchaffen. Indem der Letztere auf einem weiten Umweg, um der muthloſen Infanterie dieſen niederſchlagenden Anblick zu entziehen,

nach dem rechten Flügel mit dem Könige umwendet, erhält dieſer einen zweiten Schuß durch den Rücken, der ihm den letzten Reſt ſeiner Kräfte raubt. „Ich habe genug, Bruder!“ ruft er mit ſterbender Stimme; „ſuche du nur dein Leben zu retten.“ Zugleich ſank er vom Pferde, und von noch mehr Schüſſen durchbohrt, von allen ſeinen Begleitern verlaſſen, verhauchte er unter den räuberiſchen Händen der Kroaten ſein Leben. Bald entdeckte ſein ledig fliehendes, in Blut gebadetes Roß der ſchwediſchen Reiterei ihres Königs Fall, und wüthend dringt ſie herbei, dem gierigen Feind dieſe heilige Beute zu entreißen. Um ſeinen Leichnam entbrennt ein mörderiſches Gefecht, und der entſtellte Körper wird unter einem Hügel von Todten begraben.

Die Schreckenspoſt durcheilt in kurzer Zeit das ganze ſchwediſche Heer; aber anſtatt den Muth dieſer tapfern Schaaren zu ertödten, entzündet ſie ihn vielmehr zu einem neuen, wilden, verzehrenden Feuer. Das Leben fällt in ſeinem Preiſe, da das heiligſte aller Leben dahin iſt, und der Tod hat für den Niedrigen keine Schrecken mehr, ſeitdem er das gekrönte Haupt nicht verſchonte. Mit Löwengrimm werfen ſich die upländiſchen, ſmaländiſchen, finniſchen, oſt- und weſtgothiſchen Regimenter zum zweiten Male auf den linken Flügel des Feindes, der dem General von Horn nur noch ſchwachen Widerſtand leiſtet und jetzt völlig aus dem Felde geſchlagen wird. Zugleich gibt Herzog Bernhard von Weimar dem verwaisten Heere der Schweden in ſeiner Perſon ein fähiges Oberhaupt,

und der Geiſt Guſtav Adolphs führt von Neuem ſeine ſiegreichen Schaaren. Schnell iſt der linke Flügel wieder geordnet, und mit Macht dringt er auf den rechten der Kaiſerlichen ein. Das Geſchütz an den Windmühlen, das ein ſo mörderiſches Feuer auf die Schweden geſchleudert hatte, fällt in ſeine Hand, und auf die Feinde ſelbſt werden jetzt dieſe Donner gerichtet. Auch der Mittelpunkt des ſchwediſchen Fußvolks ſetzt unter Bernhards und Kniephauſens Anführung auf's Neue gegen die Gräben an, über die er ſich glücklich hinwegſchwingt und zum zweiten Male die Batterie der ſieben Kanonen erobert. Auf die ſchweren Bataillons des feindlichen Mittelpunkts wird jetzt mit gedoppelter Wuth der Angriff erneuert, immer ſchwächer und ſchwächer widerſtehen ſie, und der Zufall ſelbſt verſchwört ſich mit der ſchwediſchen Tapferkeit, ihre Niederlage zu vollenden. Feuer ergreift die kaiſerlichen Pulverwagen, und unter ſchrecklichem Donnerknalle ſieht man die aufgehäuften Granaten und Bomben in die Lüfte fliegen. Der in Beſtürzung geſetzte Feind wähnt ſich von hinten angefallen, indem die ſchwediſchen Brigaden von vorn ihm entgegenſtürmen. Der Muth entfällt ihm. Er ſieht ſeinen linken Flügel geſchlagen, ſeinen rechten im Begriff zu erliegen, ſein Geſchütz in des Feindes Hand. Es neigt ſich die Schlacht zu ihrer Entſcheidung, das Schickſal des Tages hängt nur noch an einem einzigen Augenblick — da erſcheint Pappenheim auf dem Schlachtfelde mit Küraſſieren und Dragonern; alle erhaltenen Vortheile ſind verloren und eine ganz neue Schlacht fängt an.

Der Befehl, welcher dieſen General nach Lützen zurückrief, hatte ihn zu Halle erreicht, eben da ſeine Völker mit Plünderung dieſer Stadt noch beſchäftigt waren. Unmöglich war's, das zerſtreute Fußvolk mit der Schnelligkeit zu ſammeln, als die dringende Ordre und die Ungeduld dieſes Kriegers verlangten. Ohne es zu erwarten, ließ er acht Regimenter Kavallerie aufſitzen, und eilte an der Spitze derſelben ſpornſtreichs auf Lützen zu, an dem Feſte der Schlacht Theil zu nehmen. Er kam noch eben recht, um die Flucht des kaiſerlichen linken Flügels, den Guſtav Horn aus dem Felde ſchlug, zu bezeugen, und ſich anfänglich ſelbſt darein verwickelt zu ſehen. Aber mit ſchneller Gegenwart des Geiſtes ſammelt er dieſe flüchtigen Völker wieder, und führt ſie auf's Neue gegen den Feind. Fortgeriſſen von ſeinem wilden Muth, und voll Ungeduld, dem König ſelbſt, den er an der Spitze dieſes Flügels vermuthet, gegenüber zu fechten, bricht er fürchterlich in die ſchwediſchen Schaaren, die, ermattet vom Sieg und an Anzahl zu ſchwach, dieſer Flut von Feinden nach dem männlichſten Widerſtand unterliegen. Auch den erlöſchenden Muth des kaiſerlichen Fußvolks ermuntert Pappenheims nicht mehr gehoffte Erſcheinung, und ſchnell benutzt der Herzog von Friedland den günſtigen Augenblick, das Treffen auf's Neue zu formiren. Die dicht geſchloſſenen ſchwediſchen Bataillons werden unter einem mörderiſchen Gefechte über die Gräben zurückgetrieben und die zweimal verlornen Kanonen zum zweiten Male ihren Händen entriſſen. Das ganze gelbe Regiment, als das trefflichſte von allen, die an dieſem

blutigen Tage Beweiſe ihres Heldenmuths gaben, lag todt dahin geſtreckt, und bedeckte noch in derſelben ſchönen Ordnung den Wahlplatz, den es lebend mit ſo ſtandhaftem Muthe behauptet hatte. Ein ähnliches Loos traf ein anderes blaues Regiment, welches Graf Piccolomini mit der kaiſerlichen Reiterei nach dem wüthendſten Kampfe zu Boden warf. Zu ſieben verſchiedenen Malen wiederholte dieſer treffliche General den Angriff; ſieben Pferde wurden unter ihm erſchoſſen, und ſechs Musketenkugeln durchbohrten ihn. Dennoch verließ er das Schlachtfeld nicht eher, als bis ihn der Rückzug des ganzen Heeres mit fortriß. Den Herzog ſelbſt ſah man, mitten unter dem feindlichen Kugelregen, mit kühler Seele ſeine Truppen durchreiten, dem Nothleidenden nahe mit Hülfe, dem Tapfern mit Beifall, dem Verzagten mit ſeinem ſtrafenden Blick. Um und neben ihm ſtürzen ſeine Völker entſeelt dahin, und ſein Mantel wird von vielen Kugeln durchlöchert. Aber die Rachegötter beſchützen heute ſeine Bruſt, für die ſchon ein anderes Eiſen geſchliffen iſt; auf dem Bette, wo Guſtav erblaßte, ſollte Wallenſtein den ſchuldbefleckten Geiſt nicht verhauchen.

Nicht ſo glücklich war Pappenheim, der Telamonier des Heers, der furchtbarſte Soldat des Hauſes Oeſterreich und der Kirche. Glühende Begier, dem König ſelbſt im Kampfe zu begegnen, riß den Wüthenden mitten in das blutigſte Schlachtgewühl, wo er ſeinen edeln Feind am wenigſten zu verfehlen hoffte. Auch Guſtav hatte den feurigſten Wunſch gehegt, dieſen geachteten Gegner von Angeſicht zu ſehen, aber die

feindſelige Sehnſucht blieb ungeſtillt, und erſt der Tod führte die verſöhnten Helden zuſammen. Zwei Musketenkugeln durchbohrten Pappenheims narbenvolle Bruſt, und gewaltſam mußten ihn die Seinigen aus dem Mordgewühl tragen. Indem man beſchäftigt war, ihn hinter das Treffen zu bringen, drang ein Gemurmel zu ſeinen Ohren, daß der, den er ſuchte, entſeelt auf dem Wahlplatz liege. Als man ihm die Wahrheit dieſes Gerüchtes bekräftigte, erheiterte ſich ſein Geſicht und das letzte Feuer blitzte in ſeinen Augen. „So hinterbringe man denn dem Herzog von Friedland,“ rief er aus, „daß ich ohne Hoffnung zum Leben darnieder liege, aber fröhlich dahin ſcheide, da ich weiß, daß dieſer unverſöhnliche Feind meines Glaubens an Einem Tage mit mir gefallen iſt.“

Mit Pappenheim verſchwand das Glück der Kaiſerlichen von dem Schlachtfelde. Nicht ſobald vermißte die ſchon einmal geſchlagene und durch ihn allein wieder hergeſtellte Reiterei des linken Flügels ihren ſieghaften Führer, als ſie Alles verloren gab und mit muthloſer Verzweiflung das Weite ſuchte. Gleiche Beſtürzung ergriff auch den rechten Flügel, wenige Regimenter ausgenommen, welche die Tapferkeit ihrer Obriſten, Götz, Terzky, Kolloredo und Piccolomini, nöthigte, Stand zu halten. Die ſchwediſche Infanterie benutzt mit ſchneller Entſchloſſenheit die Beſtürzung des Feindes. Um die Lücken zu ergänzen, welche der Tod in ihr Vordertreffen geriſſen, ziehen ſich beide Linien in Eine zuſammen, die den letzten entſcheidenden Angriff wagt. Zum dritten Male ſetzt ſie über die

Gräben und zum dritten Male werden die dahinter gepflanzten Stücke erobert. Die Sonne neigt ſich eben zum Untergang, indem beide Schlachtordnungen auf einander treffen. Heftiger erhitzt ſich der Streit an ſeinem Ende, die letzte Kraft ringt mit der letzten Kraft, Geſchicklichkeit und Wuth thun ihr Aeußerſtes, in den letzten theuren Minuten den ganzen verlorenen Tag nachzuholen. Umſonſt, die Verzweiflung erhebt jede über ſich ſelbſt, keine verſteht zu ſiegen, keine zu weichen, und die Taktik erſchöpft hier ihre Wunder nur, um dort neue, nie gelernte, nie in Uebung gebrachte Meiſterſtücke der Kunſt zu entwickeln. Endlich ſetzten Nebel und Nacht dem Gefecht eine Grenze, dem die Wuth keine ſetzen will, und der Angriff hört auf, weil man ſeinen Feind nicht mehr findet. Beide Kriegsheere ſcheiden mit ſtillſchweigender Uebereinkunft aus einander, die erfreuenden Trompeten ertönen, und jedes, für unbeſiegt ſich erklärend, verſchwindet aus dem Gefilde.

Die Artillerie beider Theile blieb, weil die Roſſe ſich verlaufen, die Nacht über auf dem Wahlplatze verlaſſen ſtehen — zugleich der Preis und die Urkunde des Sieges für den, der die Wahlſtatt eroberte. Aber über der Eilfertigkeit, mit der er von Leipzig und Sachſen Abſchied nahm, vergaß der Herzog von Friedland, ſeinen Antheil daran von dem Schlachtfelde abzuholen. Nicht lange nach geendigtem Treffen erſchien das Pappenheim'ſche Fußvolk, das ſeinem voraus eilenden General nicht ſchnell genug hatte folgen können, ſechs Regimenter ſtark, auf dem Wahlplatz; aber die Arbeit

war gethan. Wenige Stunden früher würde dieſe beträchtliche Verſtärkung die Schlacht wahrſcheinlich zum Vortheil des Kaiſers entſchieden, und ſelbſt noch jetzt durch Eroberung des Schlachtfelds die Artillerie des Herzogs gerettet und die ſchwediſche erbeutet haben. Aber keine Ordre war da, ihr Verhalten zu beſtimmen, und zu ungewiß über den Ausgang der Schlacht, nahm ſie ihren Weg nach Leipzig, wo ſie das Hauptheer zu finden hoffte.

Dahin hatte der Herzog von Friedland ſeinen Rückzug genommen, und ohne Geſchütz, ohne Fahnen und beinahe ohne alle Waffen folgte ihm am andern Morgen der zerſtreute Ueberreſt ſeines Heers. Zwiſchen Lützen und Weißenfels, ſcheint es, ließ Herzog Bernhard die ſchwediſche Armee von den Anſtrengungen dieſes blutigen Tages ſich erholen, nahe genug an dem Schlachtfeld, um jeden Verſuch des Feindes zu Eroberung deſſelben ſogleich vereiteln zu können. Von beiden Armeen lagen über neuntauſend Mann todt auf dem Wahlplatze; noch weit größer war die Zahl der Verwundeten, und unter den Kaiſerlichen beſonders fand ſich kaum Einer, der unverletzt aus dem Treffen zurückgekehrt wäre. Die ganze Ebene von Lützen bis an den Floßgraben war mit Verwundeten, mit Sterbenden, mit Todten bedeckt. Viele von dem vornehmſten Adel waren auf beiden Seiten gefallen; auch der Abt von Fulda, der ſich als Zuſchauer in die Schlacht gemiſcht hatte, büßte ſeine Neugier und ſeinen unzeitigen Glaubenseifer mit dem Tode. Von Gefangenen ſchweigt die Geſchichte; ein Beweis mehr für die Wuth der

Armeen, die keinen Pardon gab oder keinen verlangte.

Pappenheim ſtarb gleich am folgenden Tage zu Leipzig an ſeinen Wunden; ein unerſetzlicher Verluſt für das kaiſerliche Heer, das dieſer treffliche Krieger ſo oft zum Siege geführt hatte. Die Prager Schlacht, der er zugleich mit Wallenſtein als Obriſter beiwohnte, öffnete ſeine Heldenbahn. Gefährlich verwundet, warf er durch das Ungeſtüm ſeines Muths mit wenigen Truppen ein feindliches Regiment darnieder, und lag viele Stunden lang, mit andern Todten verwechſelt, unter der Laſt ſeines Pferdes auf der Wahlſtatt, bis ihn die Seinigen bei Plünderung des Schlachtfelds entdeckten. Mit wenigem Volk überwand er die Rebellen in Oberöſterreich, vierzigtauſend an der Zahl, in drei verſchiedenen Schlachten, hielt in dem Treffen bei Leipzig die Niederlage des Tilly lange Zeit durch ſeine Tapferkeit auf, und machte die Waffen des Kaiſers an der Elbe und an dem Weſerſtrom ſiegen. Das wilde ſtürmiſche Feuer ſeines Muths, den auch die entſchiedenſte Gefahr nicht ſchreckte, und kaum das Unmögliche bezwang, machte ihn zum furchtbarſten **Arm** des Feldherrn, aber untüchtig zum **Oberhaupt** des Heers; das Treffen bei Leipzig ging, wenn man dem Ausſpruch Tilly's glauben darf, durch ſeine ungeſtüme Hitze verloren. Auch Er tauchte bei Magdeburgs Zerſtörung ſeine Hand in Blut; ſein Geiſt, durch frühen jugendlichen Fleiß und vielfältige Reiſen zur ſchönſten Blüthe entfaltet, verwilderte unter den Waffen. Auf ſeiner Stirn erblickte man zwei rothe Striemen, Schwertern

ähnlich, womit die Natur ſchon bei der Geburt ihn gezeichnet hatte. Auch noch in ſpätern Jahren erſchienen dieſe Flecken, ſo oft eine Leidenſchaft ſein Blut in Bewegung brachte, und der Aberglaube überredete ſich leicht, daß der künftige Beruf des Mannes ſchon auf der Stirn des Kindes angedeutet worden ſey. Ein ſolcher Diener hatte auf die Dankbarkeit beider öſterreichiſchen Linien den gegründetſten Anſpruch; aber den glänzendſten Beweis derſelben erlebte er nicht mehr. Schon war der Eilbote auf dem Wege, der ihm das goldene Vließ von Madrid überbringen ſollte, als der Tod ihn zu Leipzig dahin raffte.

Ob man gleich in allen öſterreichiſchen und ſpaniſchen Landen über den erfochtenen Sieg das Te Deum anſtimmte, ſo geſtand doch Wallenſtein ſelbſt durch die Eilfertigkeit, mit der er Leipzig und bald darauf ganz Sachſen verließ, und auf die Winterquartiere in dieſem Lande Verzicht that, öffentlich und laut ſeine Niederlage. Zwar that er noch einen ſchwachen Verſuch, die Ehre des Siegs gleichſam im Fluge wegzuhaſchen, und ſchickte am andern Morgen ſeine Kroaten aus, das Schlachtgefild zu umſchwärmen; aber der Anblick des ſchwediſchen Heers, das in Schlachtordnung daſtand, verſcheuchte im Augenblick dieſe flüchtigen Schaaren, und Herzog Bernhard nahm durch Eroberung der Wahlſtatt, auf welche bald nachher die Einnahme Leipzigs folgte, unbeſtrittenen Beſitz von allen Rechten des Siegers.

Aber ein theurer Sieg, ein trauriger Triumph! Jetzt erſt, nachdem die Wuth des Kampfes erkaltet iſt,

empfindet man die ganze Größe des erlittenen Verluſtes, und das Jubelgeſchrei der Ueberwinder erſtirbt in einer ſtummen, finſtern Verzweiflung. Er, der ſie in den Streit hinausgeführt hatte, iſt nicht mit zurückgekehrt. Draußen liegt er in ſeiner gewonnenen Schlacht, mit dem gemeinen Haufen niedriger Todten verwechſelt. Nach langem vergeblichen Suchen entdeckt man endlich den königlichen Leichnam, unfern dem großen Steine, der ſchon hundert Jahre vorher zwiſchen dem Floßgraben und Lützen geſehen worden, aber von dem merkwürdigen Unglücksfalle dieſes Tages den Namen des Schwedenſteins führt. Von Blut und Wunden bis zum Unkenntlichen entſtellt, von den Hufen der Pferde zertreten, und durch räuberiſche Hände ſeines Schmucks, ſeiner Kleider beraubt, wird er unter einem Hügel von Todten hervorgezogen, nach Weißenfels gebracht, und dort dem Wehklagen ſeiner Truppen, den letzten Umarmungen der Königin überliefert. Den erſten Tribut hatte die Rache geheiſcht, und Blut mußte dem Monarchen zum Sühnopfer ſtrömen; jetzt tritt die Liebe in ihre Rechte ein, und milde Thränen fließen um den Menſchen. Der allgemeine Schmerz verſchlingt jedes einzelne Leiden. Von dem betäubenden Schlag noch beſinnungslos, ſtehen die Anführer in dumpfer Erſtarrung um ſeine Bahre, und keiner getraut ſich noch, den ganzen Umfang dieſes Verluſtes zu denken.

Der Kaiſer, erzählt uns Khevenhiller, zeigte beim Anblick des blutigen Kollers, den man dem König in der Schlacht abgenommen und nach Wien geſchickt hatte, eine anſtändige Rührung, die ihm wahrſcheinlich

auch von Herzen ging. „Gern," rief er aus, „hätte ich dem Unglücklichen ein längeres Leben und eine fröhliche Rückkehr in ſein Königreich gegönnt, wenn nur in Deutſchland Frieden geworden wäre!" Aber wenn ein neuerer katholiſcher Schriftſteller von anerkanntem Verdienſt dieſen Beweis eines nicht ganz unterdrückten Menſchengefühls, den ſelbſt ſchon der äußere Anſtand fordert, den auch die bloße Selbſtliebe dem fühlloſeſten Herzen abnöthigt, und deſſen Gegentheil nur in der roheſten Seele möglich werden kann, der höchſten Lobpreiſung würdig findet, und gar dem Edelmuth Alexanders gegen das Andenken des Darius an die Seite ſetzt, ſo erweckt er uns ein ſchlechtes Vertrauen zu dem übrigen Werth ſeines Helden, oder, was noch ſchlimmer wäre, zu ſeinem eigenen Ideale von ſittlicher Würde. Aber auch ein ſolches Lob iſt bei demjenigen ſchon viel, den man von dem Verdacht eines Königsmordes zu reinigen ſich genöthigt findet!

Es war wohl kaum zu erwarten, daß der mächtige Hang der Menſchen zum Außerordentlichen dem gewöhnlichen Laufe der Natur den Ruhm laſſen würde, das wichtige Leben eines Guſtav Adolph geendigt zu haben. Der Tod dieſes furchtbaren Gegners war für den Kaiſer eine zu wichtige Begebenheit, um nicht bei einer feindſeligen Partei den ſo leicht ſich darbietenden Gedanken zu erregen, daß das, was ihm nützte, von ihm veranlaßt worden ſey. Aber der Kaiſer bedurfte zu Ausführung dieſer ſchwarzen That eines fremden Armes, und auch dieſen glaubte man in der Perſon Franz Alberts, Herzogs von Sachſen-Lauenburg

gefunden zu haben. Dieſem erlaubte ſein Rang einen freien unverdächtigen Zutritt zu dem Monarchen, und eben dieſe ehrenvolle Würde diente dazu, ihn über den Verdacht einer ſchändlichen Handlung hinweg zu ſetzen. Es braucht nur gezeigt zu werden, daß dieſer Prinz einer ſolchen Abſcheulichkeit fähig, und daß er hinlänglich dazu aufgefordert war, ſie wirklich zu verüben.

Franz Albert, der jüngſte von vier Söhnen **Franz des Zweiten**, Herzogs von Lauenburg, und durch ſeine Mutter verwandt mit dem Waſa'ſchen Fürſtengeſchlechte, hatte in jüngern Jahren am ſchwediſchen Hofe eine freundſchaftliche Aufnahme gefunden. Eine Unanſtändigkeit, die er ſich im Zimmer der Königin Mutter gegen **Guſtav Adolph** erlaubte, wurde, wie man ſagt, von dieſem feurigen Jüngling mit einer Ohrfeige geahndet, die, obgleich im Augenblick bereut und durch die vollſtändigſte Genugthuung gebüßt, in dem rachgierigen Gemüth des Herzogs den Grund zu einer unverſöhnlichen Feindſchaft legte. Franz Albert trat in der Folge in kaiſerliche Dienſte, wo er ein Regiment anzuführen bekam, mit dem **Herzog von Friedland** in die engſte Verbindung trat, und ſich zu einer heimlichen Unterhandlung am ſächſiſchen Hofe gebrauchen ließ, die ſeinem Range wenig Ehre machte. Ohne eine erhebliche Urſache davon angeben zu können, verläßt er unvermuthet die öſterreichiſchen Fahnen und erſcheint zu Nürnberg im Lager des Königs, ihm ſeine Dienſte als Volontair anzubieten. Durch ſeinen Eifer für die proteſtantiſche Sache und ein zuvorkommendes einſchmeichelndes Betragen gewinnt er des Königs Herz, der, von

Oxenſtierna vergeblich gewarnt, ſeine Gunſt und Freundſchaft an den verdächtigen Ankömmling verſchwendet. Bald darauf kommt es bei Lützen zur Schlacht, in welcher Franz Albert dem Monarchen wie ein böſer Dämon beſtändig zur Seite bleibt, und erſt, nachdem der König ſchon gefallen iſt, von ihm ſcheidet. Mitten unter den Kugeln der Feinde bleibt er unverletzt, weil er eine grüne Binde, die Farbe der Kaiſerlichen, um den Leib trägt. Er iſt der erſte, der dem Herzog von Friedland, ſeinem Freunde, den Fall des Königs hinterbringt. Er vertauſcht gleich nach dieſer Schlacht die ſchwediſchen Dienſte mit den ſächſiſchen, und, bei der Ermordung Wallenſteins als ein Mitſchuldiger dieſes Generals eingezogen, entgeht er nur durch Abſchwörung ſeines Glaubens dem Schwerte des Nachrichters. Endlich erſcheint er auf's Neue als Befehlshaber einer kaiſerlichen Armee in Schleſien und ſtirbt vor Schweidnitz an empfangenen Wunden. Es erfordert wirklich einige Selbſtüberwindung, ſich der Unſchuld eines Menſchen anzunehmen, der einen Lebenslauf, wie dieſen, gelebt hat; aber wenn die moraliſche und phyſiſche Möglichkeit einer ſo verabſcheuenswerthen That auch noch ſo ſehr aus den angeführten Gründen erhellte, ſo zeigt ſchon der erſte Blick, daß ſie auf die wirkliche Begehung derſelben keinen rechtmäßigen Schluß erlauben. Es iſt bekannt, daß Guſtav Adolph, wie der gemeinſte Soldat in ſeinem Heer, ſich der Gefahr bloßſtellte, und wo Tauſende fielen, konnte auch er ſeinen Untergang finden. Wie er ihn fand, bleibt in undurchdringliches Dunkel verhüllt; aber mehr als irgendwo

gilt hier die Maxime, da, wo der natürliche Lauf der Dinge zu einem vollkommenen Erklärungsgrunde hinreicht, die Würde der menſchlichen Natur durch keine moraliſche Beſchuldigung zu entehren.

Aber durch welche Hand er auch mag gefallen ſeyn, ſo muß uns dieſes außerordentliche Schickſal als eine That der großen Natur erſcheinen. Die Geſchichte, ſo oft nur auf das freudenloſe Geſchäft eingeſchränkt, das einförmige Spiel der menſchlichen Leidenſchaft aus einander zu legen, ſieht ſich zuweilen durch Erſcheinungen belohnt, die gleich einem kühnen Griff aus den Wolken in das berechnete Uhrwerk der menſchlichen Unternehmungen fallen und den nachdenkenden Geiſt auf eine höhere Ordnung der Dinge verweiſen. So ergreift uns Guſtav Adolphs ſchnelle Verſchwindung vom Schauplatz, die das ganze Spiel des politiſchen Uhrwerks mit einem Male hemmt und alle Berechnungen der menſchlichen Klugheit vereitelt. Geſtern noch der belebende Geiſt, der große und einzige Beweger ſeiner Schöpfung — heute in ſeinem Adlerfluge unerbittlich dahingeſtürzt, herausgeriſſen aus einer Welt voll Entwürfe, von der reifenden Saat ſeiner Hoffnungen ungeſtüm abgerufen, läßt er ſeine verwaiste Partei troſtlos hinter ſich, und in Trümmer fällt der ſtolze Bau ſeiner vergänglichen Größe. Schwer entwöhnt ſich die proteſtantiſche Welt von den Hoffnungen, die ſie auf dieſen unüberwindlichen Anführer ſetzte, und mit ihm fürchtet ſie ihr ganzes voriges Glück zu begraben. Aber es war nicht mehr der Wohlthäter Deutſchlands, der bei Lützen ſank; die wohlthätige Hälfte ſeiner Laufbahn

hatte Guſtav Adolph geendigt, und der größte Dienſt, den er der Freiheit des deutſchen Reichs noch erzeigen kann, iſt — zu ſterben. Die Alles verſchlingende Macht des Einzigen zerfällt, und Viele verſuchen ihre Kräfte; der zweideutige Beiſtand eines übermächtigen Beſchützers macht der rühmlichen Selbſthülfe der Stände Platz, und, vorher nur die Werkzeuge zu Seiner Vergrößerung, fangen ſie jetzt erſt an, für ſich ſelbſt zu arbeiten. In ihrem eigenen Muthe ſuchen ſie nunmehr die Rettungsmittel auf, die von der Hand des Mächtigen ohne Gefahr nicht empfangen werden, und die ſchwediſche Macht, außer Stand geſetzt, in eine Unterdrückerin auszuarten, tritt in die beſcheidenen Grenzen einer Alliirten zurück.

Unverkennbar ſtrebte der Ehrgeiz des ſchwediſchen Monarchen nach einer Gewalt in Deutſchland, die mit der Freiheit der Stände unvereinbar war, und nach einer bleibenden Beſitzung im Mittelpunkte dieſes Reiches. Sein Ziel war der Kaiſerthron; und dieſe Würde, durch ſeine Macht unterſtützt und geltend gemacht durch ſeine Thätigkeit, war in ſeiner Hand einem weit größern Mißbrauch ausgeſetzt, als man von dem öſterreichiſchen Geſchlechte zu befürchten hatte. Geboren im Ausland, in den Maximen der Alleinherrſchaft auferzogen, und aus frommer Schwärmerei ein abgeſagter Feind der Papiſten, war er nicht wohl geſchickt, das Heiligthum deutſcher Verfaſſung zu bewahren und vor der Freiheit der Stände Achtung zu tragen. Die anſtößige Huldigung, welche außer mehrern andern Städten die Reichsſtadt Augsburg der ſchwediſchen Krone

zu leiſten vermocht wurde, zeigte weniger den Beſchützer des Reichs, als den Eroberer; und dieſe Stadt, ſtolzer auf den Titel einer Königsſtadt, als auf den rühmlichern Vorzug der Reichsfreiheit, ſchmeichelte ſich ſchon im Voraus, der Sitz ſeines neuen Reichs zu werden. Seine nicht genug verhehlten Abſichten auf das Erzſtift Mainz, welches er anfangs dem Churprinzen von Brandenburg, als Mitgift ſeiner Tochter Chriſtina, und nachher ſeinem Kanzler und Freund Oxenſtierna beſtimmte, legte deutlich an den Tag, wie viel er ſich gegen die Verfaſſung des Reichs zu erlauben fähig war. Die mit ihm verbundenen proteſtantiſchen Fürſten machten Anſprüche an ſeine Dankbarkeit, die nicht anders, als auf Unkoſten ihrer Mitſtände, und beſonders der unmittelbaren geiſtlichen Stifter, zu befriedigen waren; und vielleicht war der Entwurf ſchon gemacht, die eroberten Provinzen, nach Art jener alten barbariſchen Horden, die das alte Römerreich überſchwemmten, unter ſeine deutſchen und ſchwediſchen Kriegsgenoſſen, wie einen gemeinſchaftlichen Raub, zu vertheilen. In ſeinem Betragen gegen den Pfalzgrafen Friedrich verläugnete er ganz die Großmuth des Helden und den heiligen Charakter eines Beſchützers. Die Pfalz war in ſeinen Händen, und die Pflichten ſowohl der Gerechtigkeit als der Ehre forderten ihn auf, dieſe den Spaniern entriſſene Provinz ihrem rechtmäßigen Eigenthümer in vollkommenem Stande zurück zu geben. Aber durch eine Spitzfindigkeit, die eines großen Mannes nicht würdig iſt und den ehrwürdigen Namen eines Vertheidigers der Unterdrückten ſchändet, wußte er dieſer

Verbindlichkeit zu entſchlüpfen. Er betrachtete die Pfalz als eine Eroberung, die aus Feindeshänden an ihn gekommen ſey, und glaubte daraus ein Recht abzuleiten, nach Willkühr darüber zu verfügen. Aus Gnade alſo, und nicht aus Pflichtgefühl, trat er ſie dem Pfalzgrafen ab, und zwar als ein Lehen der ſchwediſchen Krone, unter Bedingungen, die den Werth derſelben um die Hälfte verringerten und dieſen Fürſten zu einem verächtlichen Vaſallen Schwedens herabſetzten. Eine dieſer Bedingungen, welche dem Pfalzgrafen vorſchreibt: „nach geendigtem Kriege einen Theil der ſchwediſchen Kriegsmacht, dem Beiſpiel der übrigen Fürſten gemäß, unterhalten zu helfen,“ läßt uns einen ziemlich hellen Blick in das Schickſal thun, welches Deutſchland bei fortdauerndem Glück des Königs erwartete. Sein ſchneller Abſchied von der Welt ſicherte dem deutſchen Reiche die Freiheit, und ihm ſelbſt ſeinen ſchönſten Ruhm, wenn er ihm nicht gar die Kränkung erſparte, ſeine eigenen Bundesgenoſſen gegen ihn gewaffnet zu ſehen und alle Früchte ſeiner Siege in einem nachtheiligen Frieden zu verlieren. Schon neigte ſich Sachſen zum Abfall von ſeiner Partei; Dänemark betrachtete ſeine Größe mit Unruhe und Neid; und ſelbſt Frankreich, ſein wichtiger Alliirter, aufgeſchreckt durch das furchtbare Wachsthum ſeiner Macht und durch den ſtolzern Ton, den er führte, ſah ſich ſchon damals, als er den Lechſtrom paſſirte, nach fremden Bündniſſen um, den ſieghaften Lauf des G o t h e n zu hemmen und das Gleichgewicht der Macht in Europa wieder herzuſtellen.

Viertes Buch.

Das ſchwache Band der Eintracht, wodurch Guſtav Adolph die proteſtantiſchen Glieder des Reichs mühſam zuſammenhielt, zerriß mit ſeinem Tode; die Verbundenen traten in ihre vorige Freiheit zurück, oder ſie mußten ſich in einem neuen Bunde verknüpfen. Durch das Erſte verloren ſie alle Vortheile, welche ſie mit ſo vielem Blut errungen hatten, und ſetzten ſich der unvermeidlichen Gefahr aus, der Raub eines Feindes zu werden, dem ſie durch ihre Vereinigung allein gewachſen und überlegen geweſen waren. Einzeln konnte es weder Schweden, noch irgend ein Reichsſtand mit der Ligue und dem Kaiſer aufnehmen, und bei einem Frieden, den man unter ſolchen Umſtänden ſuchte, würde man gezwungen geweſen ſeyn, von dem Feinde Geſetze zu empfangen. Vereinigung war alſo die gleich nothwendige Bedingung, ſowohl um einen Frieden zu ſchließen, als um den Krieg fortzuſetzen. Aber ein Friede, in der gegenwärtigen Lage geſucht, konnte nicht wohl anders, als zum Nachtheil der verbundenen Mächte geſchloſſen werden. Mit dem Tode Guſtav Adolphs ſchöpfte der Feind neue Hoffnung, und wie nachtheilig auch ſeine Lage nach dem Treffen bei Lützen ſeyn mochte,

ſo war dieſer Tod ſeines gefährlichſten Gegners eine zu nachtheilige Begebenheit für die Verbundenen und eine zu glückliche für den Kaiſer, um ihn nicht zu den glänzendſten Erwartungen zu berechtigen und zu Fortſetzung des Kriegs einzuladen. Die Trennung unter den Alliirten mußte, für den Augenblick wenigſtens, die unvermeidliche Folge deſſelben ſeyn; und wie viel gewann der Kaiſer, gewann die Ligue bei einer ſolchen Trennung der Feinde! So große Vortheile, als ihm die jetzige Wendung der Dinge verſprach, konnte er alſo nicht wohl für einen Frieden aufopfern, bei dem Er nicht das Meiſte gewann; und einen ſolchen Frieden konnten die Verbundenen nicht zu ſchließen wünſchen. Der natürlichſte Schluß fiel alſo auf Fortſetzung des Krieges, ſo wie Vereinigung für das unentbehrlichſte Mittel dazu erkannt wurde.

Aber wie dieſe Vereinigung erneuern, und wo zu Fortſetzung des Krieges die Kräfte hernehmen? Nicht die Macht des ſchwediſchen Reiches, nur der Geiſt und das perſönliche Anſehn ſeines verſtorbenen Beherrſchers hatten ihm den überwiegenden Einfluß in Deutſchland und eine ſo große Herrſchaft über die Gemüther erworben; und auch ihm war es erſt nach unendlichen Schwierigkeiten gelungen, ein ſchwaches und unſicheres Band der Vereinigung unter den Ständen zu knüpfen. Mit ihm verſchwand Alles, was nur durch ihn, durch ſeine perſönlichen Eigenſchaften möglich geworden, und die Verbindlichkeit der Stände hörte zugleich mit den Hoffnungen auf, auf die ſie gegründet worden war. Mehrere unter den Ständen warfen ungeduldig das Joch ab,

das ſie nicht ohne Widerwillen trugen; andere eilen, ſich ſelbſt des Ruders zu bemächtigen, das ſie ungern genug in Guſtavs Händen geſehen, aber nicht Macht gehabt hatten, ihm bei ſeinen Lebzeiten ſtreitig zu machen. Andere werden von dem Kaiſer durch verführeriſche Verſprechungen in Verſuchung geführt, den allgemeinen Bund zu verlaſſen; andere, von den Drangſalen des vierzehnjährigen Krieges zu Boden gedrückt, ſehnen ſich kleinmüthig nach einem, wenn auch verderblichen, Frieden. Die Anführer der Armeen, zum Theil deutſche Fürſten, erkennen kein gemeinſchaftliches Oberhaupt, und keiner will ſich erniedrigen, von dem andern Befehle zu empfangen. Die Eintracht verſchwindet aus dem Kabinet und aus dem Felde, und das gemeine Weſen iſt in Gefahr, durch dieſen Geiſt der Trennung in's Verderben zu ſinken.

Guſtav hatte dem ſchwediſchen Reich keinen männlichen Nachfolger hinterlaſſen; ſeine ſechsjährige Tochter Chriſtina war die natürliche Erbin ſeines Throns. Die unvermeidlichen Gebrechen einer vormundſchaftlichen Regierung vertrugen ſich mit dem Nachdruck und der Entſchloſſenheit nicht gut, welche Schweden in dieſem mißlichen Zeitlaufe zeigen ſollte. Guſtav Adolphs hochfliegender Geiſt hatte dieſem ſchwachen und unberühmten Staat unter den Mächten von Europa einen Platz angewieſen, den er ohne das Glück und den Geiſt ſeines Urhebers nicht wohl behaupten und von dem er doch ohne das ſchimpflichſte Geſtändniß der Ohnmacht nicht mehr herabſteigen konnte. Wenn gleich der deutſche Krieg größtentheils mit Deutſchlands Kräften beſtritten

wurde, ſo drückte doch ſchon der kleine Zuſchuß, welchen Schweden aus ſeinen eigenen Mitteln an Geld und Mannſchaft dazu gab, dieſes dürftige Königreich zu Boden, und der Landmann erlag unter den Laſten, die man auf ihn zu häufen gezwungen war. Die in Deutſchland gemachte Kriegsbeute bereicherte bloß Einzelne vom Adel und vom Soldatenſtand, und Schweden ſelbſt blieb arm wie zuvor. Eine Zeitlang zwar ſöhnte der Nationalruhm den geſchmeichelten Unterthan mit dieſen Bedrückungen aus, und man konnte die Abgaben, die man entrichtete, als ein Darlehn betrachten, das in der glücklichen Hand Guſtav Adolphs herrliche Zinſen trug, und von dieſem dankbaren Monarchen nach einem glorreichen Frieden mit Wucher erſtattet werden würde. Aber dieſe Hoffnung verſchwand mit dem Tode des Königs, und das getäuſchte Volk forderte nun mit furchtbarer Einhelligkeit Erleichterung von ſeinen Laſten.

Aber der Geiſt Guſtav Adolphs ruhte noch auf den Männern, denen er die Verwaltung des Reichs anvertraute. Wie ſchrecklich auch die Poſt von ſeinem Tode ſie überraſchte, ſo beugte ſie doch ihren männlichen Muth nicht, und der Geiſt des alten Roms unter Brennus und Hannibal beſeelt dieſe edle Verſammlung. Je theurer der Preis war, womit man die errungenen Vortheile erkauft hatte, deſto weniger konnte man ſich entſchließen, ihnen freiwillig zu entſagen; nicht umſonſt will man einen König eingebüßt haben. Der ſchwediſche Reichsrath, gezwungen, zwiſchen den Drangſalen eines zweifelhaften erſchöpfenden Kriegs und einem nützlichen, aber ſchimpflichen Frieden zu wählen,

ergreift muthig die Partei der Gefahr und der Ehre, und mit angenehmem Erſtaunen ſieht man dieſen ehrwürdigen Senat ſich mit der ganzen Rüſtigkeit eines Jünglings erheben. Von innen und außen mit wachſamen Feinden umgeben, und an allen Grenzen des Reichs von Gefahren umſtürmt, waffnet er ſich gegen Alle mit ſo viel Klugheit als Heldenmuth, und arbeitet an Erweiterung des Reichs, während daß er Mühe hat, die Exiſtenz deſſelben zu behaupten.

Das Ableben des Königs und die Minderjährigkeit ſeiner Tochter Chriſtina erweckte auf's Neue die alten Anſprüche Polens auf den ſchwediſchen Thron, und König **Ladislaus**, **Sigismunds** Sohn, ſparte die Unterhandlungen nicht, ſich eine Partei in dieſem Reiche zu erwerben. Die Regenten verlieren aus dieſem Grunde keinen Augenblick, die ſechsjährige Königin in Stockholm als Beherrſcherin auszurufen und die vormundſchaftliche Verwaltung anzuordnen. Alle Beamten des Reichs werden angehalten, der neuen Fürſtin zu huldigen, aller Briefwechſel nach Polen gehemmt, und die Plakate der vorhergehenden Könige gegen die Sigismundiſchen Erben durch eine feierliche Akte bekräftigt. Die Freundſchaft mit dem Czaar von Moskau wird mit Vorſicht erneuert, um durch die Waffen dieſes Fürſten das feindſelige Polen deſto beſſer im Zaum zu halten. Die Eiferſucht Dänemarks hatte der Tod Guſtav Adolphs gebrochen, und die Beſorgniſſe weggeräumt, welche dem guten Vernehmen zwiſchen dieſen beiden Nachbarn im Wege ſtanden. Die Bemühungen der Feinde, **Chriſtian den Vierten** gegen das ſchwediſche Reich zu bewaffnen,

fanden jetzt keinen Eingang mehr, und der lebhafte Wunſch, ſeinen Prinzen Ulrich mit der jungen Königin zu vermählen, vereinigte ſich mit den Vorſchriften einer beſſern Staatskunſt, ihn neutral zu erhalten. Zugleich kommen England, Holland und Frankreich dem ſchwediſchen Reichsrath mit den erfreulichſten Verſicherungen ihrer fortdauernden Freundſchaft und Unterſtützung entgegen und ermunterten ihn mit vereinigter Stimme zu lebhafter Fortſetzung eines ſo rühmlich geführten Krieges. So viel Urſache man in Frankreich gehabt hatte, ſich zu dem Tode des ſchwediſchen Eroberers Glück zu wünſchen, ſo ſehr empfand man die Nothwendigkeit eines fortgeſetzten Bündniſſes mit den Schweden. Ohne ſich ſelbſt der größten Gefahr auszuſetzen, durfte man dieſe Macht in Deutſchland nicht ſinken laſſen. Mangel an eigenen Kräften nöthigte ſie entweder zu einem ſchnellen und nachtheiligen Frieden mit Oeſterreich, und dann waren alle Bemühungen verloren, die man angewendet hatte, dieſe gefährliche Macht zu beſchränken; oder Noth und Verzweiflung lehrten die Armeen in den Ländern der katholiſchen Reichsfürſten die Mittel zu ihrem Unterhalt finden, und Frankreich wurde dann zum Verräther an dieſen Staaten, die ſich ſeinem mächtigen Schutz unterworfen hatten. Der Fall Guſtav Adolphs, weit entfernt, die Verbindungen Frankreichs mit dem ſchwediſchen Reiche zu vernichten, hatte ſie vielmehr für beide Staaten nothwendiger und für Frankreich um Vieles nützlicher gemacht. Jetzt erſt, nachdem derjenige dahin war, der ſeine Hand über Deutſchland gehalten und die Grenzen dieſes Reichs gegen die franzöſiſche

Raubſucht geſichert hatte, konnte es ſeine Entwürfe auf das Elſaß ungehindert verfolgen und den deutſchen Proteſtanten ſeinen Beiſtand um einen deſto höhern Preis verkaufen.

Durch dieſe Allianzen geſtärkt, geſichert von innen, von außen durch gute Grenzbeſatzungen und Flotten vertheidigt, blieben die Regenten keinen Augenblick unſchlüſſig, einen Krieg fortzuführen, bei welchem Schweden wenig Eigenes zu verlieren, und, wenn das Glück ſeine Waffen krönte, irgend eine deutſche Provinz, ſey es als Koſtenerſatz oder als Eroberung, zu gewinnen hatte. Sicher in ſeinen Waſſern, wagte es nicht viel mehr, wenn ſeine Armeen aus Deutſchland herausgeſchlagen wurden, als wenn ſie ſich freiwillig daraus zurückzogen; und jenes war eben ſo rühmlich, als dieſes entehrend war. Je mehr Herzhaftigkeit man zeigte, deſto mehr Vertrauen flößte man den Bundesgenoſſen, deſto mehr Achtung den Feinden ein, deſto günſtigere Bedingungen waren bei einem Frieden zu erwarten. Fände man ſich auch zu ſchwach, die weit ausſehenden Entwürfe Guſtavs zu vollführen, ſo war man doch ſeinem erhabenen Muſter ſchuldig, das Aeußerſte zu thun, und keinem andern Hinderniß als der Nothwendigkeit zu weichen. Schade, daß die Triebfeder des Eigennutzes an dieſem rühmlichen Entſchluſſe zu viel Antheil hat, um ihn ohne Einſchränkung bewundern zu können! Denen, welche von den Drangſalen des Kriegs für ſich ſelbſt nichts zu leiden hatten, ja ſich vielmehr dabei bereicherten, war es freilich ein Leichtes, für die Fortdauer deſſelben zu ſtimmen — denn endlich war es

doch nur das deutſche Reich, das den Krieg bezahlte, und die Provinzen, auf die man ſich Rechnung machte, waren mit den wenigen Truppen, die man von jetzt an daran wendete, mit den Feldherren, die man an die Spitze der größtentheils deutſchen Armeen ſtellte, und mit der ehrenvollen Aufſicht über den Gang der Waffen und Unterhandlungen wohlfeil genug erworben.

Aber eben dieſe Aufſicht vertrug ſich nicht mit der Entlegenheit der ſchwediſchen Regentſchaft von dem Schauplatze des Kriegs, und mit der Langſamkeit, welche die collegialiſche Geſchäftsform nothwendig macht. Einem einzigen vielumfaſſenden Kopfe mußte die Macht übertragen werden, in Deutſchland ſelbſt das Intereſſe des ſchwediſchen Reichs zu beſorgen, und nach eigener Einſicht über Krieg und Frieden, über die nöthigen Bündniſſe, wie über die gemachten Erwerbungen zu verfügen. Mit diktatoriſcher Gewalt und mit dem ganzen Anſehn der Krone, die er repräſentirt, mußte dieſer wichtige Magiſtrat bekleidet ſeyn, um die Würde derſelben zu behaupten, um die gemeinſchaftlichen Operationen in Uebereinſtimmung zu bringen, um ſeinen Anordnungen Nachdruck zu geben, und ſo den Monarchen, dem er folgte, in jeder Rückſicht zu erſetzen. Ein ſolcher Mann fand ſich in dem Reichskanzler Oxenſtierna, dem erſten Miniſter, und, was mehr ſagen will, dem Freunde des verſtorbenen Königs, der, eingeweiht in alle Geheimniſſe ſeines Herrn, vertraut mit den deutſchen Geſchäften, und aller europäiſchen Staatsverhältniſſe kundig, ohne Widerſpruch das tüchtigſte

Werkzeug war, den Plan Guſtav Adolphs in ſeinem ganzen Umfange zu verfolgen.

Oxenſtierna hatte eben eine Reiſe nach Oberdeutſchland angetreten, um die vier obern Kreiſe zu verſammeln, als ihn die Poſt von des Königs Tode zu Hanau überraſchte. Dieſer ſchreckliche Schlag, der das gefühlvolle Herz des Freundes durchbohrte, raubte dem Staatsmann alle Beſinnungskraft; Alles war ihm genommen, woran ſeine Seele hing. Schweden hatte nur einen König, Deutſchland nur einen Beſchützer, Oxenſtierna den Urheber ſeines Glücks, den Freund ſeiner Seele, den Schöpfer ſeiner Ideale verloren. Aber, von dem allgemeinen Unglück am härteſten getroffen, war Er auch der Erſte, der ſich aus eigener Kraft darüber erhob, ſo wie er der Einzige war, der es wieder gut machen konnte. Sein durchdringender Blick überſah alle Hinderniſſe, welche ſich der Ausführung ſeiner Entwürfe entgegenſtellten, die Muthloſigkeit der Stände, die Intriguen der feindlichen Höfe, die Trennung der Bundesgenoſſen, die Eiferſucht der Häupter, die Abneigung der Reichsfürſten, ſich fremder Führung zu unterwerfen. Aber eben dieſer tiefe Blick in die damalige Lage der Dinge, der ihm die ganze Größe des Uebels aufdeckte, zeigte ihm auch die Mittel, es zu beſiegen. Es kam darauf an, den geſunkenen Muth der ſchwächern Reichsſtände aufzurichten, den geheimen Machinationen der Feinde entgegen zu wirken, die Eiferſucht der mächtigern Alliirten zu ſchonen, die befreundeten Mächte, Frankreich beſonders, zu thätiger Hülfleiſtung zu ermuntern, vor Allem aber die Trümmer des deutſchen

Bundes zu ſammeln und die getrennten Kräfte der Partei durch ein enges, dauerhaftes Band zu vereinigen. Die Beſtürzung, in welche der Verluſt ihres Oberhauptes die deutſchen Proteſtanten verſetzte, konnte ſie eben ſo gut zu einem feſten Bündniſſe mit Schweden, als zu einem übereilten Frieden mit dem Kaiſer antreiben, und nur von dem Betragen, das man beobachtete, hing es ab, welche von dieſen beiden Wirkungen erfolgen ſollte. Verloren war Alles, ſobald man Muthloſigkeit blicken ließ; nur die Zuverſicht, die man ſelbſt zeigte, konnte ein edles Selbſtvertrauen bei den Deutſchen entflammen. Alle Verſuche des öſterreichiſchen Hofs, die letztern von der ſchwediſchen Allianz abzuziehen, verfehlten ihren Zweck, ſobald man ihnen die Augen über ihren wahren Vortheil eröffnete und ſie zu einem öffentlichen und förmlichen Bruch mit dem Kaiſer vermochte.

Freilich ging, ehe dieſe Maßregeln genommen und die nöthigen Punkte zwiſchen der Regierung und ihrem Miniſter berichtigt waren, eine koſtbare Zeit für die Wirkſamkeit der ſchwediſchen Armee verloren, die von den Feinden auf's Beſte benutzt wurde. Damals ſtand es bei dem Kaiſer, die ſchwediſche Macht in Deutſchland zu Grunde zu richten, wenn die weiſen Rathſchläge des Herzogs von Friedland Eingang bei ihm gefunden hätten. Wallenſtein rieth ihm an, eine uneingeſchränkte Amneſtie zu verkündigen und den proteſtantiſchen Ständen mit günſtigen Bedingungen entgegen zu kommen. In dem erſten Schrecken, den Guſtav Adolphs Fall bei der ganzen Partei verbreitete, würde eine ſolche

Erklärung die entſchiedenſte Wirkung gethan und die geſchmeidigern Stände zu den Füßen des Kaiſers zurückgeführt haben. Aber, durch den unerwarteten Glücksfall verblendet und von ſpaniſchen Eingebungen bethört, erwartete er von den Waffen einen glänzendern Ausſchlag, und, anſtatt den Mediations-Vorſchlägen Gehör zu ſchenken, eilte er, ſeine Macht zu vermehren. Spanien, durch den Zehenten der geiſtlichen Güter bereichert, den der Papſt ihm bewilligte, unterſtützte ihn mit beträchtlichen Vorſchüſſen, unterhandelte für ihn an dem ſächſiſchen Hofe, und ließ in Italien eilfertig Truppen werben, die in Deutſchland gebraucht werden ſollten. Auch der Churfürſt von Bayern verſtärkte ſeine Kriegsmacht beträchtlich, und dem Herzog von Lothringen erlaubte ſein unruhiger Geiſt nicht, bei dieſer glücklichen Wendung des Schickſals ſich müßig zu verhalten. Aber indem der Feind ſich ſo geſchäftig bewies, den Unfall der Schweden zu benutzen, verſäumte Oxenſtierna nichts, die ſchlimmen Folgen deſſelben zu vereiteln.

Weniger bange vor dem öffentlichen Feind, als vor der Eiferſucht befreundeter Mächte, verließ er das obere Deutſchland, deſſen er ſich durch die gemachten Eroberungen und Allianzen verſichert hielt, und machte ſich in Perſon auf den Weg, die Stände von Niederdeutſchland von einem völligen Abfall oder einer Privatverbindung unter ſich ſelbſt, die für Schweden nicht viel weniger ſchlimm war, zurückzuhalten. Durch die Anmaßlichkeit beleidigt, mit der ſich der Kanzler die Führung der Geſchäfte zueignete, und im Innerſten empört von dem Gedanken, von einem ſchwediſchen Edelmann

Vorſchriften anzunehmen, arbeitete der Churfürſt von Sachſen auf's Neue an einer gefährlichen Abſonderung von den Schweden, und die Frage war bloß, ob man ſich völlig mit dem Kaiſer vergleichen, oder ſich zum Haupte der Proteſtanten aufwerfen und mit ihnen eine dritte Partei in Deutſchland errichten ſollte. Aehnliche Geſinnungen hegte der Herzog Ulrich von Braunſchweig, und er legte ſie laut genug an den Tag, indem er den Schweden die Werbungen in ſeinem Lande unterſagte und die niederſächſiſchen Stände nach Lüneburg einlud, ein Bündniß unter ihnen zu ſtiften. Der Churfürſt von Brandenburg allein, über den Einfluß neidig, den Churſachſen in Niederdeutſchland gewinnen ſollte, zeigte einigen Eifer für das Intereſſe der ſchwediſchen Krone, die er ſchon auf dem Haupte ſeines Sohnes zu erblicken glaubte. Oxenſtierna fand zwar die ehrenvollſte Aufnahme am Hofe Johann Georgs, aber ſchwankende Zuſagen von fortdauernder Freundſchaft waren Alles, was er, der perſönlichen Verwendung Churbrandenburgs ungeachtet, von dieſem Fürſten erhalten konnte. Glücklicher war er bei dem Herzog von Braunſchweig, gegen den er ſich eine kühnere Sprache erlaubte. Schweden hatte damals das Erzſtift Magdeburg im Beſitz, deſſen Biſchof die Befugniß hatte, den niederſächſiſchen Kreis zu verſammeln. Der Kanzler behauptete das Recht ſeiner Krone, und durch dieſes glückliche Machtwort vereitelte er für diesmal dieſe bedenkliche Verſammlung. Aber die allgemeine Proteſtanten-Verbindung, der Hauptzweck ſeiner gegenwärtigen Reiſe und aller künftigen Bemühungen, mißlang ihm für jetzt und für immer,

und er mußte ſich mit einzelnen unſicheren Bündniſſen in den ſächſiſchen Kreiſen und mit der ſchwächern Hülfe des obern Deutſchlands begnügen.

Weil die Bayern an der Donau zu mächtig waren, ſo verlegte man die Zuſammenkunft der vier obern Kreiſe, die zu Ulm hatte vor ſich gehen ſollen, nach Heilbronn, wo über zwölf Reichsſtädte und eine glänzende Menge von Doktoren, Grafen und Fürſten ſich einfanden. Auch die auswärtigen Mächte, Frankreich, England und Holland, beſchickten dieſen Convent, und Oxenſtierna erſchien auf demſelben mit dem ganzen Pompe der Krone, deren Majeſtät er behaupten ſollte. Er ſelbſt führte das Wort, und der Gang der Berathſchlagungen wurde durch ſeine Vorträge geleitet. Nachdem er von allen verſammelten Ständen die Verſicherung einer unerſchütterlichen Treue, Beharrlichkeit und Eintracht erhalten, verlangte er von ihnen, daß ſie den Kaiſer und die Ligue förmlich und feierlich als Feinde erklären ſollten. Aber ſo viel den Schweden daran gelegen war, das üble Vernehmen zwiſchen dem Kaiſer und den Ständen zu einem förmlichen Bruch zu erweitern, ſo wenig Luſt bezeigten die Stände, ſich durch dieſen entſcheidenden Schritt alle Möglichkeit einer Ausſöhnung abzuſchneiden und eben dadurch den Schweden ihr ganzes Schickſal in die Hände zu geben. Sie fanden, daß eine förmliche Kriegserklärung, da die That ſelbſt ſpreche, unnütz und überflüſſig ſey, und ihr ſtandhafter Widerſtand brachte den Kanzler zum Schweigen. Heftigere Kämpfe erregte der dritte und vornehmſte Punkt der Berathſchlagungen, durch welchen die Mittel

zu Fortſetzung des Kriegs und die Beiträge der Stände zur Unterhaltung der Armeen beſtimmt werden ſollten. Oxenſtierna's Maxime, von den allgemeinen Laſten ſo viel als möglich war auf die Stände zu wälzen, vertrug ſich nicht mit dem Grundſatz der Stände, ſo wenig als möglich zu geben. Hier erfuhr der ſchwediſche Kanzler, was dreißig Kaiſer vor ihm mit herber Wahrheit empfunden, daß unter allen mißlichen Unternehmungen die allermißlichſte ſey, von den Deutſchen Geld zu erheben. Anſtatt ihm die nöthigen Summen für die neu zu errichtenden Armeen zu bewilligen, zählte man ihm mit beredter Zunge alles Unheil auf, welches die ſchon vorhandenen angerichtet, und forderte Erleichterung von den vorigen Laſten, wo man ſich neuen unterziehen ſollte. Die üble Laune, in welche die Geldforderung des Kanzlers die Stände verſetzt hatte, brütete tauſend Beſchwerden aus, und die Ausſchweifungen der Truppen bei Durchmärſchen und Quartieren wurden mit ſchauderhafter Wahrheit gezeichnet.

Oxenſtierna hatte im Dienſt von zwei unumſchränkten Fürſten wenig Gelegenheit gehabt, ſich an die Förmlichkeiten und den bedächtigen Gang republikaniſcher Verhandlungen zu gewöhnen und ſeine Geduld am Widerſpruch zu üben. Fertig zum Handeln, ſobald ihm die Nothwendigkeit einleuchtete, und eiſern in ſeinem Entſchluß, ſobald er ihn einmal gefaßt hatte, begriff er die Inconſequenz der mehrſten Menſchen nicht, den Zweck zu begehren und die Mittel zu haſſen. Durchfahrend und heftig von Natur, war er es bei dieſer Gelegenheit noch aus Grundſatz; denn jetzt kam Alles

darauf an, durch eine feſte zuverſichtliche Sprache die Ohnmacht des ſchwediſchen Reichs zu bedecken und durch den angenommenen Ton des Gebieters wirklich Gebieter zu werden. Kein Wunder alſo, wenn er bei ſolchen Geſinnungen unter deutſchen Doktoren und Ständen ganz und gar nicht in ſeiner Sphäre war, und durch die Umſtändlichkeit, welche den Charakter der Deutſchen in allen ihren öffentlichen Verhandlungen ausmacht zur Verzweiflung gebracht wurde. Ohne Schonung gegen eine Sitte, nach der ſich auch die mächtigſten Kaiſer hatten bequemen müſſen, verwarf er alle ſchriftlichen Deliberationen, welche der deutſchen Langſamkeit ſo zuträglich waren; er begriff nicht, wie man zehen Tage über einen Punkt ſich beſprechen konnte, der ihm ſchon durch den bloßen Vortrag ſo gut als abgethan war. So hart er aber auch die Stände behandelte, ſo gefällig und bereitwillig fand er ſie, ihm ſeine vierte Motion, die ihn ſelbſt betraf, zu bewilligen. Als er auf die Nothwendigkeit kam, dem errichteten Bund einen Vorſteher und Direktor zu geben, ſprach man Schweden einſtimmig dieſe Ehre zu, und erſuchte ihn unterthänig, der gemeinen Sache mit ſeinem erleuchteten Verſtande zu dienen und die Laſt der Oberaufſicht auf ſeine Schultern zu nehmen. Um ſich aber doch gegen einen Mißbrauch der großen Gewalt, die man durch dieſe Beſtallung in ſeine Hände gab, zu verwahren, ſetzte man ihm, nicht ohne franzöſiſchen Einfluß, unter dem Namen von Gehülfen eine beſtimmte Anzahl von Aufſehern an die Seite, die die Kaſſe des Bundes verwalten und über die Werbungen,

Durchzüge und Einquartierungen der Truppen mitzu⸗ ſprechen haben ſollten. Oxenſtierna wehrte ſich lebhaft gegen dieſe Einſchränkung ſeiner Macht, wodurch man ihm die Ausführung jedes, Schnelligkeit oder Geheimniß fordernden, Entwurfes erſchwerte, und errang ſich end⸗ lich mit Mühe die Freiheit, in Kriegsſachen ſeiner eige⸗ nen Einſicht zu folgen. Endlich berührte der Kanzler auch den kitzlichen Punkt der Entſchädigung, welche ſich Schweden nach geendigtem Kriege von der Dankbarkeit ſeiner Alliirten zu verſprechen hätte, und er ſchmeichelte ſich mit der Hoffnung, auf Pommern angewieſen zu werden, worauf das Hauptaugenmerk Schwedens ge⸗ richtet war, und von den Ständen die Verſicherung ihres kräftigen Beiſtands zu Erwerbung dieſer Provinz zu erhalten. Aber es blieb bei einer allgemeinen und ſchwankenden Verſicherung, daß man einander bei einem künftigen Frieden nicht im Stich laſſen würde. Daß es nicht die Ehrfurcht für die Verfaſſung des Reichs war, was die Stände über dieſen Punkt ſo behutſam machte, zeigte die Freigebigkeit, die man auf Unkoſten der heiligſten Reichsgeſetze gegen den Kanzler beweiſen wollte. Wenig fehlte, daß man ihm nicht das Erzſtift Mainz, welches er ohnehin als Eroberung inne hatte, zur Belohnung anbot, und nur mit Mühe hintertrieb der franzöſiſche Abgeſandte dieſen eben ſo unpolitiſchen als entehrenden Schritt. Wie weit nun auch die Er⸗ füllung hinter den Wünſchen Oxenſtierna's zurückblieb, ſo hatte er doch ſeinen vornehmſten Zweck, die Direk⸗ tion des Ganzen, für ſeine Krone und für ſich ſelbſt erreicht, das Band zwiſchen den Ständen der vier

obern Kreiſe enger und feſter zuſammengezogen, und zu Unterhaltung der Kriegsmacht einen jährlichen Beitrag von drittehalb Millionen Thalern errungen.

So viel Nachgiebigkeit von Seiten der Stände war von Seiten Schwedens einer Erkenntlichkeit werth. Wenig Wochen nach Guſtav Adolphs Tod hatte der Gram das unglückliche Leben des Pfalzgrafen Friedrich geendigt, nachdem dieſer beklagenswerthe Fürſt acht Monate lang den Hofſtaat ſeines Beſchützers vermehrt und im Gefolge deſſelben den kleinen Ueberreſt ſeines Vermögens verſchwendet hatte. Endlich näherte er ſich dem Ziele ſeiner Wünſche, und eine freudigere Zukunft that ſich vor ihm auf, als der Tod ſeinen Beſchützer dahin raffte. Was er als das höchſte Unglück betrachtete, hatte die günſtigſten Folgen für ſeinen Erben. Guſtav Adolph durfte ſich herausnehmen, mit der Zurückgabe ſeiner Länder zu zögern und dieſes Geſchenk mit drückenden Bedingungen zu erſchweren; Oxenſtierna, dem die Freundſchaft Englands, Hollands und Brandenburgs, und die gute Meinung der reformirten Stände überhaupt ungleich wichtiger war, mußte die Pflicht der Gerechtigkeit befolgen. Er übergab daher auf eben dieſer Verſammlung zu Heilbronn ſowohl die ſchon eroberten als die noch zu erobernden pfälziſchen Lande den Nachkommen Friedrichs, Mannheim allein ausgenommen, welches bis zu geſchehener Koſtenerſtattung von den Schweden beſetzt bleiben ſollte. Der Kanzler ſchränkte ſeine Gefälligkeit nicht bloß auf das pfälziſche Haus ein; auch die andern alliirten Reichsfürſten erhielten, wiewohl einige Zeit ſpäter, Beweiſe von der Dankbarkeit

Schwedens, welche dieſe Krone eben ſo wenig von ihrem Eigenen koſteten.

Die Pflicht der Unparteilichkeit, die heiligſte des Geſchichtſchreibers, verbindet ihn zu einem Geſtändniß, das den Verfechtern der deutſchen Freiheit eben nicht ſehr zur Ehre gereicht. Wie viel ſich auch die proteſtantiſchen Fürſten mit der Gerechtigkeit ihrer Sache und mit der Reinigkeit ihres Eifers wußten, ſo waren es doch größtentheils ſehr eigennützige Triebfedern, aus denen ſie handelten; und die Begierde zu rauben hatte wenigſtens eben ſo viel Antheil an den angefangenen Feindſeligkeiten, als die Furcht, ſich beraubt zu ſehen. Bald entdeckte Guſtav Adolph, daß er ſich von dieſer unreinen Triebfeder weit mehr, als von ihren patriotiſchen Empfindungen zu verſprechen habe, und er unterließ nicht, ſie zu benutzen. Jeder der mit ihm verbundenen Fürſten erhielt von ihm die Zuſicherung irgend einer dem Feinde ſchon entriſſenen oder noch zu entreißenden Beſitzung, und nur der Tod hinderte ihn, ſeine Zuſagen wahr zu machen. Was dem König die Klugheit rieth, gebot die Nothwendigkeit ſeinem Nachfolger; und wenn dieſem daran gelegen war, den Krieg zu verlängern, ſo mußte er die Beute mit den verbundenen Fürſten theilen, und ihnen von der Verwirrung, die er zu nähren ſuchte, Vortheile verſprechen. Und ſo ſprach er dem Landgrafen von Heſſen die Stifter Paderborn, Corvey, Münſter und Fulda, dem Herzog Bernhard von Weimar die fränkiſchen Biſthümer, dem Herzog von Würtemberg die in ſeinem Lande gelegenen geiſtlichen Güter und öſterreichiſchen Grafſchaften zu,

Alles unter dem Namen ſchwediſcher Lehen. Den Kanzler ſelbſt befremdete dieſes widerſinnige, den Deutſchen ſo wenig Ehre bringende Schauſpiel, und kaum konnte er ſeine Verachtung verbergen. „Man lege es in unſerm Archiv nieder,“ ſagte er einsmals, „zum ewigen Gedächtniß, daß ein deutſcher Reichsfürſt von einem ſchwediſchen Edelmann ſo etwas begehrte, und daß der ſchwediſche Edelmann dem deutſchen Reichsfürſten auf deutſcher Erde ſo etwas zutheilte.“

Nach ſo wohl getroffenen Anſtalten konnte man mit Ehren im Feld erſcheinen und den Krieg mit friſcher Lebhaftigkeit erneuern. Bald nach dem Siege bei Lützen vereinigen ſich die ſächſiſchen und lüneburgiſchen Truppen mit der ſchwediſchen Hauptmacht, und die Kaiſerlichen werden in kurzer Zeit aus ganz Sachſen herausgetrieben. Nunmehr trennt ſich dieſe vereinigte Armee. Die Sachſen rücken nach der Lauſitz und Schleſien, um dort in Gemeinſchaft mit dem Grafen von Thurn gegen die Oeſterreicher zu agiren; einen Theil der ſchwediſchen Armee führt Herzog Bernhard nach Franken, den andern Herzog Georg von Braunſchweig nach Weſtphalen und Niederſachſen.

Die Eroberungen am Lechſtrom und an der Donau wurden, während daß Guſtav Adolph den Zug nach Sachſen unternahm, von dem Pfalzgrafen von Birkenfeld und dem ſchwediſchen General Banner gegen die Bayern vertheidigt. Aber zu ſchwach, den ſiegreichen Fortſchritten der letztern, die von der Kriegserfahrung und Tapferkeit des kaiſerlichen Generals von Altringer unterſtützt wurden, hinlänglichen Widerſtand zu thun,

mußten ſie den ſchwediſchen General von Horn aus dem Elſaß zu Hülfe rufen. Nachdem dieſer kriegserfahrene Feldherr die Städte Benfeld, Schlettſtadt, Kolmar und Hagenau der ſchwediſchen Herrſchaft unterworfen, übergab er dem Rheingrafen Otto Ludwig die Vertheidigung derſelben und eilte über den Rhein, um das Banner'ſche Heer zu verſtärken. Aber ungeachtet dieſes nunmehr ſechzehntauſend Mann ſtark war, konnte es doch nicht verhindern, daß der Feind nicht an der ſchwäbiſchen Grenze feſten Fuß gewann, Kempten eroberte und ſieben Regimenter aus Böhmen an ſich zog. Um die wichtigen Ufer des Lech und der Donau zu behaupten, entblößte man das Elſaß, wo Rheingraf Otto Ludwig nach Horns Abzug Mühe gehabt hatte, ſich gegen das aufgebrachte Landvolk zu vertheidigen. Auch er mußte mit ſeinen Truppen das Heer an der Donau verſtärken; und da auch dieſer Succurs nicht hinreichte, ſo forderte man den Herzog Bernhard von Weimar dringend auf, ſeine Waffen nach dieſer Gegend zu kehren.

Bernhard hatte ſich bald nach Eröffnung des Feldzugs im Jahre 1633 der Stadt und des ganzen Hochſtifts Bamberg bemächtigt und Würzburg ein ähnliches Schickſal zugedacht. Auf die Einladung Guſtav Horns ſetzte er ſich ungeſäumt in Marſch gegen die Donau, ſchlug unterwegs ein bayeriſches Heer unter Johann von Werth aus dem Felde, und vereinigte ſich bei Donauwörth mit den Schweden. Dieſe zahlreiche, von den trefflichſten Generalen befehligte Armee bedroht Bayern mit einem furchtbaren Einfall. Das ganze Bisthum Eichſtädt wird überſchwemmt, und Ingolſtadt

ſelbſt verſpricht ein Verräther den Schweden in die Hände zu ſpielen. Altringers Thätigkeit wird durch die ausdrückliche Vorſchrift des Herzogs von Friedland gefeſſelt, und, von Böhmen aus ohne Hülfe gelaſſen, kann er ſich dem Andrang des feindlichen Heers nicht entgegen ſetzen. Die günſtigſten Umſtände vereinigen ſich, die Waffen der Schweden in dieſen Gegenden ſiegreich zu machen, als die Thätigkeit der Armee durch eine Empörung der Offiziere auf einmal gehemmt wird.

Den Waffen dankte man Alles, was man in Deutſchland erworben hatte; ſelbſt Guſtav Adolphs Größe war das Werk der Armee, die Frucht ihrer Disciplin, ihrer Tapferkeit, ihres ausdauernden Muths in unendlichen Gefahren und Mühſeligkeiten. Wie künſtlich man auch im Kabinet ſeine Plane anlegte, ſo war doch zuletzt die Armee allein die Vollzieherin, und die erweiterten Entwürfe der Anführer vermehrten immer nur die Laſten derſelben. Alle großen Entſcheidungen in dieſem Kriege waren durch eine wirklich barbariſche Hinopferung der Soldaten in Winterfeldzügen, Märſchen, Stürmen und offenen Schlachten gewaltſam erzwungen worden, und es war Guſtav Adolphs Maxime, nie an einem Siege zu verzagen, ſobald er ihm mehr nicht als Menſchen koſtete. Dem Soldaten konnte ſeine Wichtigkeit nicht lange verborgen bleiben, und mit Recht verlangte er ſeinen Antheil an einem Gewinn, der mit ſeinem Blute errungen war. Aber mehrentheils konnte man ihm kaum den gebührenden Sold bezahlen, und die Gierigkeit der einzelnen Häupter, oder das Bedürfniß des Staats verſchlang gewöhnlich den beſten Theil

der erpreßten Summen und der erworbenen Beſitzungen. Für alle Mühſeligkeiten, die er übernahm, blieb ihm nichts, als die zweifelhafte Ausſicht auf Raub oder auf Beförderung; und in beiden mußte er ſich nur zu oft hintergangen ſehen. Furcht und Hoffnung unterdrückten zwar jeden gewaltſamen Ausbruch der Unzufriedenheit, ſo lange Guſtav Adolph lebte; aber nach ſeinem Hintritt wurde der allgemeine Unwille laut und der Soldat ergriff gerade den gefährlichſten Augenblick, ſich ſeiner Wichtigkeit zu erinnern. Zwei Offiziere, Pfuhl und Mitſchefal, ſchon bei Lebzeiten des Königs als unruhſtiftende Köpfe berüchtigt, geben im Lager an der Donau das Beiſpiel, das in wenigen Tagen unter den Offizieren der Armee eine faſt allgemeine Nachahmung findet. Man verbindet ſich unter einander durch Wort und Handſchlag, keinem Commando zu gehorchen, bis der ſeit Monaten und Jahren noch rückſtändige Sold entrichtet, und noch außerdem jedem Einzelnen eine verhältnißmäßige Belohnung an Geld oder liegenden Gründen bewilligt ſey. „Ungeheure Summen,“ hörte man ſie ſagen, „würden täglich durch Brandſchatzungen erpreßt, und all dieſes Geld zerrinne in wenigen Händen. In Schnee und Eis treibe man ſie hinaus, und nirgends ein Dank für dieſe unendliche Arbeit. Zu Heilbronn ſchreie man über den Muthwillen der Soldaten, aber Niemand denke an ihr Verdienſt. Die Gelehrten ſchreiben in die Welt hinein von Eroberungen und Siegen, und alle dieſe Victorien habe man doch nur durch ihre Fäuſte erfochten.“ Das Heer der Mißvergnügten mehrt ſich mit jedem Tage, und durch Briefe, die zum

Glück aufgefangen werden, ſuchten ſie nun auch die Armeen am Rhein und in Sachſen zu empören. Weder die Vorſtellungen Bernhards von Weimar, noch die harten Verweiſe ſeines ſtrengern Gehülfen waren vermögend, dieſe Gährung zu unterdrücken, und die Heftigkeit des letztern vermehrte vielmehr den Trotz der Empörer. Sie beſtanden darauf, daß jedem Regiment gewiſſe Städte zu Erhebung des rückſtändigen Soldes angewieſen würden. Eine Friſt von vier Wochen wurde dem ſchwediſchen Kanzler vergönnt, zu Erfüllung dieſer Forderungen Rath zu ſchaffen; im Weigerungsfall, erklärten ſie, würden ſie ſich ſelbſt bezahlt machen, und nie einen Degen mehr für Schweden entblößen.

Die ungeſtüme Mahnung, zu einer Zeit gethan, wo die Kriegskaſſe erſchöpft und der Kredit gefallen war, mußte den Kanzler in das höchſte Bedrängniß ſtürzen; und ſchnell mußte die Hülfe ſeyn, ehe derſelbe Schwindel auch die übrigen Truppen anſteckte, und man ſich von allen Armeen auf einmal mitten unter Feinden verlaſſen ſah. Unter allen ſchwediſchen Heerführern war nur Einer, der bei den Soldaten Anſehn und Achtung genug beſaß, dieſen Streit beizulegen. Herzog Bernhard war der Liebling der Armee, und ſeine kluge Mäßigung hatte ihm das Vertrauen der Soldaten, wie ſeine Kriegserfahrung ihre höchſte Bewunderung erworben. Er übernahm es jetzt, die ſchwierige Armee zu beſänftigen; aber, ſeiner Wichtigkeit ſich bewußt, ergriff er den günſtigen Augenblick, zuvor für ſich ſelbſt zu ſorgen, und der Verlegenheit des ſchwediſchen Kanzlers die Erfüllung ſeiner eigenen Wünſche abzuängſtigen.

Schon Guſtav Adolph hatte ihm mit einem Herzogthum Franken geſchmeichelt, das aus den beiden Hochſtiftern Bamberg und Würzburg erwachſen ſollte; jetzt drang Herzog Bernhard auf Haltung dieſes Verſprechens. Zugleich forderte er das Obercommando im Kriege als ſchwediſcher Generaliſſimus. Dieſer Mißbrauch, den der Herzog von ſeiner Unentbehrlichkeit machte, entrüſtete Oxenſtierna ſo ſehr, daß er ihm im erſten Unwillen den ſchwediſchen Dienſt aufkündigte. Bald aber beſann er ſich eines Beſſern, und ehe er einen ſo wichtigen Feldherrn aufopferte, entſchloß er ſich lieber, ihn, um welchen Preis es auch ſey, an das ſchwediſche Intereſſe zu feſſeln. Er übergab ihm alſo die fränkiſchen Bisthümer als Lehen der ſchwediſchen Krone, doch mit Vorbehalt der beiden Feſtungen Würzburg und Königshofen, welche von den Schweden beſetzt bleiben ſollten; zugleich verband er ſich im Namen ſeiner Krone, den Herzog im Beſitz dieſer Länder zu ſchützen. Das geſuchte Obercommando über die ganze ſchwediſche Macht wurde unter einem anſtändigen Vorwande verweigert. Nicht lange ſäumte Herzog Bernhard, ſich für dieſes wichtige Opfer dankbar zu erzeigen; durch ſein Anſehn und ſeine Thätigkeit ſtillte er in Kurzem den Aufruhr der Armee. Große Summen baaren Geldes wurden unter die Offiziere vertheilt, und noch weit größere an Ländereien, deren Werth gegen fünf Millionen Thaler betrug, und an die man kein anderes Recht hatte, als das der Eroberung. Indeſſen war der Moment zu einer großen Unternehmung

verſtrichen, und die vereinigten Anführer trennten ſich, um dem Feind in andern Gegenden zu widerſtehen.

Nachdem Guſtav Horn einen kurzen Einfall in die obere Pfalz unternommen und Neumark erobert hatte, richtete er ſeinen Marſch nach der ſchwäbiſchen Grenze, wo ſich die Kaiſerlichen unterdeſſen beträchtlich verſtärkt hatten und Würtemberg mit einem verwüſtenden Einfall bedrohten. Durch ſeine Annäherung verſcheucht, ziehen ſie ſich an den Bodenſee — aber nur, um auch den Schweden den Weg in dieſe noch nie beſuchte Gegend zu zeigen. Eine Beſitzung am Eingange der Schweiz war von äußerſter Wichtigkeit für die Schweden, und die Stadt Koſtnitz ſchien beſonders geſchickt zu ſeyn, ſie mit den Eidgenoſſen in Verbindung zu ſetzen. Guſtav Horn unternahm daher ſogleich die Belagerung derſelben; aber entblößt von Geſchütz, das er erſt von Würtemberg mußte bringen laſſen, konnte er dieſe Unternehmung nicht ſchnell genug fördern, um den Feinden nicht eine hinlängliche Friſt zum Entſatze dieſer Stadt zu vergönnen, die ohnehin von dem See aus ſo leicht zu verſorgen war. Er verließ alſo nach einem vergeblichen Verſuche die Stadt und ihr Gebiet, um an den Ufern der Donau einer dringenden Gefahr zu begegnen.

Aufgefordert von dem Kaiſer, hatte der Kardinal Infant, Bruder Philipps des Vierten von Spanien und Statthalter in Mailand, eine Armee von vierzehntauſend Mann ausgerüſtet, welche beſtimmt war, unabhängig von Wallenſteins Befehlen an dem Rhein zu agiren und das Elſaß zu vertheidigen. Dieſe Armee

erſchien jetzt unter dem Commando des Herzogs von Feria, eines Spaniers, in Bayern; und um ſie ſogleich gegen die Schweden zu benutzen, wurde Altringer beordert, ſogleich mit ſeinen Truppen zu ihr zu ſtoßen. Gleich auf die erſte Nachricht von ihrer Erſcheinung hatte Guſtav Horn den Pfalzgrafen von Birkenfeld von dem Rheinſtrom zu ſeiner Verſtärkung herbeigerufen, und nachdem er ſich zu Stockach mit demſelben vereinigt hatte, rückte er kühn dem dreißigtauſend Mann ſtarken Feind entgegen. Dieſer hatte ſeinen Weg über die Donau nach Schwaben genommen, wo Guſtav Horn ihm einmal ſo nahe kam, daß beide Armeen nur durch eine halbe Meile von einander geſchieden waren. Aber anſtatt das Anerbieten zur Schlacht anzunehmen, zogen ſich die Kaiſerlichen über die Waldſtädte nach dem Breisgau und Elſaß, wo ſie noch zeitig genug anlangten, um Breiſach zu entſetzen und den ſiegreichen Fortſchritten des Rheingrafen Otto Ludwig eine Grenze zu ſetzen. Dieſer hatte kurz vorher die Waldſtädte erobert, und, unterſtützt von dem Pfalzgrafen von Birkenfeld, der die Unterpfalz befreite und den Herzog von Lothringen aus dem Felde ſchlug, den ſchwediſchen Waffen in dieſen Gegenden auf's Neue das Uebergewicht errungen. Jetzt zwar mußte er der Ueberlegenheit des Feindes weichen; aber bald rücken Horn und Birkenfeld zu ſeinem Beiſtande herbei, und die Kaiſerlichen ſehen ſich nach einem kurzen Triumphe wieder aus dem Elſaß vertrieben. Die rauhe Herbſtzeit, welche ſie auf dieſem unglücklichen Rückzuge überfällt, richtet den größten Theil der Italiener zu Grunde, und ihren

Anführer ſelbſt, den Herzog von Feria, tödtet der Gram über die mißlungene Unternehmung.

Unterdeſſen hatte Herzog Bernhard von Weimar mit achtzehn Regimentern Fußvolk und hundert und vierzig Kornetten Reitern ſeine Stellung an der Donau genommen, um ſowohl Franken zu decken, als die Bewegungen der kaiſerlich-bayeriſchen Armee an dieſem Strome zu beobachten. Nicht ſo bald hatte Altringer dieſe Grenzen entblößt, um zu den italieniſchen Truppen des Herzogs von Feria zu ſtoßen, als Bernhard ſeine Entfernung benutzte, über die Donau eilte und mit Blitzesſchnelligkeit vor Regensburg ſtand. Der Beſitz dieſer Stadt war für die Unternehmungen der Schweden auf Bayern und Oeſterreich entſcheidend; er verſchaffte ihnen feſten Fuß an dem Donauſtrom und eine ſichere Zuflucht bei jedem Unglücksfall, ſo wie er ſie allein in den Stand ſetzte, eine dauerhafte Eroberung in dieſen Ländern zu machen. Regensburg zu bewahren, war der letzte dringende Rath, den der ſterbende Tilly dem Churfürſten von Bayern ertheilte, und Guſtav Adolph beklagte als einen nicht zu erſetzenden Verluſt, daß ihm die Bayern in Beſetzung dieſes Platzes zuvorgekommen waren. Unbeſchreiblich groß war daher Maximilians Schrecken, als Herzog Bernhard dieſe Stadt überraſchte, und ſich ernſtlich anſchickte, ſie zu belagern.

Nicht mehr als fünfzehn Compagnien größtentheils neugeworbener Truppen machten die Beſatzung derſelben aus; eine mehr als hinreichende Anzahl, um auch den überlegenſten Feind zu ermüden, ſobald ſie von einer

gutgeſinnten und kriegeriſchen Bürgerſchaft unterſtützt wurde. Aber gerade dieſe war der gefährlichſte Feind, den die bayeriſche Garniſon zu bekämpfen hatte. Die proteſtantiſchen Einwohner Regensburgs, gleich eiferſüchtig auf ihren Glauben und ihre Reichsfreiheit, hatten ihren Nacken mit Widerwillen unter das bayeriſche Joch gebeugt, und blickten längſt ſchon mit Ungeduld der Erſcheinung eines Retters entgegen. **Bernhards** Ankunft vor ihren Mauern erfüllte ſie mit lebhafter Freude, und es war ſehr zu fürchten, daß ſie die Unternehmungen der Belagerer durch einen innern Tumult unterſtützen würden. In dieſer großen Verlegenheit läßt der Churfürſt die beweglichſten Schreiben an den Kaiſer, an den Herzog **von Friedland** ergehen, ihm nur mit fünftauſend Mann auszuhelfen. Sieben Eilboten nach einander ſendet **Ferdinand** mit dieſem Auftrag an **Wallenſtein**, der die ſchleunigſte Hülfe zuſagt, und auch wirklich ſchon dem Churfürſten die nahe Ankunft von zwölftauſend Mann durch Gallas berichten läßt, aber dieſem Feldherrn bei Lebensſtrafe verbietet, ſich auf den Weg zu machen. Unterdeſſen hatte der bayeriſche Commandant von Regensburg, in Erwartung eines nahen Entſatzes, die beſten Anſtalten zur Vertheidigung getroffen, die katholiſchen Bauern wehrhaft gemacht, die proteſtantiſchen Bürger hingegen entwaffnet und auf's Sorgfältigſte bewacht, daß ſie nichts Gefährliches gegen die Garniſon unternehmen konnten. Da aber kein Entſatz erſchien, und das feindliche Geſchütz mit ununterbrochener Heftigkeit die Werke beſtürmte, ſorgte er durch eine anſtändige Capitulation für ſich

ſelbſt und die Beſatzung, und überließ die bayeriſchen Beamten und Geiſtlichen der Gnade des Siegers.

Mit dem Beſitze von Regensburg erweitern ſich Herzog Bernhards Entwürfe, und ſeinem kühnen Muth iſt Bayern ſelbſt eine zu enge Schranke geworden. Bis an die Grenzen von Oeſterreich will er dringen, das proteſtantiſche Landvolk gegen den Kaiſer bewaffnen und ihm ſeine Religionsfreiheit wieder geben. Schon hat er Straubingen erobert, während daß ein anderer ſchwediſcher Feldherr die nördlichen Ufer der Donau ſich unterwürfig macht. An der Spitze ſeiner Schweden dem Grimm der Witterung Trotz bietend, erreicht er die Mündung des Iſarſtroms, und ſetzt im Angeſicht des bayeriſchen Generals von Werth, der hier gelagert ſteht, ſeine Truppen über. Jetzt zittern Paſſau und Linz, und der beſtürzte Kaiſer verdoppelt an Wallenſtein ſeine Mahnungen und Befehle, dem bedrängten Bayern auf's Schleunigſte zu Hülfe zu eilen. Aber hier ſetzt der ſiegende Bernhard ſeinen Eroberungen ein freiwilliges Ziel. Vor ſich den Inn, der durch viele feſte Schlöſſer beſchützt wird, hinter ſich zwei feindliche Heere, ein übelgeſinntes Land und die Iſar, wo kein haltbarer Ort ihm den Rücken deckt, und der gefrorne Boden keine Verſchanzung geſtattet, von der ganzen Macht Wallenſteins bedroht, der ſich endlich entſchloſſen hat, an die Donau zu rücken, entzieht er ſich durch einen zeitigen Rückzug der Gefahr, von Regensburg abgeſchnitten und von Feinden umzingelt zu werden. Er eilt über die Iſar und Donau, um die in der Oberpfalz gemachten Eroberungen gegen Wallenſtein

zu vertheidigen und ſelbſt eine Schlacht mit dieſem Feldherrn nicht auszuſchlagen. Aber Wallenſtein, dem es nie in den Sinn gekommen war, große Thaten an der Donau zu verrichten, wartet ſeine Annäherung nicht ab, und ehe die Bayern recht anfangen ſeiner froh zu werden, iſt er ſchon nach Böhmen verſchwunden. Bernhard endigt alſo jetzt ſeinen glorreichen Feldzug, und vergönnt ſeinen Truppen die wohlverdiente Raſt in den Winterquartieren auf feindlicher Erde.

Indem Guſtav Horn in Schwaben, der Pfalzgraf von Birkenfeld, General Baudiſſin und Rheingraf Otto Ludwig am Ober= und Niederrhein, und Herzog Bernhard an der Donau den Krieg mit ſolcher Ueberlegenheit führten, wurde der Ruhm der ſchwediſchen Waffen in Niederſachſen und Weſtphalen von dem Herzog von Lüneburg und dem Landgrafen von Heſſen-Kaſſel nicht weniger glorreich behauptet. Die Feſtung Hameln eroberte Herzog Georg nach der tapferſten Gegenwehr, und über den kaiſerlichen General von Gronsfeld, der an dem Weſerſtrom commandirte, wurde von der vereinigten Armee der Schweden und Heſſen bei Oldendorf ein glänzender Sieg erfochten. Der Graf von Waſaburg, ein natürlicher Sohn Guſtav Adolphs, zeigte ſich in dieſer Schlacht ſeines Urſprungs werth. Sechzehn Kanonen, das ganze Gepäcke der Kaiſerlichen und vierundſiebzig Fahnen fielen in ſchwediſche Hände, gegen dreitauſend von den Feinden blieben auf dem Platze, und faſt eben ſo viele wurden zu Gefangenen gemacht. Die Stadt Osnabrück zwang der ſchwediſche Oberſte Kniephauſen, und Paderborn

der Landgraf von Heſſen-Kaſſel zur Uebergabe; dafür aber ging Bückeburg, ein ſehr wichtiger Ort für die Schweden, an die Kaiſerlichen verloren. Beinahe an allen Enden Deutſchlands ſah man die ſchwediſchen Waffen ſiegreich, und das nächſte Jahr nach Guſtav Adolphs Tode zeigte noch keine Spur des Verluſtes, den man an dieſem großen Führer erlitten hatte.

Bei Erwähnung der wichtigen Vorfälle, welche den Feldzug des 1633ſten Jahres auszeichneten, muß die Unthätigkeit eines Mannes, der bei weitem die höchſten Erwartungen rege machte, ein gerechtes Erſtaunen erwecken. Unter allen Generalen, deren Thaten uns in dieſem Feldzuge beſchäftigt haben, war keiner, der ſich an Erfahrung, Talent und Kriegsruhm mit Wallenſtein meſſen durfte, und gerade dieſer verliert ſich ſeit dem Treffen bei Lützen aus unſern Augen. Der Fall ſeines großen Gegners läßt ihm allein jetzt den ganzen Schauplatz des Ruhmes frei; die ganze Aufmerkſamkeit Europa's iſt auf die Thaten geſpannt, die das Andenken ſeiner Niederlage auslöſchen und ſeine Ueberlegenheit in der Kriegskunſt der Welt verkündigen ſollen. Und doch liegt er ſtill in Böhmen, indeß die Verluſte des Kaiſers in Bayern, in Niederſachſen, am Rhein ſeine Gegenwart dringend fordern; ein gleich undurchdringliches Geheimniß für Freund und Feind, der Schrecken und doch zugleich die letzte Hoffnung des Kaiſers. Mit unerklärbarer Eilfertigkeit hatte er ſich nach dem verlorenen Treffen bei Lützen in das Königreich Böhmen gezogen, wo er über das Verhalten ſeiner Offiziere in dieſer Schlacht die ſtrengſten Unterſuchungen anſtellte.

Die das Kriegsgericht für ſchuldig erkannte, wurden mit unerbittlicher Strenge zum Tode verurtheilt; die ſich brav gehalten hatten, mit königlicher Großmuth belohnt, und das Andenken der Gebliebenen durch herrliche Monumente verewigt. Den Winter über drückte er die kaiſerlichen Provinzen durch übermäßige Contributionen und durch die Winterquartiere, die er abſichtlich nicht in feindlichen Ländern nahm, um das Mark der öſterreichiſchen Länder auszuſaugen. Anſtatt aber mit ſeiner wohl gepflegten und auserleſenen Armee beim Anbruch des Frühlings 1633 den Feldzug vor allen andern zu eröffnen und ſich in ſeiner ganzen Feldherrnkraft zu erheben, war er der letzte, der im Felde erſchien, und auch jetzt war es ein kaiſerliches Erbland, das er zum Schauplatz des Krieges machte.

Unter allen Provinzen Oeſterreichs war Schleſien der größten Gefahr ausgeſetzt. Drei verſchiedene Armeen, eine ſchwediſche unter dem Grafen von Thurn, eine ſächſiſche unter Arnheim und dem Herzog von Lauenburg, und eine brandenburgiſche unter Borgsdorf, hatten dieſe Provinz zu gleicher Zeit mit Krieg überzogen. Schon hatten ſie die wichtigſten Plätze im Beſitz, und ſelbſt Breslau hatte die Partei der Alliirten ergriffen. Aber gerade dieſe Menge von Generalen und Armeen rettete dem Kaiſer dieſes Land; denn die Eiferſucht der Generale und der gegenſeitige Haß der Schweden und Sachſen ließ ſie nie mit Einſtimmigkeit verfahren. Arnheim und Thurn zankten ſich um die Oberſtelle; die Brandenburger und Sachſen hielten eifrig gegen die Schweden zuſammen, die ſie als überläſtige

Fremdlinge anſahen, und, wo es nur immer thunlich war, zu verkürzen ſuchten. Hingegen lebten die Sachſen mit den Kaiſerlichen auf einem viel vertraulichern Fuß, und oft geſchah es, daß die Offiziere beider feindlichen Armeen einander Beſuche abſtatteten und Gaſtmähler gaben. Man ließ die Kaiſerlichen ungehindert ihre Güter fortſchaffen, und Viele verhehlten es gar nicht, daß ſie von Wien große Summen gezogen. Unter ſo zweideutig geſinnten Alliirten ſahen ſich die Schweden verkauft und verrathen, und an große Unternehmungen war bei einem ſo ſchlechten Verſtändniß nicht zu denken. Auch war der General von Arnheim den größten Theil der Zeit abweſend, und als er endlich wieder bei der Armee anlangte, näherte ſich Wallenſtein ſchon mit einer furchtbaren Kriegsmacht den Grenzen.

Vierzigtauſend Mann ſtark rückte er ein, und nicht mehr als vierundzwanzigtauſend hatten ihm die Alliirten entgegen zu ſetzen. Nichts deſto weniger wollten ſie eine Schlacht verſuchen, und erſchienen bei Münſterberg, wo er ein verſchanztes Lager bezogen hatte. Aber Wallenſtein ließ ſie acht Tage lang hier ſtehen, ohne nur die geringſte Bewegung zu machen; dann verließ er ſeine Verſchanzungen, und zog mit ruhigem ſtolzen Schritt an ihrem Lager vorüber. Auch nachdem er aufgebrochen war, und die muthiger gewordenen Feinde ihm beſtändig zur Seite blieben, ließ er die Gelegenheit unbenutzt. Die Sorgfalt, mit der er die Schlacht vermied, wurde als Furcht ausgelegt; aber einen ſolchen Verdacht durfte Wallenſtein auf ſeinen verjährten Feldherrnruhm wagen. Die Eitelkeit der Alliirten ließ ſie

nicht bemerken, daß er ſein Spiel mit ihnen trieb, und daß er ihnen die Niederlage großmüthig ſchenkte, weil ihm — mit einem Sieg über ſie für jetzt nicht gedient war. Um ihnen jedoch zu zeigen, daß Er der Herr ſey, und daß nicht die Furcht vor ihrer Macht ihn in Unthätigkeit erhalte, ließ er den Commandanten eines Schloſſes, das in ſeine Hände fiel, niederſtoßen, weil er einen unhaltbaren Platz nicht gleich übergeben hatte.

Neun Tage lang ſtanden beide Armeen einander einen Musketenſchuß weit im Geſichte, als der Graf Terzky aus dem Wallenſtein'ſchen Heere mit einem Trompeter vor dem Lager der Alliirten erſchien, den General von Arnheim zu einer Conferenz einzuladen. Der Inhalt derſelben war, daß Wallenſtein, der doch an Macht der überlegene Theil war, einen Waffenſtillſtand von ſechs Wochen in Vorſchlag brachte. „Er ſey gekommen," ſagte er, „mit Schweden und mit den Reichsfürſten einen ewigen Frieden zu ſchließen, die Soldaten zu bezahlen und Jedem Genugthuung zu verſchaffen. Alles dies ſtehe in ſeiner Hand, und wenn man in Wien Anſtand nehmen ſollte, es zu beſtätigen, ſo wolle Er ſich mit den Alliirten vereinigen, und (was er Arnheimen zwar in's Ohr flüſterte) den Kaiſer zum Teufel jagen." Bei einer zweiten Zuſammenkunft ließ er ſich gegen den Grafen von Thurn noch deutlicher heraus. „Alle Privilegien," erklärte er, „ſollten auf's Neue beſtätigt, alle böhmiſche Exulanten zurückberufen und in ihre Güter wieder eingeſetzt werden, und er ſelbſt wolle der Erſte ſeyn, ſeinen Antheil an denſelben herauszugeben. Die Jeſuiten, als die Urheber aller bisherigen

Unterdrückungen, ſollten verjagt, die Krone Schweden durch Zahlungen auf beſtimmte Termine abgefunden, alles überflüſſige Kriegsvolk von beiden Theilen gegen die Türken geführt werden.“ Der letzte Punkt enthielt den Aufſchluß des ganzen Räthſels. „Wenn Er die böhmiſche Krone davon trüge, ſo ſollten alle Vertriebenen ſich ſeiner Großmuth zu rühmen haben, eine vollkommene Freiheit der Religionen ſollte dann in dem Königreich herrſchen, das pfälziſche Haus in alle ſeine vorigen Rechte zurücktreten und die Markgrafſchaft Mähren ihm für Mecklenburg zur Entſchädigung dienen. Die alliirten Armeen zögen dann unter ſeiner Anführung nach Wien, dem Kaiſer die Genehmigung dieſes Traktats mit gewaffneter Hand abzunöthigen.“

Jetzt alſo war die Decke von dem Plan weggezogen, worüber er ſchon Jahre lang in geheimnißvoller Stille gebrütet hatte. Auch lehrten alle Umſtände, daß zu Vollſtreckung deſſelben keine Zeit zu verlieren ſey. Nur das blinde Vertrauen zu dem Kriegsglück und dem überlegenen Genie des Herzogs von Friedland hatte dem Kaiſer die Feſtigkeit eingeflößt, allen Vorſtellungen Bayerns und Spaniens entgegen und auf Koſten ſeines eigenen Anſehns, dieſem gebieteriſchen Manne ein ſo uneingeſchränktes Commando zu übergeben. Aber dieſer Glaube an die Unüberwindlichkeit Wallenſteins war durch ſeine lange Unthätigkeit längſt erſchüttert worden und nach dem verunglückten Treffen bei Lützen beinahe gänzlich gefallen. Auf's Neue erwachten jetzt ſeine Gegner an Ferdinands Hofe, und die Unzufriedenheit des Kaiſers über den Fehlſchlag ſeiner Hoffnungen verſchaffte

ihren Vorſtellungen den gewünſchten Eingang bei dieſem Monarchen. Das ganze Betragen des Herzogs wurde mit beißender Kritik von ihnen gemuſtert, ſein hochfahrender Trotz und ſeine Widerſetzlichkeit gegen des Kaiſers Befehle dieſem eiferſüchtigen Fürſten in Erinnerung gebracht, die Klagen der öſterreichiſchen Unterthanen über ſeine grenzenloſen Bedrückungen zu Hülfe gerufen, ſeine Treue verdächtig gemacht und über ſeine geheimen Abſichten ein ſchreckhafter Wink hingeworfen. Dieſe Anklagen, durch das ganze übrige Betragen des Herzogs nur zu ſehr gerechtfertigt, unterließen nicht, in Ferdinands Gemüth tiefe Wurzeln zu ſchlagen; aber der Schritt war einmal geſchehen, und die große Gewalt, womit man den Herzog bekleidet hatte, konnte ihm ohne große Gefahr nicht entriſſen werden. Sie unmerklich zu vermindern, war alles, was dem Kaiſer übrig blieb; und um dies mit einigem Erfolg zu können, mußte man ſie zu theilen, vor allen Dingen aber ſich außer Abhängigkeit von ſeinem guten Willen zu ſetzen ſuchen. Aber ſelbſt dieſes Rechtes hatte man ſich in dem Vertrage begeben, den man mit ihm errichtete, und gegen jeden Verſuch, ihm einen andern General an die Seite zu ſetzen, oder einen unmittelbaren Einfluß auf ſeine Truppen zu haben, ſchützte ihn die eigenhändige Unterſchrift des Kaiſers. Da man dieſen nachtheiligen Vertrag weder halten noch vernichten konnte, ſo mußte man ſich durch einen Kunſtgriff heraushelfen. Wallenſtein war kaiſerlicher Generaliſſimus in Deutſchland; aber weiter erſtreckte ſich ſein Gebiet nicht, und über eine auswärtige Armee konnte er ſich keine Herrſchaft

anmaßen. Man läßt alſo in Mailand eine ſpaniſche Armee errichten und unter einem ſpaniſchen General in Deutſchland fechten. Wallenſtein iſt alſo der Unentbehrliche nicht mehr, weil er aufgehört hat, der Einzige zu ſeyn, und im Nothfall hat man gegen ihn ſelbſt eine Stütze.

Der Herzog fühlte es ſchnell und tief, woher dieſer Streich kam und wohin er zielte. Umſonſt protestirte er bei dem Cardinal-Infanten gegen dieſe vertragswidrige Neuerung; die italieniſche Armee rückte ein, und man zwang ihn, ihr den General Altringer mit Verſtärkung zuzuſenden. Zwar wußte er dieſem durch ſtrenge Verhaltungsbefehle die Hände ſo ſehr zu binden, daß die italieniſche Armee in dem Elſaß und in Schwaben wenig Ehre einlegte; aber dieſer eigenmächtige Schritt des Hofes hatte ihn aus ſeiner Sicherheit aufgeſchreckt und ihm über die näher kommende Gefahr einen warnenden Wink gegeben. Um nicht zum zweiten Male ſein Commando und mit demſelben die Frucht aller ſeiner Bemühungen zu verlieren, mußte er mit der Ausführung ſeines Anſchlags eilen. Durch Entfernung der verdächtigen Offiziere, und durch ſeine Freigebigkeit gegen die andern, hielt er ſich der Treue ſeiner Truppen verſichert. Alle andern Stände des Staats, alle Pflichten der Gerechtigkeit und Menſchlichkeit hatte er dem Wohl der Armee aufgeopfert, alſo rechnete er auf die Erkenntlichkeit derſelben. Im Begriff, ein nie erlebtes Beiſpiel des Undanks gegen den Schöpfer ſeines Glücks aufzuſtellen, baute er ſeine ganze Wohlfahrt auf die Dankbarkeit, die man ihm erweiſen ſollte.

Die Anführer der ſchleſiſchen Armeen hatten von ihren Prinzipalen keine Vollmacht, ſo etwas Großes, als Wallenſtein in Vorſchlag brachte, für ſich allein abzuſchließen, und ſelbſt den verlangten Waffenſtillſtand getrauten ſie ſich nicht länger als auf vierzehn Tage zu bewilligen. Ehe ſich der Herzog gegen die Schweden und Sachſen herausließ, hatte er noch für rathſam gefunden, ſich bei ſeiner kühnen Unternehmung des franzöſiſchen Schutzes zu verſichern. Zu dem Ende wurden durch den Grafen von Kinsky bei dem franzöſiſchen Bevollmächtigten Feuquieres zu Dresden geheime Unterhandlungen, wiewohl mit ſehr mißtrauiſcher Vorſicht, angeknüpft, welche ganz ſeinem Wunſche gemäß ausfielen. Feuquieres erhielt Befehl von ſeinem Hofe, allen Vorſchub von Seiten Frankreichs zu verſprechen, und dem Herzog, wenn er deren benöthigt wäre, eine beträchtliche Geldhülfe anzubieten.

Aber gerade dieſe überkluge Sorgfalt, ſich von allen Seiten zu decken, gereichte ihm zum Verderben. Der franzöſiſche Bevollmächtigte entdeckte mit großem Erſtaunen, daß ein Anſchlag, der mehr als jeder andere des Geheimniſſes bedurfte, den Schweden und den Sachſen mitgetheilt worden ſey. Das ſächſiſche Miniſterium war, wie man allgemein wußte, im Intereſſe des Kaiſers, und die den Schweden angebotenen Bedingungen blieben allzuweit hinter den Erwartungen derſelben zurück, um je ihren Beifall erhalten zu können. Feuquieres fand es daher unbegreiflich, wie der Herzog in vollem Ernſte auf die Unterſtützung der Erſtern und auf die Verſchwiegenheit der Letztern hätte Rechnung

machen ſollen. Er entdeckte ſeine Zweifel und Beſorgniſſe dem ſchwediſchen Kanzler, der in die Abſichten Wallenſteins ein gleich großes Mißtrauen ſetzte und noch weit weniger Geſchmack an ſeinen Vorſchlägen fand. Wiewohl es ihm kein Geheimniß war, daß der Herzog ſchon ehedem mit Guſtav Adolph in ähnlichen Traktaten geſtanden, ſo begriff er doch die Möglichkeit nicht, wie er die ganze Armee zum Abfall bewegen und ſeine übermäßigen Verſprechungen würde wahr machen können. Ein ſo ausſchweifender Plan und ein ſo unbeſonnenes Verfahren ſchien ſich mit der verſchloſſenen und mißtrauiſchen Gemüthsart des Herzogs nicht wohl zu vertragen, und lieber erklärte man alles für Maske und Betrug, weil es eher erlaubt war, an ſeiner Redlichkeit als an ſeiner Klugheit zu zweifeln. Oxenſtierna's Bedenklichkeiten ſteckten endlich ſelbſt Arnheimen an, der in vollem Vertrauen auf Wallenſteins Aufrichtigkeit zu dem Kanzler nach Gelnhauſen gereist war, ihn dahin zu vermögen, daß er dem Herzog ſeine beſten Regimenter zum Gebrauch überlaſſen möchte. Man fing an zu argwohnen, daß der ganze Antrag nur eine künſtlich gelegte Schlinge ſey, die Alliirten zu entwaffnen und den Kern ihrer Kriegsmacht dem Kaiſer in die Hände zu ſpielen. Wallenſteins bekannter Charakter widerlegte dieſen ſchlimmen Verdacht nicht, und die Widerſprüche, in die er ſich nachher verwickelte, machten, daß man endlich ganz und gar an ihm irre ward. Indem er die Schweden in ſein Bündniß zu ziehen ſuchte, und ihnen ſogar ihre beſten Truppen abforderte, äußerte er ſich gegen Arnheim, daß man

damit anfangen müſſe, die Schweden aus dem Reiche zu verjagen; und während daß ſich die ſächſiſchen Offiziere, im Vertrauen auf die Sicherheit des Waffenſtillſtandes, in großer Menge bei ihm einfanden, machte er einen verunglückten Verſuch, ſich ihrer Perſonen zu bemächtigen. Er brach zuerſt den Stillſtand, den er doch einige Monate darauf, nicht ohne große Mühe, erneuerte. Aller Glaube an ſeine Wahrhaftigkeit verſchwand, und endlich glaubte man in ſeinem ganzen Benehmen nichts als ein Gewebe von Betrug und niedrigen Kniffen zu ſehen, um die Alliirten zu ſchwächen und ſich ſelbſt in Verfaſſung zu ſetzen. Dieſes erreichte er zwar wirklich, indem ſeine Macht ſich mit jedem Tage vermehrte, die Alliirten aber durch Deſertion und ſchlechten Unterhalt über die Hälfte ihrer Truppen einbüßten. Aber er machte von ſeiner Ueberlegenheit den Gebrauch nicht, den man in Wien erwartete. Wenn man einem entſcheidenden Vorfall entgegenſah, erneuerte er plötzlich die Unterhandlungen; und wenn der Waffenſtillſtand die Alliirten in Sicherheit ſtürzte, ſo erhob er ſich plötzlich, um die Feindſeligkeiten zu erneuern. Alle dieſe Widerſprüche floſſen aus dem doppelten und ganz unvereinbaren Entwurf, den Kaiſer und die Schweden zugleich zu verderben und mit Sachſen einen beſondern Frieden zu ſchließen.

Ueber den ſchlechten Fortgang ſeiner Unterhandlungen ungeduldig, beſchloß er endlich ſeine Macht zu zeigen, da ohnehin die dringende Noth in dem Reiche und die ſteigende Unzufriedenheit am kaiſerlichen Hofe keinen längern Aufſchub geſtatteten. Schon vor dem letzten

Stillſtand war der General von Holk von Böhmen aus in das Meißniſche eingefallen, hatte Alles, was auf ſeinem Wege lag, mit Feuer und Schwert verwüſtet, den Churfürſten in ſeine Feſtungen gejagt und ſelbſt die Stadt Leipzig erobert. Aber der Stillſtand in Schleſien ſetzte ſeinen Verwüſtungen ein Ziel, und die Folgen ſeiner Ausſchweifungen ſtreckten ihn zu Adorf auf die Bahre. Nach aufgehobenem Stillſtand machte Wallenſtein auf's Neue eine Bewegung, als ob er durch die Lauſitz in Sachſen fallen wollte, und ließ ausſprengen, daß Piccolomini ſchon dahin aufgebrochen ſey. Sogleich verläßt Arnheim ſein Lager in Schleſien, um ihm nachzufolgen und dem Churfürſtenthum zu Hülfe zu eilen. Dadurch aber wurden die Schweden entblößt, die unter dem Commando des Grafen von Thurn in ſehr kleiner Anzahl bei Steinau an der Oder gelagert ſtanden; und gerade dies war es, was der Herzog gewollt hatte. Er ließ den ſächſiſchen General ſechzehn Meilen voraus in das Meißniſche eilen und wendete ſich dann auf einmal rückwärts gegen die Oder, wo er die ſchwediſche Armee in der tiefſten Sicherheit überraſchte. Ihre Reiterei wurde durch den vorangeſchickten General Schafgotſch geſchlagen und das Fußvolk von der nachfolgenden Armee des Herzogs bei Steinau völlig eingeſchloſſen. Wallenſtein gab dem Grafen von Thurn eine halbe Stunde Bedenkzeit, ſich mit drittehalbtauſend Mann gegen mehr als zwanzigtauſend zu wehren, oder ſich auf Gnade und Ungnade zu ergeben. Bei ſolchen Umſtänden konnte keine Wahl Statt finden. Die ganze Armee gibt ſich gefangen, und ohne einen Tropfen Blut iſt

der vollkommenſte Sieg erfochten. Fahnen, Bagage und Geſchütz fallen in des Siegers Hand, die Offiziere werden in Verhaft genommen, die Gemeinen untergeſteckt. Und jetzt endlich war nach einer vierzehnjährigen Irre, nach unzähligen Glückswechſeln, der Anſtifter des böhmiſchen Aufruhrs, der entfernte Urheber dieſes ganzen verderblichen Krieges, der berüchtigte Graf von Thurn, in der Gewalt ſeiner Feinde. Mit blutdürſtiger Ungeduld erwartet man in Wien die Ankunft dieſes großen Verbrechers, und genießt ſchon im Voraus den ſchrecklichen Triumph, der Gerechtigkeit ihr vornehmſtes Opfer zu ſchlachten. Aber den Jeſuiten dieſe Luſt zu verderben, war ein viel ſüßerer Triumph, und Thurn erhielt ſeine Freiheit. Ein Glück für ihn, daß er mehr wußte, als man in Wien erfahren durfte, und daß Wallenſteins Feinde auch die ſeinigen waren. Eine Niederlage hätte man dem Herzog in Wien verziehen; dieſe getäuſchte Hoffnung vergab man ihm nie. „Was aber hätte ich denn ſonſt mit dieſem Raſenden machen ſollen?“ ſchreibt er mit boshaftem Spotte an die Miniſter, die ihn über dieſe unzeitige Großmuth zu Rede ſtellen. „Wollte der Himmel, die Feinde hätten lauter Generale, wie dieſer iſt! An der Spitze der ſchwediſchen Heere wird er uns weit beſſere Dienſte thun, als im Gefängniß.“

Auf den Sieg bei Steinau folgte in kurzer Zeit die Einnahme von Liegnitz, Groß-Glogau und ſelbſt von Frankfurt an der Oder. Schafgotſch, der in Schleſien zurückblieb, um die Unterwerfung dieſer Provinz zu vollenden, blokirte Brieg und bedrängte Breslau vergebens,

weil dieſe freie Stadt über ihre Privilegien wachte und den Schweden ergeben blieb. Die Oberſten Illo und Götz ſchickte Wallenſtein nach der Wartha, um bis in Pommern und an die Küſte der Oſtſee zu dringen, und Landsberg, der Schlüſſel zu Pommern, wurde wirklich auch von ihnen erobert. Indem der Churfürſt von Brandenburg und der Herzog von Pommern für ihre Länder zitterten, brach Wallenſtein ſelbſt mit dem Reſt der Armee in die Lauſitz, wo er Görlitz mit Sturm eroberte und Bautzen zur Uebergabe zwang. Aber es war ihm nur darum zu thun, den Churfürſten von Sachſen zu ſchrecken, nicht die erhaltenen Vortheile zu verfolgen; auch mit dem Schwert in der Hand ſetzte er bei Brandenburg und Sachſen ſeine Friedensanträge fort, wiewohl mit keinem beſſern Erfolg, da er durch eine Kette von Widerſprüchen alles Vertrauen verſcherzt hatte. Jetzt würde er ſeine ganze Macht gegen das unglückliche Sachſen gewendet und ſeinen Zweck durch die Gewalt der Waffen doch endlich noch durchgeſetzt haben, wenn nicht der Zwang der Umſtände ihn genöthigt hätte, dieſe Gegenden zu verlaſſen. Die Siege Herzog Bernhards am Donauſtrom, welche Oeſterreich ſelbſt mit naher Gefahr bedrohten, forderten ihn dringend nach Bayern, und die Vertreibung der Sachſen und Schweden aus Schleſien raubte ihm jeden Vorwand, ſich den kaiſerlichen Befehlen noch länger zu widerſetzen und den Churfürſten von Bayern hülflos zu laſſen. Er zog ſich alſo mit der Hauptmacht gegen die Oberpfalz, und ſein Rückzug befreite Oberſachſen auf immer von dieſem furchtbaren Feinde.

So lange es nur möglich war, hatte er Bayerns Rettung verſchoben und durch die geſuchteſten Ausflüchte die Ordonnanzen des Kaiſers verhöhnt. Auf wiederholtes Bitten ſchickte er endlich zwar dem Grafen von Altringer, der den Lech und die Donau gegen Horn und Bernhard zu behaupten ſuchte, einige Regimenter aus Böhmen zu Hülfe, jedoch mit der ausdrücklichen Bedingung, ſich bloß vertheidigungsweiſe zu verhalten. Den Kaiſer und den Churfürſten wies er, ſo oft ſie ihn um Hülfe anflehten, an Altringer, der, wie er öffentlich vorgab, eine uneingeſchränkte Vollmacht von ihm erhalten habe, in Geheim aber band er demſelben durch die ſtrengſten Inſtruktionen die Hände und bedrohte ihn mit dem Tode, wenn er ſeine Befehle überſchreiten würde. Nachdem Herzog Bernhard vor Regensburg gerückt war und der Kaiſer ſowohl als der Churfürſt ihre Aufforderung um Hülfe dringender erneuerten, ſtellte er ſich an, als ob er den General Gallas mit einem anſehnlichen Heere an die Donau ſchicken würde; aber auch dies unterblieb, und ſo gingen, wie vorher das Bisthum Eichſtädt, jetzt auch Regensburg, Straubing, Cham an die Schweden verloren. Als er endlich ſchlechterdings nicht mehr vermeiden konnte, den ernſtlichen Befehlen des Hofs zu gehorſamen, rückte er ſo langſam, als er konnte, an die bayeriſche Grenze, wo er das von den Schweden eroberte Cham berennte. Er vernahm aber nicht ſo bald, daß man von ſchwediſcher Seite daran arbeitete, ihm durch die Sachſen eine Diverſion in Böhmen zu machen, ſo benutzte er dieſes Gerücht, um auf's Schleunigſte und ohne das Geringſte verrichtet

zu haben, nach Böhmen zurückzukehren. Alles Andere, gab er vor, müſſe der Vertheidigung und Erhaltung der kaiſerlichen Erblande nachſtehen; und ſo blieb er in Böhmen wie angefeſſelt ſtehen und hütete dieſes Königreich, als ob es jetzt ſchon ſein Eigenthum wäre. Der Kaiſer wiederholte in noch dringenderm Tone ſeine Mahnung, daß er ſich gegen den Donauſtrom ziehen ſolle, die gefährliche Niederlaſſung des Herzogs von Weimar an Oeſterreichs Grenzen zu hindern. — Er aber endigte den Feldzug für dieſes Jahr und ließ ſeine Truppen auf's Neue ihre Winterquartiere in dem erſchöpften Königreiche nehmen.

Ein ſo fortgeführter Trotz, eine ſo beiſpielloſe Geringſchätzung aller kaiſerlichen Befehle, eine ſo vorſätzliche Vernachläſſigung des allgemeinen Beſten, verbunden mit einem ſo äußerſt zweideutigen Benehmen gegen den Feind, mußten endlich den nachtheiligen Gerüchten, wovon längſt ſchon ganz Deutſchland erfüllt war, Glauben bei dem Kaiſer verſchaffen. Lange Zeit war es ihm gelungen, ſeinen ſtrafbaren Unterhandlungen mit dem Feinde den Schein der Rechtmäßigkeit zu geben und den noch immer für ihn gewonnenen Monarchen zu überreden, daß der Zweck jener geheimen Zuſammenkünfte kein anderer ſey, als Deutſchland den Frieden zu ſchenken. Aber wie undurchdringlich er ſich auch glaubte, ſo rechtfertigte doch der ganze Zuſammenhang ſeines Betragens die Beſchuldigungen, womit ſeine Gegner unaufhörlich das Ohr des Kaiſers beſtürmten. Um ſich an Ort und Stelle von dem Grund oder Ungrund derſelben zu belehren, hatte Ferdinand ſchon zu verſchiedenen

Zeiten Kundſchafter in das Wallenſtein'ſche Lager geſchickt, die aber, da der Herzog ſich hütete, etwas Schriftliches von ſich zu geben, bloße Muthmaßungen zurückbrachten. Da aber endlich die Miniſter ſelbſt, ſeine bisherigen Verfechter am Hofe, deren Güter Wallenſtein mit gleichen Laſten gedrückt hatte, ſich zur Partei ſeiner Feinde ſchlugen; da der Churfürſt von Bayern die Drohung fallen ließ, ſich, bei längerer Beibehaltung dieſes Generals, mit den Schweden zu vergleichen; da endlich auch der ſpaniſche Abgeſandte auf ſeiner Abſetzung beſtand und im Weigerungsfall die Subſidiengelder ſeiner Krone zurückzuhalten drohte: ſo ſah ſich der Kaiſer zum zweiten Male in die Nothwendigkeit geſetzt, ihn vom Commando zu entfernen.

Die eigenmächtigen und unmittelbaren Verfügungen des Kaiſers bei der Armee belehrten den Herzog bald, daß der Vertrag mit ihm bereits als zerriſſen betrachtet und ſeine Abdankung unvermeidlich ſey. Einer ſeiner Unterfeldherren in Oeſterreich, dem Wallenſtein bei Strafe des Beils unterſagt hatte, dem Hofe zu gehorſamen, empfing von dem Kaiſer unmittelbaren Befehl, zu dem Churfürſten von Bayern zu ſtoßen; und an Wallenſtein ſelbſt erging die gebieteriſche Weiſung, dem Cardinal-Infanten, der mit einer Armee aus Italien unterwegs war, einige Regimenter zur Verſtärkung entgegen zu ſenden. Alle dieſe Anſtalten ſagten ihm, daß der Plan unwiderruflich gemacht ſey, ihn nach und nach zu entwaffnen, um ihn alsdann ſchwach und wehrlos auf Einmal zu Grunde zu richten.

Zu ſeiner Selbſtvertheidigung mußte er jetzt eilen, einen Plan auszuführen, der anfangs nur zu ſeiner Vergrößerung beſtimmt war. Länger, als die Klugheit rieth, hätte er mit der Ausführung deſſelben gezögert, weil ihm noch immer die günſtigen Conſtellationen fehlten, oder, wie er gewöhnlich die Ungeduld ſeiner Freunde abfertigte, weil die Zeit noch nicht gekommen war. Die Zeit war auch jetzt noch nicht gekommen, aber die dringende Noth verſtattete nicht mehr, die Gunſt der Sterne zu erwarten. Das Erſte war, ſich der Geſinnungen der vornehmſten Anführer zu verſichern und alsdann die Treue der Armee zu erproben, die er ſo freigebig vorausgeſetzt hatte. Drei derſelben, die Oberſten Kinsky, Terzky und Illo, waren ſchon längſt in das Geheimniß gezogen, und die beiden erſten durch das Band der Verwandtſchaft an ſein Intereſſe geknüpft. Eine gleiche Ehrſucht, ein gleicher Haß gegen die Regierung und die Hoffnung überſchwenglicher Belohnungen verband ſie auf's Engſte mit Wallenſtein, der auch die niedrigſten Mittel nicht verſchmäht hatte, die Zahl ſeiner Anhänger zu vermehren. Den Obriſten Illo hatte er einsmals überredet, in Wien den Grafentitel zu ſuchen und ihm dabei ſeine kräftigſte Fürſprache zugeſagt. Heimlich aber ſchrieb er an die Miniſter, ihm ſein Geſuch abzuſchlagen, weil ſich ſonſt Mehrere melden dürften, die gleiche Verdienſte hätten und auf gleiche Belohnungen Anſpruch machten. Als Illo hernach zur Armee zurückkam, war ſein Erſtes, ihn nach dem Erfolg ſeiner Bewerbungen zu fragen; und da ihm dieſer von dem ſchlechten Ausgange derſelben Nachricht gab,

ſo fing er an, die bitterſten Klagen gegen den Hof aus=zuſtoßen. „Das alſo hätten wir mit unſern treuen Dienſten verdient,“ rief er, „daß meine Verwendung ſo gering geachtet und euren Verdienſten eine ſo unbedeutende Belohnung verweigert wird! Wer wollte noch länger einem ſo undankbaren Herrn ſeine Dienſte widmen? Nein, was mich angeht, ich bin von nun an der abgeſagte Feind des Hauſes Oeſterreich.“ Illo ſtimmte bei, und ſo wurde zwiſchen beiden ein enges Bündniß geſtiftet.

Aber was dieſe drei Vertrauten des Herzogs wußten, war lange Zeit ein undurchdringliches Geheimniß für die Uebrigen, und die Zuverſicht, mit der Wallenſtein von der Ergebenheit ſeiner Offiziere ſprach, gründete ſich einzig nur auf die Wohlthaten, die er ihnen erzeigt hatte, und auf ihre Unzufriedenheit mit dem Hofe. Aber dieſe ſchwankende Vermuthung mußte ſich in Gewißheit verwandeln, ehe er ſeine Maske abwarf und ſich einen öffentlichen Schritt gegen den Kaiſer erlaubte. Graf Piccolomini, derſelbe, der ſich in dem Treffen bei Lützen durch einen beiſpielloſen Muth ausgezeichnet hatte, war der Erſte, deſſen Treue er auf die Probe ſtellte. Er hatte ſich dieſen General durch große Geſchenke verpflichtet, und er gab ihm den Vorzug vor allen andern, weil Piccolomini unter einerlei Conſtellation mit ihm geboren war. Dieſem erklärte er, daß er, durch den Undank des Kaiſers und ſeine nahe Gefahr gezwungen, unwiderruflich entſchloſſen ſey, die öſterreichiſche Partei zu verlaſſen, ſich mit dem beſten Theile der Armee auf feindliche Seite zu ſchlagen und

das Haus Oeſterreich in allen Grenzen ſeiner Herrſchaft zu bekriegen, bis es von der Wurzel vertilgt ſey. Auf Piccolomini habe er bei dieſer Unternehmung vorzüglich gerechnet und ihm ſchon im Voraus die glänzendſten Belohnungen zugedacht. — Als dieſer, um ſeine Beſtürzung über dieſen überraſchenden Antrag zu verbergen, von den Hinderniſſen und Gefahren ſprach, die ſich einem ſo gewagten Unternehmen entgegen ſetzen würden, ſpottete Wallenſtein ſeiner Furcht. „Bei ſolchen Wageſtücken,“ rief er aus, „ſey nur der Anfang ſchwer; die Sterne ſeyen ihm gewogen, die Gelegenheit, wie man ſie nur immer verlangen könne, auch dem Glücke müſſe man etwas vertrauen. Sein Entſchluß ſtehe feſt, und er würde, wenn es nicht anders geſchehen könnte, an der Spitze von tauſend Pferden ſein Heil verſuchen.“ Piccolomini hütete ſich ſehr, durch einen längern Widerſpruch das Mißtrauen des Herzogs zu reizen und ergab ſich mit anſcheinender Ueberzeugung dem Gewicht ſeiner Gründe. So weit ging die Verblendung des Herzogs, daß es ihm, aller Warnungen des Grafen Terzky ungeachtet, gar nicht einfiel, an der Aufrichtigkeit dieſes Mannes zu zweifeln, der keinen Augenblick verlor, die jetzt gemachte merkwürdige Entdeckung nach Wien zu berichten.

Um endlich den entſcheidenden Schritt zum Ziele zu thun, berief er im Jänner 1634 alle Commandeurs der Armee nach Pilſen zuſammen, wohin er ſich gleich nach ſeinem Rückzug aus Bayern gewendet hatte. Die neueſten Forderungen des Kaiſers, die Erblande mit Winterquartieren zu verſchonen, Regensburg noch in der

rauhen Jahrszeit wieder zu erobern und die Armee zur Verſtärkung des Cardinal-Infanten um ſechstauſend Mann Reiterei zu vermindern, waren erheblich genug, um vor dem ganzen verſammelten Kriegsrath in Erwägung gezogen zu werden, und dieſer ſcheinbare Vorwand verbarg den Neugierigen den wahren Zweck der Zuſammenberufung. Auch Schweden und Sachſen wurden heimlich dahin geladen, um mit dem Herzog von Friedland über den Frieden zu traktiren; mit den Befehlshabern entlegenerer Heere ſollte ſchriftliche Abrede genommen werden. Zwanzig von den berufenen Commandeurs erſchienen; aber gerade die wichtigſten, Gallas, Kolloredo und Altringer, blieben aus. Der Herzog ließ ſeine Einladung an ſie dringend wiederholen, einſtweilen aber, in Erwartung ihrer nahen Ankunft, zu der Hauptſache ſchreiten.

Es war nichts Geringes, was er jetzt auf dem Wege war zu unternehmen. Einen ſtolzen, tapfern, auf ſeine Ehre wachſam haltenden Adel der ſchändlichſten Untreue fähig zu erklären, und in den Augen derjenigen, die bis jetzt nur gewohnt waren, in ihm den Abglanz der Majeſtät, den Richter ihrer Handlungen, den Bewahrer der Geſetze zu verehren, auf Einmal als ein Niederträchtiger, als Verführer, als Rebell zu erſcheinen. Nichts Geringes war es, eine rechtmäßige, durch lange Verjährung befeſtigte, durch Religion und Geſetze geheiligte Gewalt in ihren Wurzeln zu erſchüttern; alle jene Bezauberungen der Einbildungskraft und der Sinne, die furchtbaren Wachen eines rechtmäßigen Throns, zu zerſtören; alle jene unvertilgbaren Gefühle

der Pflicht, die in der Bruſt des Unterthans für den gebornen Beherrſcher ſo laut und ſo mächtig ſprechen, mit gewaltſamer Hand zu vertilgen. Aber geblendet von dem Glanz einer Krone, bemerkte Wallenſtein den Abgrund nicht, der zu ſeinen Füßen ſich öffnete, und im vollen lebendigen Gefühl ſeiner Kraft verſäumte er — das gewöhnliche Loos ſtarker und kühner Seelen — die Hinderniſſe gehörig zu würdigen und in Berechnung zu bringen. Wallenſtein ſah nichts, als eine gegen den Hof theils gleichgültige, theils erbitterte Armee — eine Armee, die gewohnt war, ſeinem Anſehn mit blinder Unterwerfung zu huldigen, vor ihm, als ihrem Geſetzgeber und Richter, zu beben, ſeine Befehle, gleich den Ausſprüchen des Schickſals, mit zitternder Ehrfurcht zu befolgen. In den übertriebenen Schmeicheleien, womit man ſeiner Allgewalt huldigte, in den frechen Schmähungen gegen Hof und Regierung, die eine zügelloſe Soldateska ſich erlaubte und die wilde Licenz des Lagers entſchuldigte, glaubte er die wahren Geſinnungen der Armee zu vernehmen, und die Kühnheit, mit der man ſelbſt die Handlungen des Monarchen zu tadeln wagte, bürgte ihm für die Bereitwilligkeit der Truppen, einem ſo ſehr verachteten Oberherrn die Pflicht aufzukündigen. Aber, was er ſich als etwas ſo Leichtes gedacht hatte, ſtand als der furchtbarſte Gegner wider ihn auf; an dem Pflichtgefühl ſeiner Truppen ſcheiterten alle ſeine Berechnungen. Berauſcht von dem Anſehn, das er über ſo meiſterloſe Schaaren behauptete, ſchrieb er Alles auf Rechnung ſeiner perſönlichen Größe, ohne zu unterſcheiden, wie viel er ſich ſelbſt und wie viel

er der Würde dankte, die er bekleidete. Alles zitterte vor ihm, weil er eine rechtmäßige Gewalt ausübte, weil der Gehorſam gegen ihn Pflicht, weil ſein Anſehn an die Majeſtät des Thrones befeſtigt war. Größe für ſich allein kann wohl Bewunderung und Schrecken, aber nur die legale Größe Ehrfurcht und Unterwerfung erzwingen. Und dieſes entſcheidenden Vortheils beraubte er ſich ſelbſt in dem Augenblicke, da er ſich als einen Verbrecher entlarvte.

Der Feldmarſchall von Illo übernahm es, die Geſinnungen der Commandeurs zu erforſchen und ſie auf den Schritt, den man von ihnen erwartete, vorzubereiten. Er machte den Anfang damit, ihnen die neueſten Forderungen des Hofes an den General und die Armee vorzutragen; und durch die gehäſſige Wendung, die er denſelben zu geben wußte, war es ihm leicht, den Zorn der ganzen Verſammlung zu entflammen. Nach dieſem wohlgewählten Eingang verbreitete er ſich mit vieler Beredſamkeit über die Verdienſte der Armee und des Feldherrn, und über den Undank, womit der Kaiſer ſie zu belohnen pflege. „Spaniſcher Einfluß,“ behauptete er, „leite alle Schritte des Hofes; das Miniſterium ſtehe in ſpaniſchem Solde; nur der Herzog von Friedland habe bis jetzt dieſer Tyrannei widerſtanden und deßwegen den tödtlichſten Haß der Spanier auf ſich geladen. Ihn vom Commando zu entfernen, oder ganz und gar wegzuräumen, fuhr er fort, war längſt ſchon das eifrigſte Ziel ihrer Beſtrebungen, und bis es ihnen mit einem von beiden gelingt, ſucht man ſeine Macht im Felde zu untergraben. Aus keinem andern Grunde

iſt man bemüht, dem König von Ungarn das Commando in die Hände zu ſpielen, bloß damit man dieſen Prinzen, als ein williges Organ fremder Eingebungen, nach Gefallen im Felde herumführen, die ſpaniſche Macht aber deſto beſſer in Deutſchland befeſtigen könne. Bloß um die Armee zu vermindern, begehrt man ſechstauſend Mann für den Cardinal-Infanten; bloß um ſie durch einen Winterfeldzug aufzureiben, dringt man auf die Wiedereroberung Regensburgs in der feindlichen Jahrszeit. Alle Mittel zum Unterhalt erſchwert man der Armee, während daß ſich die Jeſuiten und Miniſter mit dem Schweiß der Provinzen bereichern und die für die Truppen beſtimmten Gelder verſchwenden. Der General bekennt ſein Unvermögen, der Armee Wort zu halten, weil der Hof ihn im Stiche läßt. Für alle Dienſte, die er innerhalb zweiundzwanzig Jahren dem Hauſe Oeſterreich geleiſtet, für alle Mühſeligkeiten, die er übernommen, für alle Reichthümer, die er in kaiſerlichem Dienſte von dem Seinigen zugeſetzt, erwartet ihn eine zweite ſchimpfliche Entlaſſung. — Aber er erklärt, daß er es dazu nicht kommen laſſen will. Von freien Stücken entſagt er dem Commando, ehe man es ihm mit Gewalt aus den Händen windet. Dies iſt es, fuhr der Redner fort, was er den Obriſten durch mich entbietet. Jeder frage ſich nun ſelbſt, ob es rathſam iſt, einen ſolchen General zu verlieren. Jeder ſehe nun zu, wer ihm die Summen erſetze, die er im Dienſte des Kaiſers aufgewendet und wo er den verdienten Lohn ſeiner Tapferkeit ernte — wenn der dahin iſt, unter deſſen Augen er ſie bewieſen hat.“

Ein allgemeines Geſchrei, daß man den General nicht ziehen laſſen dürfe, unterbrach den Redner. Vier der Vornehmſten werden abgeordnet, ihm den Wunſch der Verſammlung vorzutragen und ihn flehentlich zu bitten, daß er die Armee nicht verlaſſen möchte. Der Herzog weigerte ſich zum Schein und ergab ſich erſt nach einer zweiten Geſandtſchaft. Dieſe Nachgiebigkeit von ſeiner Seite ſchien einer Gegengefälligkeit von der ihrigen werth. Da er ſich anheiſchig machte, ohne Wiſſen und Willen der Commandeurs nicht aus dem Dienſte zu treten, ſo forderte er von ihnen ein ſchriftliches Gegenverſprechen, treu und feſt an ihm zu halten, ſich nimmer von ihm zu trennen oder trennen zu laſſen und für ihn den letzten Blutstropfen auszuſetzen. Wer ſich von dem Bunde abſondern würde, ſollte für einen treuvergeſſenen Verräther gelten und von den übrigen als ein gemeinſchaftlicher Feind betrachtet werden. Die ausdrückliche angehängte Bedingung: „So lange Wallenſtein die Armee zum Dienſte des Kaiſers gebrauchen würde,“ entfernte jede Mißdeutung, und keiner der verſammelten Commandeurs trug Bedenken, einem ſo unſchuldig ſcheinenden und ſo billigen Begehren ſeinen vollen Beifall zu ſchenken.

Die Vorleſung dieſer Schrift geſchah unmittelbar vor einem Gaſtmahl, welches der Feldmarſchall Jllo ausdrücklich in dieſer Abſicht veranſtaltet hatte; nach aufgehobener Tafel ſollte die Unterzeichnung vor ſich gehen. Der Wirth that das Seinige, die Beſinnungskraft ſeiner Gäſte durch ſtarke Getränke abzuſtumpfen, und nicht eher, als bis er ſie von Weindünſten taumeln

ſah, gab er ihnen die Schrift zur Unterzeichnung. Die mehrſten malten leichtſinnig ihren Namen hin, ohne zu wiſſen, **was** ſie unterſchrieben; nur einige Wenige, welche neugieriger oder mißtrauiſcher waren, durchlieſen das Blatt noch einmal, und entdeckten mit Erſtaunen, daß die Klauſel: „So lange Wallenſtein die Armee zum Beſten des Kaiſers gebrauchen würde,“ hinweggelaſſen ſey. Illo nämlich hatte mit einem geſchickten Taſchenſpielerkniff das erſte Exemplar mit einem andern ausgetauſcht, in dem jene Klauſel fehlte. Der Betrug wurde laut, und Viele weigerten ſich nun, ihre Unterſchrift zu geben. Piccolomini, der den ganzen Betrug durchſchaute, und bloß in der Abſicht, dem Hofe davon Nachricht zu geben, an dieſem Auftritte Theil nahm, vergaß ſich in der Trunkenheit ſo, daß er die Geſundheit des Kaiſers aufbrachte. Aber jetzt ſtand Graf Terzky auf und erklärte alle für meineidige Schelmen, die zurücktreten würden. Seine Drohungen, die Vorſtellung der unvermeidlichen Gefahr, der man bei längerer Weigerung ausgeſetzt war, das Beiſpiel der Menge und Illo's Beredſamkeit überwanden endlich ihre Bedenklichkeiten, und das Blatt wurde von jedem ohne Ausnahme unterzeichnet.

Wallenſtein hatte nun zwar ſeinen Zweck erreicht; aber die ganz unerwartete Widerſetzung der Commandeurs riß ihn auf Einmal aus dem lieblichen Wahne, in dem er bisher geſchwebt hatte. Zudem waren die mehrſten Namen ſo unleſerlich gekritzelt, daß man eine unredliche Abſicht dahinter vermuthen mußte. Anſtatt aber durch dieſen warnenden Wink des Schickſals zum

Nachdenken gebracht zu werden, ließ er ſeine gereizte Empfindlichkeit in unwürdigen Klagen und Verwünſchungen überſtrömen. Er berief die Commandeurs am folgenden Morgen zu ſich und übernahm es in eigener Perſon, den ganzen Inhalt des Vortrags zu wiederholen, welchen Illo den Tag vorher an ſie gehalten hatte. Nachdem er ſeinen Unwillen gegen den Hof in die bitterſten Vorwürfen und Schmähungen ausgegoſſen, erinnerte er ſie an ihre geſtrige Widerſetzlichkeit, und erklärte, daß er durch dieſe Entdeckung bewogen worden ſey, ſein Verſprechen zurück zu nehmen. Stumm und betreten entfernten ſich die Obriſten, erſchienen aber, nach einer kurzen Berathſchlagung im Vorzimmer, auf's Neue, den Vorfall von geſtern zu entſchuldigen und ſich zu einer neuen Unterſchrift anzubieten.

Jetzt fehlte nichts mehr, als auch von den ausgebliebenen Generalen entweder eine gleiche Verſicherung zu erhalten, oder ſich im Weigerungsfall ihrer Perſonen zu bemächtigen. Wallenſtein erneuerte daher ſeine Einladung, und trieb ſie dringend an, ihre Ankunft zu beſchleunigen. Aber noch ehe ſie eintrafen, hatte ſie der Ruf bereits von dem Vorgange zu Pilſen unterrichtet und ihre Eilfertigkeit plötzlich gehemmt. Altringer blieb unter dem Vorwand einer Krankheit in dem feſten Schloß Frauenberg liegen. Gallas fand ſich zwar ein, aber bloß um als Augenzeuge den Kaiſer von der drohenden Gefahr deſto beſſer unterrichten zu können. Die Aufſchlüſſe, welche er und Piccolomini gaben, verwandelten die Beſorgniſſe des Hofs auf einmal in die ſchrecklichſte Gewißheit. Aehnliche Entdeckungen, welche

man zugleich an andern Orten machte, ließen keinem Zweifel mehr Raum, und die ſchnelle Veränderung der Commandanten-Stellen in Schleſien und Oeſterreich ſchien auf eine höchſt bedenkliche Unternehmung zu deuten. Die Gefahr war dringend und die Hülfe mußte ſchnell ſeyn. Dennoch wollte man nicht mit Vollziehung des Urtheils beginnen, ſondern ſtreng nach Gerechtigkeit verfahren. Man erließ alſo an die vornehmſten Befehlshaber, deren Treue man ſich verſichert hielt, geheime Befehle, den Herzog von Friedland nebſt ſeinen beiden Anhängern, Illo und Terzky, auf was Art es auch ſeyn möchte, zu verhaften und in ſichere Verwahrung zu bringen, damit ſie gehört werden und ſich verantworten könnten. Sollte dies aber auf ſo ruhigem Wege nicht zu bewirken ſeyn, ſo fordere die öffentliche Gefahr, ſie todt oder lebendig zu greifen. Zugleich erhielt General Gallas ein offenes Patent, worin allen Oberſten und Offizieren dieſe kaiſerliche Verfügung bekannt gemacht, die ganze Armee ihrer Pflichten gegen den Verräther entlaſſen, und, bis ein neuer Generaliſſimus aufgeſtellt ſeyn würde, an den Generallieutenant von Gallas verwieſen wurde. Um den Verführten und Abtrünnigen die Rückkehr zu ihrer Pflicht zu erleichtern und die Schuldigen nicht in Verzweiflung zu ſtürzen, bewilligte man eine gänzliche Amneſtie über Alles, was zu Pilſen gegen die Majeſtät des Kaiſers begangen worden war.

Dem General von Gallas war nicht wohl zu Muthe bei der Ehre, die ihm widerfuhr. Er befand ſich zu

Pilſen, unter den Augen desjenigen, deſſen Schickſal er bei ſich trug, in der Gewalt ſeines Feindes, der hundert Augen hatte, ihn zu beobachten. Entdeckte aber Wallenſtein das Geheimniß ſeines Auftrags, ſo konnte ihn nichts vor den Wirkungen ſeiner Rache und Verzweiflung ſchützen. War es ſchon bedenklich, einen ſolchen Auftrag auch nur zu verheimlichen, ſo war es noch weit mißlicher, ihn zur Vollziehung zu bringen. Die Geſinnungen der Commandeurs waren ungewiß, und es ließ ſich wenigſtens zweifeln, ob ſie ſich bereitwillig würden finden laſſen, nach dem einmal gethanen Schritt den kaiſerlichen Verſicherungen zu trauen und allen glänzenden Hoffnungen, die ſie auf Wallenſtein gebaut hatten, auf einmal zu entſagen. Und dann, welch ein gefährliches Wageſtück, Hand an die Perſon eines Mannes zu legen, der bis jetzt für unverletzlich geachtet, durch lange Ausübung der höchſten Gewalt, durch einen zur Gewohnheit gewordenen Gehorſam zum Gegenſtand der tiefſten Ehrfurcht geworden, und mit Allem, was äußere Majeſtät und innere Größe verleihen kann, bewaffnet war — deſſen Anblick ſchon ein knechtiſches Zittern einjagte, der mit einem Winke über Leben und Tod entſchied! Einen ſolchen Mann, mitten unter den Wachen, die ihn umgaben, in einer Stadt, die ihm gänzlich ergeben ſchien, wie einen gemeinen Verbrecher zu greifen, und den Gegenſtand einer ſo langgewohnten tiefen Verehrung auf Einmal in einen Gegenſtand des Mitleidens oder des Spottes zu verwandeln, war ein Auftrag, der auch den Muthigſten zagen machte. So tief hatten ſich Furcht und Achtung vor ihm in die

Bruſt ſeiner Soldaten gegraben, daß ſelbſt das ungeheure Verbrechen des Hochverraths dieſe Empfindungen nicht ganz entwurzeln konnte.

Gallas begriff die Unmöglichkeit, unter den Augen des Herzogs ſeinen Auftrag zu vollziehen, und ſein ſehnlichſter Wunſch war, ſich, eh' er einen Schritt zur Ausführung wagte, vorher mit Altringern zu beſprechen. Da das lange Außenbleiben des Letztern ſchon anfing Verdacht bei dem Herzog zu erregen, ſo erbot ſich Gallas, ſich in eigener Perſon nach Frauenberg zu verfügen, und Altringern, als ſeinen Verwandten, zur Herreiſe zu bewegen. Wallenſtein nahm dieſen Beweis ſeines Eifers mit ſo großem Wohlgefallen auf, daß er ihm ſeine eigene Equipage zur Reiſe hergab. Froh über die gelungene Liſt, verließ Gallas ungeſäumt Pilſen, und überließ es dem Grafen Piccolomini, Wallenſteins Schritte zu bewachen; er ſelbſt aber zögerte nicht, von dem kaiſerlichen Patente, wo es nur irgend anging, Gebrauch zu machen, und die Erklärung der Truppen fiel günſtiger aus, als er je hatte erwarten können. Anſtatt ſeinen Freund nach Pilſen mit zurückzubringen, ſchickte er ihn vielmehr nach Wien, um den Kaiſer gegen einen gedrohten Angriff zu ſchützen, und er ſelbſt ging nach Ober-Oeſterreich, wo man von der Nähe des Herzogs Bernhard von Weimar die größte Gefahr beſorgte. In Böhmen wurden die Städte Budweiß und Tabor auf's Neue für den Kaiſer beſetzt, und alle Anſtalten getroffen, den Unternehmungen des Verräthers ſchnell und mit Nachdruck zu begegnen.

Da auch Gallas an keine Rückkehr zu denken ſchien, ſo wagte es Piccolomini, die Leichtgläubigkeit des Herzogs noch einmal auf die Probe zu ſtellen. Er bat ſich von ihm die Erlaubniß aus, den Gallas zurückzuholen, und Wallenſtein ließ ſich zum zweiten Male überliſten. Dieſe unbegreifliche Blindheit wird uns nur als eine Tochter ſeines Stolzes erklärbar, der ſein Urtheil über eine Perſon nie zurücknahm, und die Möglichkeit zu irren auch ſich ſelbſt nicht geſtehen wollte. Auch den Grafen Piccolomini ließ er in ſeinem eigenen Wagen nach Linz bringen, wo dieſer ſogleich dem Beiſpiel des Gallas folgte, und noch einen Schritt weiter ging. Er hatte Wallenſtein verſprochen, zurückzukehren; dieſes that er, aber an der Spitze einer Armee, um den Herzog in Pilſen zu überfallen. Ein anderes Heer eilte unter dem General von Suys nach Prag, um dieſe Hauptſtadt in kaiſerliche Pflichten zu nehmen und gegen einen Angriff der Rebellen zu vertheidigen. Zugleich kündigt ſich Gallas allen zerſtreuten Armeen Oeſterreichs als den einzigen Chef an, von dem man nunmehr Befehle anzunehmen habe. In allen kaiſerlichen Lagern werden Plakate ausgeſtreut, die den Herzog nebſt vier ſeiner Vertrauten für vogelfrei erklären und die Armeen ihrer Pflichten gegen den Verräther entbinden.

Das zu Linz gegebene Beiſpiel findet allgemeine Nachahmung; man verflucht das Andenken des Verräthers, alle Armeen fallen von ihm ab. Endlich, nachdem auch Piccolomini ſich nicht wieder ſehen läßt, fällt die Decke von Wallenſteins Augen und ſchrecklich

erwacht er aus ſeinem Traume. Doch auch jetzt glaubt er noch an die Wahrhaftigkeit der Sterne und an die Treue der Armee. Gleich auf die Nachricht von Piccolomini's Abfall läßt er den Befehl bekannt machen, daß man in's Künftige keiner Ordre zu gehorchen habe, die nicht unmittelbar von ihm ſelbſt oder von Terzky und Illo herrühre. Er rüſtet ſich in aller Eile, um nach Prag aufzubrechen, wo er Willens iſt, endlich ſeine Maske abzuwerfen und ſich öffentlich gegen den Kaiſer zu erklären. Vor Prag ſollten alle Truppen ſich verſammeln, und von da aus mit Blitzes Schnelligkeit über Oeſterreich herſtürzen. Herzog Bernhard, der in die Verſchwörung gezogen worden, ſollte die Operationen des Herzogs mit ſchwediſchen Truppen unterſtützen und eine Diverſion an der Donau machen. Schon eilte Terzky nach Prag voraus, und nur Mangel an Pferden hinderte den Herzog, mit dem Reſt der treugebliebenen Regimenter nachzufolgen. Aber indem er mit der geſpannteſten Erwartung den Nachrichten von Prag entgegenſieht, erfährt er den Verluſt dieſer Stadt, erfährt er den Abfall ſeiner Generale, die Deſertion ſeiner Truppen, die Enthüllung ſeines ganzen Complots, den eilfertigen Anmarſch des Piccolomini, der ihm den Untergang geſchworen. Schnell und ſchrecklich ſtürzen alle ſeine Entwürfe zuſammen, täuſchen ihn alle ſeine Hoffnungen. Einſam ſteht er da, verlaſſen von Allen, denen er Gutes that, verrathen von Allen, auf die er baute. Aber ſolche Lagen ſind es, die den großen Charakter erproben. In allen ſeinen Erwartungen hintergangen, entſagt er keinem einzigen ſeiner Entwürfe;

nichts gibt er verloren, weil er ſich ſelbſt noch übrig bleibt. Jetzt war die Zeit gekommen, wo er des ſo oft verlangten Beiſtandes der Schweden und der Sachſen bedurfte, und wo aller Zweifel in die Aufrichtigkeit ſeiner Geſinnungen verſchwand. Und jetzt, nachdem Oxenſtierna und Arnheim ſeinen ernſtlichen Vorſatz und ſeine Noth erkannten, bedachten ſie ſich auch nicht länger, die günſtige Gelegenheit zu benutzen und ihm ihren Schutz zuzuſagen. Von ſächſiſcher Seite ſollte ihm Herzog Franz Albert von Sachſen-Lauenburg viertauſend, von ſchwediſcher Herzog Bernhard und Pfalzgraf Chriſtian von Birkenfeld ſechstauſend Mann geprüfter Truppen zuführen. Wallenſtein verließ Pilſen mit dem Terzky'ſchen Regiment und den Wenigen, die ihm treu geblieben waren, oder ſich doch ſtellten, es zu ſeyn, und eilte nach Eger an die Grenze des Königreichs, um der Oberpfalz näher zu ſeyn und die Vereinigung mit Herzog Bernhard zu erleichtern. Noch war ihm das Urtheil nicht bekannt, das ihn als einen öffentlichen Feind und Verräther erklärte; erſt zu Eger ſollte ihn dieſer Donnerſtrahl treffen. Noch rechnete er auf eine Armee, die General Schafgotſch in Schleſien für ihn bereit hielt, und ſchmeichelte ſich noch immer mit der Hoffnung, daß Viele, ſelbſt von denen, die längſt von ihm abgefallen waren, beim erſten Schimmer ſeines wieder auflebenden Glückes zu ihm umkehren würden. Selbſt auf der Flucht nach Eger — ſo wenig hatte die niederſchlagende Erfahrung ſeinen verwegenen Muth gebändigt — beſchäftigte ihn noch der ungeheure Entwurf, den Kaiſer zu entthronen. Unter

dieſen Umſtänden geſchah es, daß einer aus ſeinem Gefolge ſich die Erlaubniß ausbat, ihm einen Rath zu ertheilen. „Beim Kaiſer,“ fing er an, „ſind Eure fürſtliche Gnaden ein gewiſſer, ein großer und hoch äſtimirter Herr; beim Feinde ſind ſie noch ein ungewiſſer König. Es iſt aber nicht weiſe gehandelt, das Gewiſſe zu wagen für das Ungewiſſe. Der Feind wird ſich Eurer Gnaden Perſon bedienen, weil die Gelegenheit günſtig iſt; Ihre Perſon aber wird ihm immer verdächtig ſeyn, und ſtets wird er fürchten, daß Sie auch ihm einmal thun möchten, wie jetzt dem Kaiſer. Deßwegen kehren Sie um, dieweil es noch Zeit iſt.“ — „Und wie iſt da noch zu helfen?“ fiel der Herzog ihm in's Wort. — „Sie haben,“ erwiderte Jener, „vierzigtauſend Armirte (Dukaten mit geharniſchten Männern) in der Truhen. Die nehmen Sie in die Hand und reiſen geraden Wegs damit an den kaiſerlichen Hof. Dort erklären Sie, daß Sie alle bisherigen Schritte bloß gethan, die Treue der kaiſerlichen Diener auf die Probe zu ſtellen und die Redlichgeſinnten von den Verdächtigen zu unterſcheiden. Und da nun die meiſten ſich zum Abfall geneigt bewieſen, ſo ſeyen ſie jetzt gekommen, Seine kaiſerliche Majeſtät vor dieſen gefährlichen Menſchen zu warnen. So werden Sie Jeden zum Verräther machen, der Sie jetzt zum Schelm machen will. Am kaiſerlichen Hof wird man Sie, mit den vierzigtauſend Armirten, gewißlich willkommen heißen, und Sie werden wieder der erſte Friedländer werden.“ — „Der Vorſchlag iſt gut,“ antwortete Wallenſtein nach einigem Nachdenken, „aber der Teufel traue!“

Indem der Herzog, von Eger aus, die Unterhandlungen mit dem Feinde lebhaft betrieb, die Sterne befragte und friſchen Hoffnungen Raum gab, wurde beinahe unter ſeinen Augen der Dolch geſchliffen, der ſeinem Leben ein Ende machte. Der kaiſerliche Urtheilsſpruch, der ihn für vogelfrei erklärte, hatte ſeine Wirkung nicht verfehlt, und die rächende Nemeſis wollte, daß der Undankbare unter den Streichen des Undanks erliegen ſollte. Unter ſeinen Offizieren hatte Wallenſtein einen Irländer, Namens Leßlie, mit vorzüglicher Gunſt beehrt und das ganze Glück dieſes Mannes gegründet. Eben dieſer war es, der ſich beſtimmt und berufen fühlte, das Todesurtheil an ihm zu vollſtrecken und den blutigen Lohn zu verdienen. Nicht ſobald war dieſer Leßlie im Gefolge des Herzogs zu Eger angelangt, als er dem Commandanten dieſer Stadt, Obriſten Buttler, und dem Obriſtlieutenant Gordon, zweien proteſtantiſchen Schottländern, alle ſchlimmen Anſchläge des Herzogs entdeckte, welche ihm dieſer Unbeſonnene auf der Herreiſe vertraut hatte. Leßlie fand hier zwei Männer, die eines Entſchluſſes fähig waren. Man hatte die Wahl zwiſchen Verrätherei und Pflicht, zwiſchen dem rechtmäßigen Herrn und einem flüchtigen, allgemein verlaſſenen Rebellen; wiewohl der letztere der gemeinſchaftliche Wohlthäter war, ſo konnte die Wahl doch keinen Augenblick zweifelhaft bleiben. Man verbindet ſich feſt und feierlich zur Treue gegen den Kaiſer, und dieſe fordert die ſchnellſten Maßregeln gegen den öffentlichen Feind. Die Gelegenheit iſt günſtig und ſein böſer Genius hat ihn von ſelbſt in die Hände der

Rache geliefert. Um jedoch der Gerechtigkeit nicht in ihr Amt zu greifen, beſchließt man, ihr das Opfer lebendig zuzuführen, und man ſcheidet von einander mit dem gewagten Entſchluß, den Feldherrn gefangen zu nehmen. Tiefes Geheimniß umhüllt dieſes ſchwarze Complot, und Wallenſtein, ohne Ahnung des ihm ſo nahe ſchwebenden Verderbens, ſchmeichelt ſich vielmehr, in der Beſatzung von Eger ſeine tapferſten und treuſten Verfechter zu finden.

Um eben dieſe Zeit werden ihm die kaiſerlichen Patente überbracht, die ſein Urtheil enthalten und in allen Lagern gegen ihn bekannt gemacht ſind. Er erkennt jetzt die ganze Größe der Gefahr, die ihn umlagert, die gänzliche Unmöglichkeit der Rückkehr, ſeine fürchterlich verlaſſene Lage, die Nothwendigkeit, ſich auf Treu und Glauben dem Feinde zu überliefern. Gegen Leßlie ergießt ſich der ganze Unmuth ſeiner verwundeten Seele, und die Heftigkeit des Affekts entreißt ihm das letzte noch übrige Geheimniß. Er entdeckte dieſem Offizier ſeinen Entſchluß, Eger und Elnbogen, als die Päſſe des Königreichs, dem Pfalzgrafen von Birkenfeld einzuräumen, und unterrichtet ihn zugleich von der nahen Ankunft des Herzogs Bernhard in Eger, wovon er noch in eben dieſer Nacht durch einen Eilboten benachrichtigt worden. Dieſe Entdeckung, welche Leßlie ſeinen Mitverſchwornen auf's Schleunigſte mittheilt, ändert ihren erſten Entſchluß. Die dringende Gefahr erlaubt keine Schonung mehr. Eger konnte jeden Augenblick in feindliche Hände fallen und eine ſchnelle Revolution ihren Gefangenen in Freiheit ſetzen. Dieſem

Unglück zuvorzukommen, beſchließen ſie, ihn ſammt ſeinen Vertrauten in der folgenden Nacht zu ermorden.

Damit dies mit um ſo weniger Geräuſch geſchehen möchte, ſollte die That bei einem Gaſtmahle vollzogen werden, welches der Obriſt **Buttler** auf dem Schloſſe zu Eger veranſtaltete. Die Andern alle erſchienen; nur **Wallenſtein**, der viel zu bewegt war, um in fröhliche Geſellſchaft zu taugen, ließ ſich entſchuldigen. Man mußte alſo, in Anſehung ſeiner, den Plan abändern; gegen die Andern aber beſchloß man der Abrede gemäß zu verfahren. In ſorgloſer Sicherheit erſchienen die drei Obriſten **Illo**, **Terzky** und **Wilhelm Kinsky**, und mit ihnen Rittmeiſter **Neumann**, ein Offizier voll Fähigkeit, deſſen ſich **Terzky** bei jedem verwickelten Geſchäfte, welches Kopf erforderte, zu bedienen pflegte. Man hatte vor ihrer Ankunft die zuverläſſigſten Soldaten aus der Beſatzung, welche mit in das Complot gezogen war, in das Schloß eingenommen, alle Ausgänge aus demſelben wohl beſetzt und in einer Kammer neben dem Speiſeſaal ſechs Buttler'ſche Dragoner verborgen, die auf ein verabredetes Signal hervorbrechen und die Verräther niederſtoßen ſollten. Ohne Ahnung der Gefahr, die über ihrem Haupte ſchwebte, überließen ſich die ſorgloſen Gäſte den Vergnügungen der Mahlzeit, und **Wallenſteins**, nicht mehr des kaiſerlichen Dieners, ſondern des ſouverainen Fürſten, Geſundheit wurde aus vollen Bechern getrunken. Der Wein öffnete ihnen die Herzen, und **Illo** entdeckte mit vielem Uebermuth, daß in drei Tagen eine Armee daſtehen werde, dergleichen **Wallenſtein** niemals angeführt habe. —

„Ja,“ fiel Neumann ein, „und dann hoffe er, ſeine Hände in der Oeſterreicher Blut zu waſchen.“ Unter dieſen Reden wird das Deſſert aufgetragen, und nun gibt Leßlie das verabredete Zeichen, die Aufzugbrücke zu ſperren, und nimmt ſelbſt alle Thorſchlüſſel zu ſich. Auf Einmal füllt ſich der Speiſeſaal mit Bewaffneten an, die ſich mit dem unerwarteten Gruße: Vivat Ferdinandus! hinter die Stühle der bezeichneten Gäſte pflanzen. Beſtürzt und mit einer übeln Ahnung ſpringen alle vier zugleich von der Tafel auf. Kinsky und Terzky werden ſogleich erſtochen, ehe ſie ſich zur Wehr ſetzen können; Neumann allein findet Gelegenheit, während der Verwirrung in den Hof zu entwiſchen, wo er aber von den Wachen erkannt und ſogleich niedergemacht wird. Nur Illo hatte Gegenwart des Geiſtes genug, ſich zu vertheidigen. Er ſtellte ſich an ein Fenſter, von wo er dem Gordon ſeine Verrätherei unter den bitterſten Schmähungen vorwarf und ihn aufforderte, ſich ehrlich und ritterlich mit ihm zu ſchlagen. Erſt nach der tapferſten Gegenwehr, nachdem er zwei ſeiner Feinde todt dahin geſtreckt, ſank er, überwältigt von der Zahl und von zehn Stichen durchbohrt, zu Boden. Gleich nach vollbrachter That eilte Leßlie nach der Stadt, um einem Auflauf zuvorzukommen. Als die Schildwachen am Schloßthor ihn außer Athem daher rennen ſahen, feuerten ſie, in dem Wahne, daß er mit zu den Rebellen gehöre, ihre Flinten auf ihn ab, doch ohne ihn zu treffen. Aber dieſe Schüſſe brachten die Wachen in der Stadt in Bewegung, und Leßlie's ſchnelle Gegenwart war nöthig, ſie zu beruhigen. Er

entdeckte ihnen nunmehr umſtändlich den ganzen Zuſammenhang der Friedländiſchen Verſchwörung, und die Maßregeln, die dagegen bereits getroffen worden, das Schickſal der vier Rebellen, ſo wie dasjenige, welches den Anführer ſelbſt erwartete. Als er ſie bereitwillig fand, ſeinem Vorhaben beizutreten, nahm er ihnen auf's Neue einen Eid ab, dem Kaiſer getreu zu ſeyn und für die gute Sache zu leben und zu ſterben. Nun wurden hundert Buttler'ſche Dragoner von der Burg aus in die Stadt eingelaſſen, die alle Straßen durchreiten mußten, um die Anhänger des Herzogs im Zaum zu halten und jedem Tumult vorzubeugen. Zugleich beſetzte man alle Thore der Stadt Eger und jeden Zugang zum Friedländiſchen Schloſſe, das an den Markt ſtieß, mit einer zahlreichen und zuverläſſigen Mannſchaft, daß der Herzog weder entkommen, noch Hülfe von außen erhalten konnte.

Bevor man aber zur Ausführung ſchritt, wurde von den Verſchwornen auf der Burg noch eine lange Berathſchlagung gehalten, ob man ihn wirklich ermorden oder ſich nicht lieber begnügen ſollte, ihn gefangen zu nehmen. Beſpritzt mit Blut und gleichſam auf den Leichen ſeiner erſchlagenen Genoſſen, ſchauderten dieſe wilden Seelen zurück vor der Greuelthat, ein ſo merkwürdiges Leben zu enden. Sie ſahen ihn, den Führer in der Schlacht, in ſeinen glücklichen Tagen, umgeben von ſeiner ſiegenden Armee, im vollen Glanz ſeiner Herrſchergröße; und noch einmal ergriff die langgewohnte Furcht ihre zagenden Herzen. Doch bald erſtickt die Vorſtellung der dringenden Gefahr dieſe flüchtige Regung.

Man erinnert ſich der Drohungen, welche Neumann und Illo bei der Tafel ausgeſtoßen, man ſieht die Sachſen und Schweden ſchon in der Nähe von Eger mit einer furchtbaren Armee, und keine Rettung als in dem ſchleunigen Untergange des Verräthers. Es bleibt alſo bei dem erſten Entſchluß, und der ſchon bereit gehaltene Mörder, Hauptmann Deveroux, ein Irländer, erhält den blutigen Befehl.

Während daß jene drei auf der Burg von Eger ſein Schickſal beſtimmten, beſchäftigte ſich Wallenſtein in einer Unterredung mit Seni, es in den Sternen zu leſen. „Die Gefahr iſt noch nicht vorüber,“ ſagte der Aſtrolog mit prophetiſchem Geiſte. „Sie iſt es,“ ſagte der Herzog, der an dem Himmel ſelbſt ſeinen Willen wollte durchgeſetzt haben. „Aber daß Du mit nächſtem wirſt in den Kerker geworfen werden,“ fuhr er mit gleich prophetiſchem Geiſte fort, „das, Freund Seni, ſteht in den Sternen geſchrieben!“ Der Aſtrolog hatte ſich beurlaubt, und Wallenſtein war zu Bette, als Hauptmann Deveroux mit ſechs Hellebardierern vor ſeiner Wohnung erſchien, und von der Wache, der es nichts Außerordentliches war, ihn zu einer ungewöhnlichen Zeit bei dem General aus- und eingehen zu ſehen, ohne Schwierigkeit eingelaſſen wurde. Ein Page, der ihm auf der Treppe begegnet und Lärm machen will, wird mit einer Pike durchſtochen. In dem Vorzimmer ſtoßen die Mörder auf einen Kammerdiener, der aus dem Schlafgemach ſeines Herrn tritt und den Schlüſſel zu demſelben ſo eben abgezogen hat. Den Finger auf den Mund legend, bedeutet ſie der erſchrockene Sklav,

keinen Lärm zu machen, weil der Herzog eben eingeſchlafen ſey. „Freund,“ ruft Deveroux ihn an, „jetzt iſt es Zeit zu lärmen!“ Unter dieſen Worten rennt er gegen die verſchloſſene Thür, die auch von innen verriegelt iſt, und ſprengt ſie mit einem Fußtritte.

Wallenſtein war durch den Knall, den eine losgehende Flinte erregte, aus dem erſten Schlaf aufgeweckt worden und an's Fenſter geſprungen, um der Wache zu rufen. In dieſem Augenblick hörte er aus den Fenſtern des anſtoßenden Gebäudes das Heulen und Wehklagen der Gräfinnen Terzky und Kinsky, die ſo eben von dem gewaltſamen Tod ihrer Männer benachrichtigt worden. Ehe er Zeit hatte, dieſem ſchrecklichen Vorfalle nachzudenken, ſtand Deveroux mit ſeinen Mordgehülfen im Zimmer. Er war noch im bloßen Hemde, wie er aus dem Bette geſprungen war, zunächſt an dem Fenſter an einen Tiſch gelehnt. „Biſt Du der Schelm,“ ſchreit Deveroux ihn an, „der des Kaiſers Volk zu dem Feind überführen und Seiner Majeſtät die Krone vom Haupte herunter reißen will? Jetzt mußt du ſterben.“ Er hält einige Augenblicke inne, als ob er eine Antwort erwartete; aber Ueberraſchung und Trotz verſchließen Wallenſteins Mund. Die Arme weit auseinander breitend, empfängt er vorn in der Bruſt den tödtlichen Stoß der Partiſane, und fällt dahin in ſeinem Blut, ohne einen Laut auszuſtoßen.

Den Tag darauf langt ein Expreſſer von dem Herzog von Lauenburg an, der die nahe Ankunft dieſes Prinzen berichtet. Man verſichert ſich ſeiner Perſon, und ein anderer Lakai wird in Friedländiſcher Livree an

den Herzog abgeſchickt, ihn nach Eger zu locken. Die Liſt gelingt, und **Franz Albert** überliefert ſich ſelbſt den Händen der Feinde. Wenig fehlte, daß Herzog **Bernhard von Weimar**, der ſchon auf der Reiſe nach Eger begriffen war, nicht ein ähnliches Schickſal erfahren hätte. Zum Glück erhielt er von **Wallenſteins** Untergang noch früh genug Nachricht, um ſich durch einen zeitigen Rückzug der Gefahr zu entreißen. **Ferdinand** weihte dem Schickſale ſeines Generals eine Thräne, und ließ für die Ermordeten zu Wien dreitauſend Seelenmeſſen leſen; zugleich aber vergaß er nicht, die Mörder mit goldenen Gnadenketten, Kammerherrnſchlüſſeln, Dignitäten und Rittergütern zu belohnen.

So endigte **Wallenſtein**, in einem Alter von fünfzig Jahren, ſein thatenreiches und außerordentliches Leben; durch Ehrgeiz emporgehoben, durch Ehrſucht geſtürzt, bei allen ſeinen Mängeln noch groß und bewundernswerth, unübertrefflich, wenn er Maß gehalten hätte. Die Tugenden des Herrſchers und Helden, Klugheit, Gerechtigkeit, Feſtigkeit und Muth, ragen in ſeinem Charakter koloſſaliſch hervor; aber ihm fehlten die ſanftern Tugenden des Menſchen, die den Helden zieren und dem Herrſcher Liebe erwerben. Furcht war der Talisman, durch den er wirkte; ausſchweifend im Strafen wie im Belohnen, wußte er den Eifer ſeiner Untergebenen in immerwährender Spannung zu erhalten, und gehorcht zu ſeyn wie er, konnte kein Feldherr in mittlern und neuern Zeiten ſich rühmen. Mehr als Tapferkeit galt ihm die Unterwürfigkeit gegen ſeine Befehle, weil durch jene nur der Soldat, durch dieſe der

Feldherr handelt. Er übte die Folgſamkeit der Truppen durch eigenſinnige Verordnungen, und belohnte die Willigkeit, ihm zu gehorchen, auch in Kleinigkeiten, mit Verſchwendung, weil er den Gehorſam höher als den Gegenſtand ſchätzte. Einsmals ließ er bei Lebensſtrafe verbieten, daß in der ganzen Armee keine andere als rothe Feldbinden getragen werden ſollten. Ein Rittmeiſter hatte dieſen Befehl kaum vernommen, als er ſeine mit Gold durchwirkte Feldbinde abnahm und mit Füßen trat. Wallenſtein, dem man es hinterbrachte, machte ihn auf der Stelle zum Obriſten. Stets war ſein Blick auf das Ganze gerichtet, und bei allem Scheine der Willkühr verlor er doch nie den Grundſatz der Zweckmäßigkeit aus den Augen. Die Räubereien der Soldaten in Freundes Land hatten geſchärfte Verordnungen gegen die Marodeurs veranlaßt, und der Strang war Jedem gedroht, den man auf einem Diebſtahl betreten würde. Da geſchah es, daß Wallenſtein ſelbſt einem Soldaten auf dem Felde begegnete, den er ununterſucht als einen Uebertreter des Geſetzes ergreifen ließ, und mit dem gewöhnlichen Donnerwort, gegen welches keine Einwendung ſtatt fand: „Laß die Beſtie hängen,“ zum Galgen verdammte. Der Soldat betheuert und beweist ſeine Unſchuld — aber die unwiderrufliche Sentenz iſt heraus. „So hänge man dich unſchuldig,“ ſagte der Unmenſchliche; „deſto gewiſſer wird der Schuldige zittern.“ Schon macht man die Anſtalten, dieſen Befehl zu vollziehen, als der Soldat, der ſich ohne Rettung verloren ſieht, den verzweifelten Entſchluß faßt, nicht ohne Rache zu ſterben.

Wüthend fällt er ſeinen Richter an, wird aber, ehe er ſeinen Vorſatz ausführen kann, von der überlegenen Anzahl entwaffnet. „Jetzt laßt ihn laufen,“ ſagte der Herzog; „es wird Schrecken genug erregen.“ — Seine Freigebigkeit wurde durch unermeßliche Einkünfte unterſtützt, welche jährlich auf drei Millionen geſchätzt wurden, die ungeheuern Summen nicht gerechnet, die er unter dem Namen von Brandſchatzungen zu erpreſſen wußte. Sein freier Sinn und heller Verſtand erhob ihn über die Religionsvorurtheile ſeines Jahrhunderts, und die Jeſuiten vergaben es ihm nie, daß er ihr Syſtem durchſchaute und in dem Papſte nichts als einen römiſchen Biſchof ſah.

Aber, wie ſchon ſeit Samuels des Propheten Tagen keiner, der ſich mit der Kirche entzweite, ein glückliches Ende nahm, ſo vermehrte auch Wallenſtein die Zahl ihrer Opfer. Durch Mönchsintriguen verlor er zu Regensburg den Commandoſtab und zu Eger das Leben; durch mönchiſche Künſte verlor er vielleicht, was mehr als Beides, ſeinen ehrlichen Namen und ſeinen guten Ruf vor der Nachwelt. Denn endlich muß man zur Steuer der Gerechtigkeit geſtehen, daß es nicht ganz treue Federn ſind, die uns die Geſchichte dieſes außerordentlichen Mannes überliefert haben; daß die Verrätherei des Herzogs und ſein Entwurf auf die böhmiſche Krone ſich auf keine ſtreng bewieſene Thatſache, bloß auf wahrſcheinliche Vermuthungen gründen. Noch hat ſich das Dokument nicht gefunden, das uns die geheimen Triebfedern ſeines Handelns mit hiſtoriſcher Zuverläſſigkeit aufdeckte, und unter ſeinen öffentlichen allgemein

beglaubigten Thaten iſt keine, die nicht endlich aus einer unſchuldigen Quelle könnte gefloſſen ſeyn. Viele ſeiner getadeltſten Schritte beweiſen bloß ſeine ernſtliche Neigung zum Frieden; die meiſten andern erklärt und entſchuldigt das gerechte Mißtrauen gegen den Kaiſer, und das verzeihliche Beſtreben, ſeine Wichtigkeit zu behaupten. Zwar zeugt ſein Betragen gegen den Churfürſten von Bayern von einer unedeln Rachſucht und einem unverſöhnlichen Geiſte; aber keine ſeiner Thaten berechtigt uns, ihn der Verrätherei für überwieſen zu halten. Wenn endlich Noth und Verzweiflung ihn antreiben, das Urtheil wirklich zu verdienen, das gegen den Unſchuldigen gefällt war, ſo kann dieſes dem Urtheil ſelbſt nicht zur Rechtfertigung gereichen; ſo fiel Wallenſtein, nicht weil er Rebell war, ſondern er rebellirte, weil er fiel. Ein Unglück für den Lebenden, daß er eine ſiegende Partei ſich zum Feinde gemacht hatte — ein Unglück für den Todten, daß ihn dieſer Feind überlebte und ſeine Geſchichte ſchrieb.

Fünftes Buch.

Wallenſteins Tod machte einen neuen Generaliſſimus nothwendig, und der Kaiſer gab nun endlich dem Zureden der Spanier nach, ſeinen Sohn Ferdinand, König von Ungarn, zu dieſer Würde zu erheben. Unter ihm führte der Graf von Gallas das Commando, der die Funktionen des Feldherrn ausübt, während daß der Prinz dieſen Poſten eigentlich nur mit ſeinem Namen und Anſehn ſchmückt. Bald ſammelt ſich eine beträchtliche Macht unter Ferdinands Fahnen, der Herzog von Lothringen führt ihm in Perſon Hülfsvölker zu, und aus Italien erſcheint der Cardinal-Infant mit zehntauſend Mann, ſeine Armee zu verſtärken. Um den Feind von der Donau zu vertreiben, unternimmt der neue Feldherr, was man von ſeinem Vorgänger nicht hatte erhalten können, die Belagerung der Stadt Regensburg. Umſonſt dringt Herzog Bernhard von Weimar in das Innerſte von Bayern, um den Feind von dieſer Stadt wegzulocken; Ferdinand betreibt die Belagerung mit ſtandhaftem Ernſt, und die Reichsſtadt öffnet ihm, nach der hartnäckigſten Gegenwehr, die Thore. Donauwörth betrifft bald darauf ein ähnliches Schickſal, und nun wird N ö r d l i n g e n in Schwaben belagert. Der Verluſt

ſo vieler Reichsſtädte mußte der ſchwediſchen Partei um ſo empfindlicher fallen, da die Freundſchaft dieſer Städte für das Glück ihrer Waffen bis jetzt ſo entſcheidend war, alſo Gleichgültigkeit gegen das Schickſal derſelben um ſo weniger verantwortet werden konnte. Es gereichte ihnen zur unauslöſchlichen Schande, ihre Bundesgenoſſen in der Noth zu verlaſſen und der Rachſucht eines unverſöhnlichen Siegers preis zu geben. Durch dieſe Gründe bewogen, ſetzt ſich die ſchwediſche Armee, unter der Anführung **Horns** und **Bernhards von Weimar**, nach Nördlingen in Bewegung, entſchloſſen, wenn es eine Schlacht koſten ſollte, die Stadt zu entſetzen.

Das Unternehmen war mißlich, da die Macht des Feindes der ſchwediſchen merklich überlegen war, und die Klugheit rieth um ſo mehr an, unter dieſen Umſtänden nicht zu ſchlagen, da die feindliche Macht ſich in kurzer Zeit trennen mußte und die Beſtimmung der italieniſchen Truppen ſie nach den Niederlanden rief. Man konnte indeſſen eine ſolche Stellung erwählen, daß Nördlingen gedeckt und dem Feinde die Zufuhr genommen wurde. Alle dieſe Gründe machte Guſtav **Horn** in dem ſchwediſchen Kriegsrathe geltend; aber ſeine Vorſtellungen fanden keinen Eingang bei Gemüthern, die, von einem langen Kriegsglücke trunken, in den Rathſchlägen der Klugheit nur die Stimme der Furcht zu vernehmen glaubten. Von dem höhern Anſehn Herzog **Bernhards** überſtimmt, mußte ſich Guſtav **Horn** wider Willen zu einer Schlacht entſchließen, deren unglücklichen Ausgang ihm eine ſchwarze Ahnung vorher ſchon verkündigte.

Das ganze Schickſal des Treffens ſchien von Beſetzung einer Anhöhe abzuhängen, die das kaiſerliche Lager beherrſchte. Der Verſuch, dieſelbe noch in der Nacht zu erſteigen, war mißlungen, weil der mühſame Transport des Geſchützes durch Hohlwege und Gehölze den Marſch der Truppen verzögerte. Als man gegen die Mitternachtsſtunde davor erſchien, hatte der Feind die Anhöhe ſchon beſetzt und durch ſtarke Schanzen vertheidigt. Man erwartete alſo den Anbruch des Tages, um ſie im Sturme zu erſteigen. Die ungeſtüme Tapferkeit der Schweden machte ſich durch alle Hinderniſſe Bahn, die mondförmigen Schanzen werden von jeder der dazu commandirten Brigaden glücklich erſtiegen; aber da beide zu gleicher Zeit von entgegengeſetzten Seiten in die Verſchanzungen dringen, ſo treffen ſie gegen einander und verwirren ſich. In dieſem unglücklichen Augenblick geſchieht es, daß ein Pulverfaß in die Luft fliegt und unter den ſchwediſchen Völkern die größte Unordnung anrichtet. Die kaiſerliche Reiterei bricht in die zerriſſenen Glieder und die Flucht wird allgemein. Kein Zureden ihres Generals kann die Fliehenden bewegen, den Angriff zu erneuern.

Er entſchließt ſich alſo, um dieſen wichtigen Poſten zu behaupten, friſche Völker dagegen anzuführen; aber indeſſen haben einige ſpaniſche Regimenter ihn beſetzt, und jeder Verſuch, ihn zu erobern, wird durch die heldenmüthige Tapferkeit dieſer Truppen vereitelt. Ein von Bernhard herbeigeſchicktes Regiment ſetzt ſiebenmal an, und ſiebenmal wird es zurückgetrieben. Bald empfindet man den Nachtheil, ſich dieſes Poſtens nicht

bemächtigt zu haben. Das Feuer des feindlichen Geſchützes von der Anhöhe richtet auf dem angrenzenden Flügel der Schweden eine fürchterliche Niederlage an, daß Guſtav Horn, der ihn anführt, ſich zum Rückzug entſchließen muß. Anſtatt dieſen Rückzug ſeines Gehülfen decken und den nachſetzenden Feind aufhalten zu können, wird Herzog Bernhard ſelbſt von der überlegenen Macht des Feindes in die Ebene herabgetrieben, wo ſeine flüchtige Reiterei die Horn'ſchen Völker mit in Verwirrung bringt und Niederlage und Flucht allgemein macht. Beinahe die ganze Infanterie wird gefangen oder niedergehauen; mehr als zwölftauſend Mann bleiben todt auf dem Wahlplatze; achtzig Kanonen, gegen viertauſend Wagen und dreihundert Standarten und Fahnen fallen in kaiſerliche Hände. Guſtav Horn ſelbſt geräth nebſt drei andern Generalen in die Gefangenſchaft. Herzog Bernhard rettete mit Mühe einige ſchwache Trümmer der Armee, die ſich erſt zu Frankfurt wieder unter ſeine Fahnen verſammeln.

Die Nördlinger Niederlage koſtete dem Reichskanzler die zweite ſchlafloſe Nacht in Deutſchland. Unüberſehbar groß war der Verluſt, den ſie nach ſich zog. Die Ueberlegenheit im Felde war nun auf Einmal für die Schweden verloren, und mit ihr das Vertrauen aller Bundesgenoſſen, die man ohnehin nur dem bisherigen Kriegsglücke verdankte. Eine gefährliche Trennung drohte dem ganzen proteſtantiſchen Bunde den Untergang. Furcht und Schrecken ergriffen die ganze Partei, und die katholiſche erhob ſich mit übermüthigem Triumph aus ihrem tiefen Verfalle. Schwaben und

die nächſten Kreiſe empfanden die erſten Folgen der Nördlinger Niederlage, und Würtemberg beſonders wurde von der ſiegenden Armee überſchwemmt. Alle Mitglieder des Heilbronn'ſchen Bundes zitterten vor der Rache des Kaiſers; was fliehen konnte, rettete ſich nach Straßburg, und die hülfloſen Reichsſtädte erwarteten mit Bangigkeit ihr Schickſal. Etwas mehr Mäßigung gegen die Beſiegten würde alle dieſe ſchwächern Stände unter die Herrſchaft des Kaiſers zurückgeführt haben. Aber die Härte, die man auch gegen diejenigen bewies, welche ſich freiwillig unterwarfen, brachte die übrigen zur Verzweiflung und ermunterte ſie zu dem thätigſten Widerſtande.

Alles ſuchte in dieſer Verlegenheit Rath und Hülfe bei Oxenſtierna; Oxenſtierna ſuchte ſie bei den deutſchen Ständen. Es fehlte an Armeen; es fehlte an Geld, neue aufzurichten, und den alten die ungeſtüm geforderten Rückſtände zu bezahlen. Oxenſtierna wendet ſich an den Churfürſten von Sachſen, der die ſchwediſche Sache verläßt, um mit dem Kaiſer zu Pirna über den Frieden zu traktiren. Er ſpricht die niederſächſiſchen Stände um Beiſtand an; dieſe, ſchon längſt der ſchwediſchen Geldforderungen und Anſprüche müde, ſorgen jetzt bloß für ſich ſelbſt, und Herzog Georg von Lüneburg, anſtatt dem obern Deutſchland zu Hülfe zu eilen, belagert Minden, um es für ſich ſelbſt zu behalten. Von ſeinen deutſchen Alliirten hülflos gelaſſen, bemüht ſich der Kanzler um den Beiſtand auswärtiger Mächte. England, Holland, Venedig werden um Geld, um Truppen angeſprochen, und von der äußerſten

Noth getrieben, entſchließt er ſich endlich zu dem lange vermiedenen ſauern Schritt, ſich Frankreich in die Arme zu werfen.

Endlich war der Zeitpunkt erſchienen, welchem Richelieu längſt mit ungeduldiger Sehnſucht entgegen blickte. Nur die völlige Unmöglichkeit, ſich auf einem andern Wege zu retten, konnte die proteſtantiſchen Stände Deutſchlands vermögen, die Anſprüche Frankreichs auf das Elſaß zu unterſtützen. Dieſer äußerſte Nothfall war jetzt vorhanden; Frankreich war unentbehrlich, und es ließ ſich den lebhaften Antheil, den es von jetzt an an dem deutſchen Kriege nahm, mit einem theuern Preiſe bezahlen. Voll Glanz und Ehre betrat es jetzt den politiſchen Schauplatz. Schon hatte Oxenſtierna, dem es wenig koſtete, Deutſchlands Rechte und Beſitzungen zu verſchenken, die Reichsfeſtung Philippsburg und die noch übrig verlangten Plätze an Richelieu abgetreten; jetzt ſchickten die oberdeutſchen Proteſtanten auch in ihrem Namen eine eigene Geſandtſchaft ab, das Elſaß, die Feſtung Breiſach (die erſt erobert werden ſollte) und alle Plätze am Oberrhein, die der Schlüſſel zu Deutſchland waren, unter franzöſiſchen Schutz zu geben. Was der franzöſiſche Schutz bedeute, hatte man an den Biſthümern Metz, Tull und Verdün geſehen, welche Frankreich ſchon ſeit Jahrhunderten, ſelbſt gegen ihre rechtmäßigen Eigenthümer, beſchützte. Das trieriſche Gebiet hatte ſchon franzöſiſche Beſatzungen; Lothringen war ſo gut als erobert, da es jeden Augenblick mit einer Armee überſchwemmt werden und ſeinem furchtbaren Nachbar durch eigene Kraft nicht widerſtehen

konnte. Jetzt war die wahrſcheinlichſte Hoffnung für Frankreich vorhanden, auch das Elſaß zu ſeinen weitläufigen Beſitzungen zu ſchlagen, und, da man ſich bald darauf mit den Holländern in die ſpaniſchen Niederlande theilte, den Rhein zu ſeiner natürlichen Grenze gegen Deutſchland zu machen. So ſchimpflich wurden Deutſchlands Rechte von deutſchen Ständen an dieſe treuloſe habſüchtige Macht verkauft, die unter der Larve einer uneigennützigen Freundſchaft nur nach Vergrößerung ſtrebte, und, indem ſie mit frecher Stirn die ehrenvolle Benennung einer Beſchützerin annahm, bloß darauf bedacht war, ihr Netz auszuſpannen und in der allgemeinen Verwirrung ſich ſelbſt zu verſorgen.

Für dieſe wichtigen Ceſſionen machte Frankreich ſich anheiſchig, den ſchwediſchen Waffen durch Bekriegung der Spanier eine Diverſion zu machen, und, wenn es mit dem Kaiſer ſelbſt zu einem öffentlichen Bruch kommen ſollte, diesſeits des Rheins eine Armee von zwölftauſend Mann zu unterhalten, die dann in Vereinigung mit den Schweden und Deutſchen gegen Oeſterreich agiren würde. Zu dem Kriege mit den Spaniern wurde von dieſen ſelbſt die erwünſchte Veranlaſſung gegeben. Sie überfielen von den Niederlanden aus die Stadt Trier, hieben die franzöſiſche Beſatzung, die in derſelben befindlich war, nieder, bemächtigten ſich, gegen alle Rechte der Völker, der Perſon des Churfürſten, der ſich unter franzöſiſchen Schutz begeben hatte, und führten ihn gefangen nach Flandern. Als der Cardinal-Infant, als Statthalter der ſpaniſchen Niederlande, dem König von Frankreich die geforderte Genugthuung

abſchlug und ſich weigerte, den gefangenen Fürſten in Freiheit zu ſetzen, kündigte ihm Richelieu, nach altem Brauche durch einen Wappenherold, zu Brüſſel förmlich den Krieg an, der auch wirklich von drei verſchiedenen Armeen, in Mailand, in dem Veltlin und in Flandern, eröffnet wurde. Weniger Ernſt ſchien es dem franzöſiſchen Miniſter mit dem Kriege gegen den Kaiſer zu ſeyn, wobei weniger Vortheile zu ernten und größere Schwierigkeiten zu beſiegen waren. Dennoch wurde unter der Anführung des Cardinals von la Valette eine vierte Armee über den Rhein nach Deutſchland geſendet, die in Vereinigung mit Herzog Bernhard, ohne vorhergegangene Kriegserklärung, gegen den Kaiſer zu Felde zog.

Ein weit empfindlicherer Schlag, als ſelbſt die Nördlinger Niederlage, war für die Schweden die Ausſöhnung des Churfürſten von Sachſen mit dem Kaiſer, welche, nach wiederholten wechſelſeitigen Verſuchen, ſie zu hindern und zu befördern, endlich im Jahr 1634 zu Pirna erfolgte, und im Mai des darauf folgenden Jahres zu Prag in einem förmlichen Frieden befeſtigt wurde. Nie hatte der Churfürſt von Sachſen die Anmaßungen der Schweden in Deutſchland verſchmerzen können, und ſeine Abneigung gegen dieſe ausländiſche Macht, die in dem deutſchen Reiche Geſetze gab, war mit jeder neuen Forderung, welche Oxenſtierna an die deutſchen Reichsſtände machte, geſtiegen. Dieſe üble Stimmung gegen Schweden unterſtützte auf's Kräftigſte die Bemühungen des ſpaniſchen Hofs, einen Frieden zwiſchen Sachſen und dem Kaiſer zu ſtiften. Ermüdet

von den Unfällen eines ſo langen und verwüſtenden Krieges, der die ſächſiſchen Länder vor allen andern zu ſeinem traurigen Schauplatze machte, gerührt von dem allgemeinen und ſchrecklichen Elende, das Freund und Feind ohne Unterſchied über ſeine Unterthanen häuften, und durch die verführeriſchen Anträge des Hauſes Oeſterreich gewonnen, ließ endlich der Churfürſt die gemeine Sache im Stich, und weniger beſorgt um das Loos ſeiner Mitſtände und um deutſche Freiheit, dachte er nur darauf, ſeine eigenen Vortheile, wär's auch auf Unkoſten des Ganzen, zu befördern.

Und wirklich war das Elend in Deutſchland zu einem ſo ausſchweifenden Grade geſtiegen, daß das Gebet um Frieden von tauſendmal tauſend Zungen ertönte, und auch der nachtheiligſte noch immer für eine Wohlthat des Himmels galt. Wüſten lagen da, wo ſonſt tauſend frohe und fleißige Menſchen wimmelten, wo die Natur ihren herrlichſten Segen ergoſſen und Wohlleben und Ueberfluß geherrſcht hatte. Die Felder, von der fleißigen Hand des Pflügers verlaſſen, lagen ungebaut und verwildert, und wo eine junge Saat aufſchoß oder eine lachende Ernte winkte, da zerſtörte ein einziger Durchmarſch den Fleiß eines ganzen Jahres, die letzte Hoffnung des ſchmachtenden Volks. Verbrannte Schlöſſer, verwüſtete Felder, eingeäſcherte Dörfer lagen meilenweit herum in grauenvoller Zerſtörung, während daß ihre verarmten Bewohner hingingen, die Zahl jener Mordbrennerheere zu vermehren, und, was ſie ſelbſt erlitten hatten, ihren verſchonten Mitbürgern ſchrecklich zu erſtatten. Kein Schutz gegen Unterdrückung, als

ſelbſt unterdrücken zu helfen. Die Städte ſeufzten unter der Geißel zügelloſer und räuberiſcher Beſatzungen, die das Eigenthum des Bürgers verſchlangen und die Freiheiten des Krieges, die Licenz ihres Standes und die Vorrechte der Noth mit dem grauſamſten Muthwillen geltend machten. Wenn ſchon unter dem kurzen Durchzug einer Armee ganze Landſtrecken zur Einöde wurden, wenn andere durch Winterquartiere verarmten, oder durch Brandſchatzungen ausgeſogen wurden, ſo litten ſie doch nur vorübergehende Plagen, und der Fleiß eines Jahres konnte die Drangſale einiger Monate vergeſſen machen. Aber keine Erholung wurde denjenigen zu Theil, die eine Beſatzung in ihren Mauern oder in ihrer Nachbarſchaft hatten, und ihr unglückliches Schickſal konnte ſelbſt der Wechſel des Glücks nicht verbeſſern, da der Sieger an den Platz und in die Fußſtapfen des Beſiegten trat, und Freund und Feind gleich wenig Schonung bewieſen. Die Vernachläſſigung der Felder, die Zerſtörung der Saaten und die Vervielfältigung der Armeen, die über die ausgeſogenen Länder daher ſtürmten, hatten Hunger und Theurung zur unausbleiblichen Folge, und in den letzten Jahren vollendete noch Mißwachs das Elend. Die Anhäufung der Menſchen in Lagern und Quartieren, Mangel auf der einen Seite und Völlerei auf der andern, brachten peſtartige Seuchen hervor, die mehr als Schwert und Feuer die Länder verödeten. Alle Bande der Ordnung lösten in dieſer langen Zerrüttung ſich auf, die Achtung für Menſchenrechte, die Furcht vor Geſetzen, die Reinheit der Sitten verlor ſich, Treu und Glaube verfiel, indem die Stärke allein

mit eiſernem Scepter herrſchte; üppig ſchoſſen unter dem Schirme der Anarchie und der Strafloſigkeit alle Laſter auf, und die Menſchen verwilderten mit den Ländern. Kein Stand war dem Muthwillen zu ehrwürdig, kein fremdes Eigenthum der Noth und der Raubſucht heilig. Der Soldat (um das Elend jener Zeit in ein einziges Wort zu preſſen) der Soldat herrſchte, und dieſer brutalſte der Despoten ließ ſeine eigenen Führer nicht ſelten ſeine Obermacht fühlen. Der Befehlshaber einer Armee war eine wichtigere Perſon in dem Lande, worin er ſich ſehen ließ, als der rechtmäßige Regent, der oft dahin gebracht war, ſich vor ihm in ſeinen Schlöſſern zu verkriechen. Ganz Deutſchland wimmelte von ſolchen kleinen Tyrannen, und die Länder litten gleich hart von dem Feinde und von ihren Vertheidigern. Alle dieſe Wunden ſchmerzten um ſo mehr, wenn man ſich erinnerte, daß es fremde Mächte waren, welche Deutſchland ihrer Habſucht aufopferten und die Drangſale des Krieges vorſätzlich verlängerten, um ihre eigennützigen Zwecke zu erreichen. Damit Schweden ſich bereichern und Eroberungen machen konnte, mußte Deutſchland unter der Geißel des Krieges bluten; damit Richelieu in Frankreich nothwendig blieb, durfte die Fackel der Zwietracht im deutſchen Reiche nicht erlöſchen.

Aber es waren nicht lauter eigennützige Stimmen, die ſich gegen den Frieden erklärten, und wenn ſowohl Schweden als deutſche Reichsſtände die Fortdauer des Kriegs aus unreiner Abſicht wünſchten, ſo ſprach eine geſunde Staatskunſt für ſie. Konnte man nach der

Nördlinger Niederlage einen billigen Frieden von dem Kaiſer erwarten? Und wenn man dies nicht konnte, ſollte man ſiebzehn Jahre lang alles Ungemach des Krieges erduldet, alle Kräfte verſchwendet haben, um am Ende nichts gewonnen oder gar noch verloren zu haben? Wofür ſo viel Blut vergoſſen, wenn Alles blieb, wie es geweſen, wenn man in ſeinen Rechten und Anſprüchen um gar nichts gebeſſert war? wenn man Alles, was ſo ſauer errungen worden, in einem Frieden wieder herausgeben mußte? War es nicht wünſchenswerther, die lange getragene Laſt noch zwei oder drei Jahre länger zu tragen, um für zwanzigjährige Leiden endlich doch einen Erſatz einzuernten? Und an einem vortheilhaften Frieden war nicht zu zweifeln, ſobald nur Schweden und deutſche Proteſtanten, im Felde wie im Kabinet, ſtandhaft zuſammen hielten und ihr gemeinſchaftliches Intereſſe mit wechſelſeitigem Antheil, mit vereinigtem Eifer beſorgten. Ihre Trennung allein machte den Feind mächtig und entfernte die Hoffnung eines dauerhaften und allgemein beglückenden Friedens. Und dieſes größte aller Uebel fügte der Churfürſt von Sachſen der proteſtantiſchen Sache zu, indem er ſich durch einen Separatvergleich mit Oeſterreich verſöhnte.

Schon vor der Nördlinger Schlacht hatte er die Unterhandlungen mit dem Kaiſer eröffnet; aber der unglückliche Ausgang der erſtern beſchleunigte die Abſchließung des Vergleichs. Das Vertrauen auf den Beiſtand der Schweden war gefallen, und man zweifelte, ob ſie ſich von dieſem harten Schlage je wieder aufrichten würden. Die Trennung unter ihren eigenen

Anführern, die ſchlechte Subordination der Armee und die Entkräftung des ſchwediſchen Reichs ließ keine großen Thaten mehr von ihnen erwarten. Um ſo mehr glaubte man eilen zu müſſen, ſich die Großmuth des Kaiſers zu Nutze zu machen, der ſeine Anerbietungen auch nach dem Nördlinger Siege nicht zurücknahm. Oxenſtierna, der die Stände in Frankfurt verſammelte, forderte; der Kaiſer hingegen gab: und ſo bedurfte es keiner langen Ueberlegung, welchem von beiden man Gehör geben ſollte.

Indeſſen wollte man doch den Schein vermeiden, als ob man die gemeine Sache hintanſetzte und bloß auf ſeinen eigenen Nutzen bedacht wäre. Alle deutſchen Reichsſtände, ſelbſt die Schweden, waren eingeladen worden, zu dieſem Frieden mitzuwirken und Theil daran zu nehmen, obgleich Churſachſen und der Kaiſer die einzigen Mächte waren, die ihn ſchloſſen und ſich eigenmächtig zu Geſetzgebern über Deutſchland aufwarfen. Die Beſchwerden der proteſtantiſchen Stände kamen in demſelben zur Sprache, ihre Verhältniſſe und Rechte wurden vor dieſem willkührlichen Tribunale entſchieden, und ſelbſt das Schickſal der Religionen ohne Zuziehung der dabei ſo ſehr intereſſirten Glieder beſtimmt. Es ſollte ein allgemeiner Friede, ein Reichsgeſetz ſeyn, als ein ſolches bekannt gemacht, und durch ein Reichsexekutionsheer, wie ein förmlicher Reichsſchluß, vollzogen werden. Wer ſich dagegen auflehnte, war ein Feind des Reiches, und ſo mußte er, allen ſtändiſchen Rechten zuwider, ein Geſetz anerkennen, das er nicht ſelbſt mit gegeben hatte. Der Prager Friede war alſo, ſchon

ſeiner Form nach, ein Werk der Willkühr; und er war es nicht weniger durch ſeinen Inhalt.

Das Reſtitutionsedikt hatte den Bruch zwiſchen Churſachſen und dem Kaiſer vorzüglich veranlaßt; alſo mußte man auch bei der Wiederausſöhnung zuerſt darauf Rückſicht nehmen. Ohne es ausdrücklich und förmlich aufzuheben, ſetzte man in dem Prager Frieden feſt, daß alle unmittelbaren Stifter, und unter den mittelbaren diejenigen, welche nach dem Paſſauiſchen Vertrage von den Proteſtanten eingezogen und beſeſſen worden, noch vierzig Jahre, jedoch ohne Reichstagsſtimme, in demjenigen Stande bleiben ſollten, in welchem das Reſtitutionsedikt ſie gefunden habe. Vor Ablauf dieſer vierzig Jahre ſollte dann eine Commiſſion von beiderlei Religionsverwandten gleicher Anzahl friedlich und geſetzmäßig darüber verfügen, und wenn es auch dann zu keinem Endurtheil käme, jeder Theil in den Beſitz aller Rechte zurücktreten, die er vor Erſcheinung des Reſtitutionsedikts ausgeübt habe. Dieſe Auskunft alſo, weit entfernt, den Samen der Zwietracht zu erſticken, ſuspendirte nur auf eine Zeitlang ſeine verderblichen Wirkungen, und der Zunder eines neuen Krieges lag ſchon in dieſem Artikel des Prager Friedens.

Das Erzſtift Magdeburg bleibt dem Prinzen Auguſt von Sachſen, und Halberſtadt dem Erzherzog Leopold Wilhelm. Von dem magdeburgiſchen Gebiet werden vier Aemter abgeriſſen und an Churſachſen verſchenkt; der Adminiſtrator von Magdeburg, Chriſtian Wilhelm von Brandenburg, wird auf andere Art abgefunden. Die Herzoge von Mecklenburg empfangen, wenn ſie

dieſem Frieden beitreten, ihr Land zurück, das ſie glücklicher Weiſe längſt ſchon durch Guſtav Adolphs Großmuth beſitzen; Donauwörth erlangt ſeine Reichsfreiheit wieder. Die wichtige Forderung der pfälziſchen Erben bleibt, wie wichtig es auch dem proteſtantiſchen Reichstheile war, dieſe Churſtimme nicht zu verlieren, gänzlich unberührt, weil — ein lutheriſcher Fürſt einem reformirten keine Gerechtigkeit ſchuldig iſt. Alles, was die proteſtantiſchen Stände, die Ligue und der Kaiſer in dem Kriege von einander erobert haben, wird zurück gegeben; Alles, was die auswärtigen Mächte, Schweden und Frankreich, ſich zugeeignet, wird ihnen mit geſammter Hand wieder abgenommen. Die Kriegsvölker aller kontrahirenden Theile werden in eine einzige Reichsmacht vereinigt, welche, vom Reiche unterhalten und bezahlt, dieſen Frieden mit gewaffneter Hand zu vollſtrecken hat.

Da der Prager Friede als ein allgemeines Reichsgeſetz gelten ſollte, ſo wurden diejenigen Punkte, welche mit dem Reiche nichts zu thun hatten, in einem Nebenvertrage beigefügt. In dieſem wurde dem Churfürſten von Sachſen die Lauſitz als ein böhmiſches Lehen zuerkannt, und über die Religionsfreiheit dieſes Landes und Schleſien noch beſonders gehandelt.

Alle evangeliſchen Stände waren zu Annahme des Prager Friedens eingeladen, und unter dieſer Bedingung der Amneſtie theilhaftig gemacht; bloß die Fürſten von Würtemberg und Baden — deren Länder man inne hatte, und nicht geneigt war, ſo ganz unbedingt wieder herzugeben — die eigenen Unterthanen Oeſterreichs, welche die Waffen gegen ihren Landesherrn geführt, und

diejenigen Stände, die unter Oxenſtierna's Direktion den Rath der oberdeutſchen Kreiſe ausmachten, ſchloß man aus; nicht ſowohl um den Krieg gegen ſie fortzuſetzen, als vielmehr, um ihnen den nothwendig gewordenen Frieden deſto theurer zu verkaufen. Man behielt ihre Lande als ein Unterpfand, bis Alles herausgegeben und Alles in ſeinen vorigen Stand zurückgeſtellt ſeyn würde. Eine gleiche Gerechtigkeit gegen Alle hätte vielleicht das wechſelſeitige Zutrauen zwiſchen Haupt und Gliedern, zwiſchen Proteſtanten und Papiſten, zwiſchen Reformirten und Lutheranern zurückgeführt, und, verlaſſen von allen ihren Bundesgenoſſen, hätten die Schweden einen ſchimpflichen Abſchied aus dem Reiche nehmen müſſen. Jetzt beſtärkte dieſe ungleiche Behandlung die härter gehaltenen Stände in ihrem Mißtrauen und Widerſetzungsgeiſt, und erleichterte es den Schweden, das Feuer des Kriegs zu nähren und einen Anhang in Deutſchland zu behalten.

Der Prager Friede fand, wie vorher zu erwarten geweſen war, eine ſehr ungleiche Aufnahme in Deutſchland. Ueber dem Beſtreben, beide Parteien einander zu nähern, hatte man ſich von beiden Vorwürfe zugezogen. Die Proteſtanten klagten über die Einſchränkungen, die ſie in dieſem Frieden erleiden ſollten; die Katholiken fanden dieſe verwerfliche Sekte, auf Koſten der wahren Kirche, viel zu günſtig behandelt. Nach dieſen hatte man der Kirche von ihren unveräußerlichen Rechten vergeben, indem man den Evangeliſchen den vierzigjährigen Genuß der geiſtlichen Güter bewilligte; nach jenen hatte man eine Verrätherei an der

proteſtantiſchen Kirche begangen, weil man ſeinen Glaubensbrüdern in den öſterreichiſchen Ländern die Religionsfreiheit nicht errungen hatte. Aber Niemand wurde bitterer getadelt, als der Churfürſt von Sachſen, den man als einen treuloſen Ueberläufer, als einen Verräther der Religion und Reichsfreiheit, und als einen Mitverſchwornen des Kaiſers in öffentlichen Schriften darzuſtellen ſuchte.

Indeſſen tröſtete er ſich mit dem Triumph, daß ein großer Theil der evangeliſchen Stände ſeinen Frieden nothgezwungen annahm. Der Churfürſt von Brandenburg, Herzog Wilhelm von Weimar, die Fürſten von Anhalt, die Herzoge von Mecklenburg, die Herzoge von Braunſchweig-Lüneburg, die Hanſeſtädte und die mehreſten Reichsſtädte traten demſelben bei. Landgraf Wilhelm von Heſſen ſchien eine Zeitlang unſchlüſſig, oder ſtellte ſich vielmehr nur, es zu ſeyn, um Zeit zu gewinnen und ſeine Maßregeln nach dem Erfolg einzurichten. Er hatte mit dem Schwert in der Hand ſchöne Länder in Weſtphalen errungen, aus denen er ſeine beſten Kräfte zu Führung des Krieges zog, und welche alle er nun, dem Frieden gemäß, zurückgeben ſollte. Herzog Bernhard von Weimar, deſſen Staaten noch bloß auf dem Papier exiſtirten, kam nicht als kriegführende Macht, deſto mehr aber als kriegführender General in Betrachtung, und in beiderlei Rückſicht konnte er den Prager Frieden nicht anders als mit Abſcheu verwerfen. Sein ganzer Reichthum war ſeine Tapferkeit, und in ſeinem Degen lagen alle ſeine Länder. Nur der Krieg machte ihn groß und bedeutend; nur der Krieg

konnte die Entwürfe ſeines Ehrgeizes zur Zeitigung bringen.

Aber unter Allen, welche ihre Stimme gegen den Prager Frieden erhoben, erklärten ſich die Schweden am heftigſten dagegen, und Niemand hatte auch mehr Urſache dazu. Von den Deutſchen ſelbſt in Deutſchland hereingerufen, Retter der proteſtantiſchen Kirche und der ſtändiſchen Freiheit, die ſie mit ſo vielem Blute, mit dem heiligen Leben ihres Königs erkauften, ſahen ſie ſich jetzt auf einmal ſchimpflich im Stiche gelaſſen, auf einmal in allen ihren Planen getäuſcht, ohne Lohn, ohne Dankbarkeit aus dem Reiche gewieſen, für welches ſie bluteten, und von den nämlichen Fürſten, die ihnen Alles verdankten, dem Hohngelächter des Feindes preisgegeben. An eine Genugthuung für ſie, an einen Erſatz ihrer aufgewandten Koſten, an ein Aequivalent für die Eroberungen, welche ſie im Stiche laſſen ſollten, war in dem Prager Frieden mit keiner Sylbe gedacht worden. Nackter, als ſie gekommen waren, ſollten ſie nun entlaſſen, und, wenn ſie ſich dagegen ſträubten, durch dieſelben Hände, welche ſie hereingerufen, aus Deutſchland hinausgejagt werden. Endlich ließ zwar der Churfürſt von Sachſen ein Wort von einer Genugthuung fallen, die in Geld beſtehen, und die Summe von drittehalb Millionen Gulden betragen ſollte. Aber die Schweden hatten weit mehr von ihrem Eigenen zugeſetzt; eine ſo ſchimpfliche Abfindung mit Geld mußte ihren Eigennutz kränken und ihren Stolz empören. „Die Churfürſten von Bayern und Sachſen,“ antwortete Oxenſtierna, „ließen ſich den Beiſtand, den ſie dem Kaiſer leiſteten, und als Vaſallen ihm ſchuldig

waren, mit wichtigen Provinzen bezahlen; und uns Schweden, uns, die wir unſern König für Deutſchland dahingegeben, will man mit der armſeligen Summe von drittehalb Millionen Gulden nach Hauſe weiſen?" Die getäuſchte Hoffnung ſchmerzte um ſo mehr, je gewiſſer man darauf gerechnet hatte, ſich mit dem Herzogthume Pommern, deſſen gegenwärtiger Beſitzer alt und ohne Succeſſion war, bezahlt zu machen. Aber die Anwartſchaft auf dieſes Land wurde in dem Prager Frieden dem Churfürſten von Brandenburg zugeſichert, und gegen die Feſtſetzung der Schweden in dieſen Grenzen des Reichs empörten ſich alle benachbarten Mächte.

Nie in dem ganzen Kriege hatte es ſchlimmer um die Schweden geſtanden, als in dieſem 1635ſten Jahre, unmittelbar nach Bekanntmachung des Prager Friedens. Viele ihrer Alliirten, unter den Reichsſtädten beſonders, verließen ihre Partei, um der Wohlthat des Friedens theilhaftig zu werden; andere wurden durch die ſiegreichen Waffen des Kaiſers dazu gezwungen. Augsburg, durch Hunger beſiegt, unterwarf ſich unter harten Bedingungen; Würzburg und Koburg gingen an die Oeſterreicher verloren. Der Heilbronniſche Bund wurde förmlich getrennt. Beinahe ganz Oberdeutſchland, der Hauptſitz der ſchwediſchen Macht, erkannte die Herrſchaft des Kaiſers. Sachſen, auf den Prager Frieden ſich ſtützend, verlangte die Räumung Thüringens, Halberſtadts und Magdeburgs. Philippsburg, der Waffenplatz der Franzoſen, war mit allen Vorräthen, die darin niedergelegt waren, von den Oeſterreichern überrumpelt worden, und dieſer große Verluſt hatte die Thätigkeit Frankreichs geſchwächt. Um

die Bedrängniſſe der Schweden vollkommen zu machen, mußte gerade jetzt der Stillſtand mit Polen ſich ſeinem Ende nähern. Mit Polen und mit dem deutſchen Reiche zugleich Krieg zu führen, überſtieg bei weitem die Kräfte des ſchwediſchen Staats, und man hatte die Wahl, welches von dieſen beiden Feinden man ſich entledigen ſollte. Stolz und Ehrgeiz entſchieden für die Fortſetzung des deutſchen Kriegs, welch ein hartes Opfer es auch gegen Polen koſten möchte; doch eine Armee koſtete es immer, um ſich bei den Polen in Achtung zu ſetzen, und bei den Unterhandlungen um einen Stillſtand oder Frieden ſeine Freiheit nicht ganz und gar zu verlieren.

Allen dieſen Unfällen, welche zu gleicher Zeit über Schweden hereinſtürmten, ſetzte ſich der ſtandhafte, an Hülfsmitteln unerſchöpfliche Geiſt Oxenſtierna's entgegen, und ſein durchdringender Verſtand lehrte ihn, ſelbſt die Widerwärtigkeiten, die ihn trafen, zu ſeinem Vortheile kehren. Der Abfall ſo vieler deutſchen Reichsſtände von der ſchwediſchen Partei beraubte ihn zwar eines großen Theils ſeiner bisherigen Bundesgenoſſen, aber er überhob ihn auch zugleich aller Schonung gegen ſie; und je größer die Zahl ſeiner Feinde wurde, über deſto mehr Länder konnten ſich ſeine Armeen verbreiten, deſto mehr Magazine öffneten ſich ihm. Die ſchreiende Undankbarkeit der Stände und die ſtolze Verachtung, mit der ihm von dem Kaiſer begegnet wurde (der ihn nicht einmal würdigte, unmittelbar mit ihm über den Frieden zu traktiren), entzündete in ihm den Muth der Verzweiflung und einen edlen Trotz, es bis auf's Aeußerſte zu treiben. Ein noch ſo unglücklich geführter Krieg konnte die Sache der

Schweden nicht ſchlimmer machen, als ſie war; und wenn man das deutſche Reich räumen ſollte, ſo war es wenigſtens anſtändiger und rühmlicher, es mit dem Schwert in der Hand zu thun, und der Macht, nicht der Furcht zu unterliegen.

In der großen Extremität, worin die Schweden ſich durch die Deſertion ihrer Alliirten befanden, warfen ſie ihre Blicke zuerſt auf Frankreich, welches ihnen mit den ermunterndſten Anträgen entgegen eilte. Das Intereſſe beider Kronen war auf's Engſte an einander gekettet, und Frankreich handelte gegen ſich ſelbſt, wenn es die Macht der Schweden in Deutſchland gänzlich verfallen ließ. Die durchaus hülfloſe Lage der letztern war vielmehr eine Aufforderung für daſſelbe, ſich feſter mit ihnen zu verbinden und einen thätigern Antheil an dem Kriege in Deutſchland zu nehmen. Schon ſeit Abſchließung des Allianztraktats mit den Schweden zu Beerwalde im Jahr 1632 hatte Frankreich den Kaiſer durch die Waffen **Guſtav Adolphs** befehdet, ohne einen öffentlichen und förmlichen Bruch, bloß durch die Geldhülfe, die es den Gegnern deſſelben leiſtete, und durch ſeine Geſchäftigkeit, die Zahl der letztern zu vermehren. Aber, beunruhigt von dem unerwartet ſchnellen und außerordentlichen Glück der ſchwediſchen Waffen, ſchien es ſeinen erſten Zweck eine Zeitlang aus den Augen zu verlieren, um das Gleichgewicht der Macht wieder herzuſtellen, das durch die Ueberlegenheit der Schweden gelitten hatte. Es ſuchte die katholiſchen Reichsfürſten durch Neutralitätsverträge gegen den ſchwediſchen Eroberer zu ſchützen, und war ſchon im Begriff, da dieſe Verſuche mißlangen,

ſich gegen ihn ſelbſt zu bewaffnen. Nicht ſobald aber hatte Guſtav Adolphs Tod und die Hülfloſigkeit der Schweden dieſe Furcht zerſtreut, als es mit friſchem Eifer zu ſeinem erſten Entwurf zurückkehrte und den Unglücklichen in vollem Maße den Schutz angedeihen ließ, den es den Glücklichen entzogen hatte. Befreit von dem Widerſtande, den Guſtav Adolphs Ehrgeiz und Wachſamkeit ſeinen Vergrößerungsentwürfen entgegen ſetzten, ergreift es den günſtigen Augenblick, den das Nördlinger Unglück ihm darbietet, ſich die Herrſchaft des Kriegs zuzueignen, und denen, die ſeines mächtigen Schutzes bedürftig ſind, Geſetze vorzuſchreiben. Der Zeitpunkt begünſtigt ſeine kühnſten Entwürfe, und was vorher nur eine ſchöne Chimäre war, läßt ſich von jetzt an als ein überlegter, durch die Umſtände gerechtfertigter Zweck verfolgen. Jetzt alſo widmet es dem deutſchen Kriege ſeine ganze Aufmerkſamkeit, und ſobald es durch ſeinen Traktat mit den Deutſchen ſeine Privatzwecke ſicher geſtellt ſieht, erſcheint es als handelnde und herrſchende Macht auf der politiſchen Bühne. Während daß ſich die kriegführenden Mächte in einem langwierigen Kampf erſchöpften, hatte es ſeine Kräfte geſchont und zehn Jahre lang den Krieg bloß mit ſeinem Gelde geführt; jetzt, da die Zeitumſtände es zur Thätigkeit rufen, greift es zum Schwert und ſtrengt ſich zu Unternehmungen an, die ganz Europa in Verwunderung ſetzen. Es läßt zu gleicher Zeit zwei Flotten im Meere kreuzen und ſchickt ſechs verſchiedene Heere aus, während daß es mit ſeinem Gelde noch eine Krone und mehrere deutſche Fürſten beſoldet. Belebt durch die

Hoffnung ſeines mächtigen Schutzes, raffen ſich die Schweden und Deutſchen aus ihrem tiefen Verfall empor und getrauen ſich, mit dem Schwert in der Hand einen rühmlichern Frieden als den Prager zu erfechten. Von ihren Mitſtänden verlaſſen, die ſich mit dem Kaiſer verſöhnen, ſchließen ſie ſich nur deſto enger an Frankreich an, das mit der wachſenden Noth ſeinen Beiſtand verdoppelt, an dem deutſchen Krieg immer größern, wiewohl noch immer verſteckten Antheil nimmt, bis es zuletzt ganz ſeine Maske abwirft und den Kaiſer unmittelbar unter ſeinem eigenen Namen befehdet.

Um den Schweden vollkommen freie Hand gegen Oeſterreich zu geben, machte Frankreich den Anfang damit, es von dem polniſchen Kriege zu befreien. Durch den Grafen von Avaux, ſeinen Geſandten, brachte es beide Theile dahin, daß zu Stummsdorf in Preußen der Waffenſtillſtand auf ſechs und zwanzig Jahre verlängert wurde, wiewohl nicht ohne großen Verluſt für die Schweden, welche beinahe das ganze polniſche Preußen, **Guſtav Adolphs** theuer erkämpfte Eroberung, durch einen einzigen Federzug einbüßten. Der Beerwalder Traktat wurde mit einigen Veränderungen, welche die Umſtände nöthig machten, anfangs zu Compiegne, dann zu Wismar und Hamburg auf entferntere Zeiten erneuert. Mit Spanien hatte man ſchon im Mai des Jahrs 1635 gebrochen, und durch den lebhaften Angriff dieſer Macht dem Kaiſer ſeinen wichtigſten Beiſtand aus den Niederlanden entzogen; jetzt verſchaffte man, durch Unterſtützung des Landgrafen **Wilhelm von Kaſſel** und Herzogs **Bernhard von Weimar**, den ſchwediſchen

Waffen an der Elbe und Donau eine größere Freiheit, und nöthigte den Kaiſer, durch eine ſtarke Diverſion am Rhein, ſeine Macht zu theilen.

Heftiger entzündete ſich alſo der Krieg, und der Kaiſer hatte durch den Prager Frieden zwar ſeine Gegner im deutſchen Reiche vermindert, aber zugleich auch den Eifer und die Thätigkeit ſeiner auswärtigen Feinde vermehrt. Er hatte ſich in Deutſchland einen unumſchränkten Einfluß erworben, und ſich, mit Ausnahme weniger Stände, zum Herrn des ganzen Reichskörpers und der Kräfte deſſelben gemacht, daß er von jetzt an wieder als Kaiſer und Herr handeln konnte. Die erſte Wirkung davon war die Erhebung ſeines Sohnes **Ferdinand des Dritten** zur römiſchen Königswürde, die, ungeachtet des Widerſpruchs von Seiten Triers und der pfälziſchen Erben, durch eine entſcheidende Stimmenmehrheit zu Stande kam. Aber die Schweden hatte er zu einer verzweifelten Gegenwehr gereizt, die ganze Macht Frankreichs gegen ſich bewaffnet und in die innerſten Angelegenheiten Deutſchlands gezogen. Beide Kronen bilden von jetzt an mit ihren deutſchen Alliirten eine eigene feſt geſchloſſene Macht, der Kaiſer mit den ihm anhängenden deutſchen Staaten die andere. Die Schweden beweiſen von jetzt an keine Schonung mehr, weil ſie nicht mehr für Deutſchland, ſondern für ihr eigenes Daſeyn fechten. Sie handeln raſcher, unumſchränkter und kühner, weil ſie es überhoben ſind, bei ihren deutſchen Alliirten herum zu fragen und Rechenſchaft von ihren Entwürfen zu geben. Die Schlachten werden hartnäckiger und blutiger, aber weniger entſcheidend. Größere

Thaten der Tapferkeit und der Kriegskunſt geſchehen; aber es ſind einzelne Handlungen, die, von keinem über-einſtimmenden Plane geleitet, von keinem Alles lenken-den Geiſte benutzt, für die ganze Partei ſchwache Folgen haben und an dem Laufe des Kriegs nur wenig verändern.

Sachſen hatte ſich in dem Prager Frieden ver-bindlich gemacht, die Schweden aus Deutſchland zu verjagen; von jetzt an alſo vereinigen ſich die ſächſiſchen Fahnen mit den kaiſerlichen, und zwei Bundesgenoſſen haben ſich in zwei unverſöhnliche Feinde verwandelt. Das Erzſtift Magdeburg, welches der Prager Friede dem ſächſiſchen Prinzen zuſprach, war noch in ſchwe-diſchen Händen, und alle Verſuche, ſie auf einem fried-lichen Wege zu Abtretung deſſelben zu bewegen, waren ohne Wirkung geblieben. Die Feindſeligkeiten fangen an, und der Churfürſt von Sachſen eröffnet ſie damit, durch ſogenannte Avokatorien alle ſächſiſchen Unterthanen von der Banner'ſchen Armee abzurufen, die an der Elbe gelagert ſteht. Die Offiziere, längſt ſchon wegen des rückſtändigen Soldes ſchwierig, geben dieſer Aufforde-rung Gehör und räumen ein Quartier nach dem andern. Da die Sachſen zugleich eine Bewegung gegen Meckleu-burg machten, um Dömitz wegzunehmen und den Feind von Pommern und von der Oſtſee abzuſchneiden, ſo zog ſich Banner eilfertig dahin, entſetzte Dömitz und ſchlug den ſächſiſchen General Baudiſſin mit ſiebentau-ſend Mann auf's Haupt, daß gegen tauſend blieben und eben ſo viel gefangen wurden. Verſtärkt durch die Truppen und Artillerie, welche bisher in polniſch Preußen geſtanden, nunmehr aber durch den Vertrag zu Stumms-

dorf in dieſem Lande entbehrlich wurden, brach dieſer tapfere und ungeſtüme Krieger im folgenden 1636ſten Jahr in das Churfürſtenthum Sachſen ein, wo er ſeinem alten Haſſe gegen die Sachſen die blutigſten Opfer brachte. Durch vieljährige Beleidigungen aufgebracht, welche er und ſeine Schweden während ihrer gemeinſchaftlichen Feldzüge von dem Uebermuth der Sachſen hatten erleiden müſſen, und jetzt durch den Abfall des Churfürſten auf's Aeußerſte gereizt, ließen ſie die unglücklichen Unterthanen deſſelben ihre Rachſucht und Erbitterung fühlen. Gegen Oeſterreich und Bayern hatte der ſchwediſche Soldat mehr aus Pflicht gefochten; gegen die Sachſen kämpfte er aus Privathaß und mit perſönlicher Wuth, weil er ſie als Abtrünnige und Verräther verabſcheute, weil der Haß zwiſchen zerfallenen Freunden gewöhnlich der grimmigſte und unverſöhnlichſte iſt. Die nachdrückliche Diverſion, welche dem Kaiſer unterdeſſen von dem Herzog von Weimar und dem Landgrafen von Heſſen am Rhein und in Weſtphalen gemacht wurde, hinderte ihn, den Sachſen eine hinlängliche Unterſtützung zu leiſten, und ſo mußte das ganze Churfürſtenthum von Banners ſtreifenden Horden die ſchrecklichſte Behandlung erleiden. Endlich zog der Churfürſt den kaiſerlichen General von Hatzfeld an ſich und rückte vor Magdeburg, welches der herbeieilende Banner umſonſt zu entſetzen ſtrebte. Nun verbreitete ſich die vereinigte Armee der Kaiſerlichen und Sachſen durch die Mark Brandenburg, entriß den Schweden viele Städte und war im Begriff, ſie bis an die Oſtſee zu treiben. Aber gegen alle Erwartungen griff der ſchon verloren gegebene Banner die

alliirte Armee am 24. September 1636 bei Wittſtock an und eine große Schlacht wurde geliefert. Der Angriff war fürchterlich und die ganze Macht des Feindes fiel auf den rechten Flügel der Schweden, den Banner ſelbſt anführte. Lange Zeit kämpfte man auf beiden Seiten mit gleicher Hartnäckigkeit und Erbitterung, und unter den Schweden war keine Schwadron, die nicht zehnmal angerückt und zehnmal geſchlagen worden wäre. Als endlich Banner der Uebermacht der Feinde zu weichen genöthigt war, ſetzte ſein linker Flügel das Treffen bis zum Einbruch der Nacht fort, und das ſchwediſche Hintertreffen, welches noch gar nicht gefochten hatte, war bereit, am folgenden Morgen die Schlacht zu erneuern. Aber dieſen zweiten Angriff wollte der Churfürſt von Sachſen nicht abwarten. Seine Armee war durch das Treffen des vorhergehenden Tages erſchöpft und die Knechte hatten ſich mit allen Pferden davon gemacht, daß die Artillerie nicht gebraucht werden konnte. Er ergriff alſo mit dem Grafen von Hatzfeld noch in derſelben Nacht die Flucht und überließ das Schlachtfeld den Schweden. Gegen fünftauſend von den Alliirten waren auf der Wahlſtatt geblieben, diejenigen nicht gerechnet, welche von den nachſetzenden Schweden erſchlagen wurden oder dem ergrimmten Landmann in die Hände fielen. Hundert und fünfzig Standarten und Fahnen, drei und zwanzig Kanonen, die ganze Bagage, das Silbergeſchirr des Churfürſten mit gerechnet, wurden erbeutet und noch außerdem gegen zweitauſend Gefangene gemacht. Dieſer glänzende Sieg, über einen weit überlegenen und vortheilhaft poſtirten Feind erfochten, ſetzte die Schweden auf Einmal wieder in

Achtung; ihre Feinde zagten, ihre Freunde fingen an, friſchen Muth zu ſchöpfen. Banner benutzte das Glück, das ſich ſo entſcheidend für ihn erklärt hatte, eilte über die Elbe und trieb die Kaiſerlichen durch Thüringen und Heſſen bis nach Weſtphalen. Dann kehrte er zurück und bezog die Winterquartiere auf ſächſiſchem Boden.

Aber ohne die Erleichterung, welche ihm durch die Thätigkeit Herzog Bernhards und der Franzoſen am Rhein verſchafft wurde, würde es ihm ſchwer geworden ſeyn, dieſe herrlichen Viktorien zu erfechten. Herzog Bernhard hatte nach der Nördlinger Schlacht die Trümmer der geſchlagenen Armee in der Wetterau verſammelt; aber verlaſſen von dem Heilbronniſchen Bunde, dem der Prager Friede bald darauf ein völliges Ende machte, und von den Schweden zu wenig unterſtützt, ſah er ſich außer Stand geſetzt, die Armee zu unterhalten und große Thaten an ihrer Spitze zu thun. Die Nördlinger Niederlage hatte ſein Herzogthum Franken verſchlungen, und die Ohnmacht der Schweden raubte ihm alle Hoffnung, ſein Glück durch dieſe Krone zu machen. Zugleich auch des Zwanges müde, den ihm das gebieteriſche Betragen des ſchwediſchen Reichskanzler auferlegte, richtete er ſeine Augen auf Frankreich, welches ihm mit Geld, dem Einzigen, was er brauchte, aushelfen konnte, und ſich bereitwillig dazu finden ließ. Richelieu wünſchte nichts ſo ſehr, als den Einfluß der Schweden auf den deutſchen Krieg zu vermindern und ſich ſelbſt unter fremdem Namen die Führung deſſelben in die Hände zu ſpielen. Zu Erreichung dieſes Zweckes konnte er kein beſſeres Mittel erwählen, als daß er den Schweden ihren tapferſten

Feldherrn abtrünnig machte, ihn auf's Genaueſte in Frankreichs Intereſſe zog, und ſich, zu Ausführung ſeiner Entwürfe, ſeines Armes verſicherte. Von einem Fürſten wie Bernhard, der ſich ohne den Beiſtand einer fremden Macht nicht behaupten konnte, hatte Frankreich nichts zu beſorgen, da auch der glücklichſte Erfolg nicht hinreichte, ihn außer Abhängigkeit von dieſer Krone zu ſetzen. Bernhard kam ſelbſt nach Frankreich und ſchloß im Oktober **1635** zu St. Germain en Laye, nicht mehr als ſchwediſcher General, ſondern in eigenem Namen, einen Vergleich mit dieſer Krone, worin ihm eine jährliche Penſion von anderthalb Millionen Livres für ihn ſelbſt und vier Millionen zu Unterhaltung einer Armee, die er unter königlichen Befehlen commandiren ſollte, bewilligt wurden. Um ſeinen Eifer deſto lebhafter anzufeuern und die Eroberung von Elſaß durch ihn zu beſchleunigen, trug man kein Bedenken, ihm in einem geheimen Artikel dieſe Provinz zur Belohnung anzubieten; eine Großmuth, von der man ſehr weit entfernt war und welche der Herzog ſelbſt nach Würden zu ſchätzen wußte. Aber Bernhard vertraute ſeinem Glück und ſeinem Arme, und ſetzte der Argliſt Verſtellung entgegen. War er einmal mächtig genug, das Elſaß dem Feinde zu entreißen, ſo verzweifelte er nicht daran, es im Nothfall auch gegen einen Freund behaupten zu können. Jetzt alſo ſchuf er ſich mit franzöſiſchem Gelde eine eigene Armee, die er zwar unter franzöſiſcher Hoheit, aber doch ſo gut als unumſchränkt commandirte, ohne jedoch ſeine Verbindung mit den Schweden ganz und gar aufzuheben. Er eröffnete ſeine Operationen am Rheinſtrom, wo eine andere franzöſiſche Armee unter

dem Cardinal **la Valette** die Feindſeligkeiten gegen den Kaiſer ſchon im Jahre **1635** eröffnet hatte.

Gegen dieſe hatte ſich das öſterreichiſche Hauptheer, welches den großen Sieg bei Nördlingen erfochten hatte, nach Unterwerfung Schwabens und Frankens, unter der Anführung des **Gallas** gewendet und ſie auch glücklich bis Metz zurück geſcheucht, den Rheinſtrom befreit, und die von den Schweden beſetzten Städte Mainz und Frankenthal erobert. Aber die Hauptabſicht dieſes Generals, die Winterquartiere in Frankreich zu beziehen, wurde durch den thätigen Widerſtand der Franzoſen vereitelt, und er ſah ſich genöthigt, ſeine Truppen in das erſchöpfte Elſaß und Schwaben zurück zu führen. Bei Eröffnung des Feldzugs im folgenden Jahre paſſirte er zwar bei Breiſach den Rhein und rüſtete ſich, den Krieg in das innere Frankreich zu ſpielen. Er fiel wirklich in die Grafſchaft Burgund ein, während daß die Spanier von den Niederlanden aus in der Picardie glückliche Fortſchritte machten, und **Johann von Werth**, ein gefürchteter General der Ligue und berühmter Parteigänger, tief in Champagne ſtreifte und Paris ſelbſt mit ſeiner drohenden Ankunft erſchreckte. Aber die Tapferkeit der Kaiſerlichen ſcheiterte vor einer einzigen unbeträchtlichen Feſtung in Franche Comté, und zum zweiten Male mußten ſie ihre Entwürfe aufgeben.

Dem thätigen Geiſte Herzog **Bernhards** hatte die Abhängigkeit von einem franzöſiſchen General, der ſeinem Prieſterrock mehr als ſeinem Commandoſtab Ehre machte, bisher zu enge Feſſeln angelegt, und ob er gleich in Verbindung mit demſelben Elſaß-Zabern eroberte, ſo hatte er

ſich doch in den Jahren 1636 und 37 am Rhein nicht behaupten können. Der ſchlechte Fortgang der franzöſiſchen Waffen in den Niederlanden hatte die Thätigkeit der Operationen im Elſaß und Breisgau gehemmt; aber im Jahre 1638 nahm der Krieg in dieſen Gegenden eine deſto glänzendere Wendung. Seiner bisherigen Feſſeln entledigt und jetzt vollkommener Herr ſeiner Truppen, verließ Herzog **Bernhard** ſchon am Anfange des Februars die Ruhe der Winterquartiere, die er im Bisthum Baſel genommen hatte, und erſchien gegen alle Erwartung am Rhein, wo man in dieſer rauhen Jahrszeit nichts weniger als einen Angriff vermuthete. Die Waldſtädte Laufenburg, Waldshut und Seckingen werden durch Ueberfall weggenommen und Rheinfelden belagert. Der dort commandirende kaiſerliche General, Herzog von **Savelli**, eilt mit beſchleunigten Märſchen dieſem wichtigen Orte zu Hülfe, entſetzt ihn auch wirklich und treibt den Herzog von Weimar nicht ohne großen Verluſt zurück. Aber gegen aller Menſchen Vermuthen erſcheint dieſer am dritten Tage (den 21. Februar 1638) wieder im Geſicht der Kaiſerlichen, die in voller Sicherheit über den erhaltenen Sieg bei Rheinfelden ausruhen, und ſchlägt ſie in einer großen Schlacht, worin die vier kaiſerlichen Generale, **Savelli, Johann von Werth, Enkeford** und **Sperreuter**, nebſt zweitauſend Mann, zu Gefangenen gemacht werden. Zwei derſelben, von **Werth** und von **Enkeford**, ließ **Richelieu** in der Folge nach Frankreich abführen, um der Eitelkeit des franzöſiſchen Volks durch den Anblick ſo berühmter Gefangenen zu ſchmeicheln und das öffentliche Elend durch das Schaugepränge der erfochtenen Siege zu hintergehen.

Auch die eroberten Standarten und Fahnen wurden in dieſer Abſicht unter einer feierlichen Proceſſion in die Kirche de notre Dame gebracht, dreimal vor dem Altar geſchwungen und dem Heiligthum in Verwahrung gegeben.

Die Einnahme von Rheinfelden, Röteln und Freiburg war die nächſte Folge des durch **Bernhard** erfochtenen Sieges. Sein Heer wuchs beträchtlich, und ſo wie das Glück ſich für ihn erklärte, erweiterten ſich ſeine Entwürfe. Die Feſtung Breiſach am Oberrhein wurde als die Beherrſcherin dieſes Stromes und als der Schlüſſel zum Elſaß betrachtet. Kein Ort war dem Kaiſer in dieſen Gegenden wichtiger, auf keinen hatte man ſo große Sorgfalt verwendet. Breiſach zu behaupten, war die vornehmſte Beſtimmung der italieniſchen Armee unter **Feria** geweſen; die Feſtigkeit ſeiner Werke und der Vortheil ſeiner Lage boten jedem gewaltſamen Angriffe Trotz, und die kaiſerlichen Generale, welche in dieſen Gegenden commandirten, hatten Befehl, Alles für die Rettung dieſes Platzes zu wagen. Aber **Bernhard** vertraute ſeinem Glück und beſchloß den Angriff auf dieſe Feſtung. Unbezwingbar durch Gewalt, konnte ſie nur durch Hunger beſiegt werden; und die Sorgloſigkeit ihres Commandanten, der, keines Angriffs gewärtig, ſeinen aufgehäuften Getreidevorrath zu Gelde gemacht hatte, beſchleunigte dieſes Schickſal. Da ſie unter dieſen Umſtänden nicht vermögend war, eine lange Belagerung auszuhalten, ſo mußte man eilen, ſie zu entſetzen oder mit Proviant zu verſorgen. Der kaiſerliche General von **Götz** näherte ſich daher auf's Eilfertigſte an der Spitze von zwölftauſend Mann, von dreitauſend Proviantwagen begleitet, die er in die

Stadt werfen wollte. Aber von Herzog **Bernhard** bei Wittewener angegriffen, verlor er ſein ganzes Corps bis auf dreitauſend Mann, und die ganze Fracht, die er mit ſich führte. Ein ähnliches Schickſal widerfuhr auf dem Ochſenfeld bei Thann dem Herzog von Lothringen, der mit fünf- bis ſechstauſend Mann zum Entſatz der Feſtung heranrückte. Nachdem auch ein dritter Verſuch des Generals **von Götz** zu Breiſachs Rettung mißlungen war, ergab ſich dieſe Feſtung, von der ſchrecklichſten Hungersnoth geängſtigt, nach einer viermonatlichen Belagerung, am 7. December 1638 ihrem eben ſo menſchlichen als beharrlichen Sieger.

Breiſachs Eroberung eröffnete dem Ehrgeiz des Herzogs von Weimar ein grenzenloſes Feld, und jetzt fängt der Roman ſeiner Hoffnungen an, ſich der Wahrheit zu nähern. Weit entfernt, ſich der Früchte ſeines Schwerts zu Frankreichs Vortheil zu begeben, beſtimmt er Breiſach für ſich ſelbſt und kündigt dieſen Entſchluß ſchon in der Huldigung an, die er, ohne einer andern Macht zu erwähnen, in ſeinem eigenen Namen von den Ueberwundenen fordert. Durch die bisherigen glänzenden Erfolge berauſcht und zu den ſtolzeſten Hoffnungen hingeriſſen, glaubt er von jetzt an ſich ſelbſt genug zu ſeyn, und die gemachten Eroberungen, ſelbſt gegen Frankreichs Willen, behaupten zu können. Zu einer Zeit, wo Alles um Tapferkeit feil war, wo perſönliche Kraft noch etwas galt, und Heere und Heerführer höher als Länder geachtet wurden, war es einem Helden, wie **Bernhard**, erlaubt, ſich ſelbſt etwas zuzutrauen, und an der Spitze einer trefflichen Armee, die ſich unter ſeiner Anführung

unüberwindlich fühlte, an keiner Unternehmung zu verzagen. Um ſich unter der Menge von Feinden, denen er jetzt entgegen ging, an einen Freund anzuſchließen, warf er ſeine Augen auf die Landgräfin **Amalia von Heſſen**, die Wittwe des kürzlich verſtorbenen Landgrafen **Wilhelm**, eine Dame von eben ſo viel Geiſt als Entſchloſſenheit, die eine ſtreitbare Armee, ſchöne Eroberungen und ein beträchtliches Fürſtenthum mit ihrer Hand zu verſchenken hatte. Die Eroberungen der Heſſen mit ſeinen eigenen am Rhein in einen einzigen Staat und ihre beiderſeitigen Armeen in Eine militäriſche Macht verbunden, konnten eine bedeutende Macht und vielleicht gar eine dritte Partei in Deutſchland bilden, die den Ausſchlag des Krieges in ihren Händen hielt. Aber dieſem vielverſprechenden Entwurf machte der Tod ein frühzeitiges Ende.

„Herz gefaßt, Pater **Joſeph**! Breiſach iſt unſer!“ ſchrie **Richelieu** dem Kapuziner in die Ohren, der ſich ſchon zur Reiſe in jene Welt anſchickte, ſo ſehr hatte ihn dieſe Freudenpoſt berauſcht. Schon verſchlang er in Gedanken das Elſaß, das Breisgau und alle öſterreichiſchen Vorlande, ohne ſich der Zuſage zu erinnern, die er dem Herzog **Bernhard** gethan hatte. Der ernſtliche Entſchluß des letztern, Breiſach für ſich zu behalten, den er auf eine ſehr unzweideutige Art zu erkennen gab, ſtürzte den Cardinal in nicht geringe Verlegenheit, und Alles wurde hervorgeſucht, den ſiegreichen **Bernhard** im franzöſiſchen Intereſſe zu erhalten. Man lud ihn nach Hof, um Zeuge der Ehre zu ſeyn, womit man dort das Andenken ſeiner Triumphe beginge; **Bernhard** erkannte und floh die

Schlinge der Verführung. Man that ihm die Ehre an, ihm eine Nichte des Cardinals zur Gemahlin anzubieten; der edle Reichsfürſt ſchlug ſie aus, um das ſächſiſche Blut durch keine Mißheirath zu entehren. Jetzt fing man an, ihn als einen gefährlichen Feind zu betrachten und auch als ſolchen zu behandeln. Man entzog ihm die Subſidiengelder; man beſtach den Gouverneur von Breiſach und ſeine vornehmſten Offiziere, um wenigſtens nach dem Tode des Herzogs ſich in den Beſitz ſeiner Eroberungen und ſeiner Truppen zu ſetzen. Dem letztern blieben dieſe Ränke kein Geheimniß, und die Vorkehrungen, die er in den eroberten Plätzen traf, bewieſen ſein Mißtrauen gegen Frankreich. Aber dieſe Irrungen mit dem franzöſiſchen Hofe hatten den nachtheiligſten Einfluß auf ſeine folgenden Unternehmungen. Die Anſtalten, welche er machen mußte, um ſeine Eroberungen gegen einen Angriff von franzöſiſcher Seite zu behaupten, nöthigten ihn, ſeine Kriegsmacht zu theilen, und das Ausbleiben der Subſidiengelder verzögerte ſeine Erſcheinung im Felde. Seine Abſicht war geweſen, über den Rhein zu gehen, den Schweden Luft zu machen und an den Ufern der Donau gegen den Kaiſer und Bayern zu agiren. Schon hatte er **Bannern**, der im Begriff war, den Krieg in die öſterreichiſchen Lande zu wälzen, ſeinen Operationsplan entdeckt und verſprochen, ihn abzulöſen — als der Tod ihn zu Neuburg am Rhein (im Julius 1639), im ſechs und dreißigſten Jahre ſeines Alters, mitten in ſeinem Heldenlauf überraſchte.

Er ſtarb an einer peſtartigen Krankheit, welche binnen zwei Tagen gegen vierhundert Menſchen im Lager dahin

geraſſt hatte. Die ſchwarzen Flecken, die an ſeinem Leichnam hervorbrachen, die eigenen Aeußerungen des Sterbenden und die Vortheile, welche Frankreich von ſeinem plötzlichen Hintritt erntete, erweckten den Verdacht, daß er durch franzöſiſches Gift ſey hingeraſſt worden, der aber durch die Art ſeiner Krankheit hinlänglich widerlegt wird. In ihm verloren die Alliirten den größten Feldherrn, den ſie nach Guſtav Adolph beſaßen, Frankreich einen gefürchteten Nebenbuhler um das Elſaß, der Kaiſer ſeinen gefährlichſten Feind. In der Schule Guſtav Adolphs zum Helden und Feldherrn gebildet, ahmte er dieſem erhabenen Muſter nach, und nur ein längeres Leben fehlte ihm, um es zu erreichen, wo nicht gar zu übertreffen. Mit der Tapferkeit des Soldaten verband er den kalten und ruhigen Blick des Feldherrn, mit dem ausdauernden Muth des Mannes die raſche Entſchloſſenheit des Jünglings, mit dem wilden Feuer des Kriegers die Würde des Fürſten, die Mäßigung des Weiſen und die Gewiſſenhaftigkeit des Mannes von Ehre. Von keinem Unfall gebeugt, erhob er ſich ſchnell und kraftvoll nach dem härteſten Schlage, kein Hinderniß konnte ſeine Kühnheit beſchränken, kein Fehlſchlag ſeinen unbezwinglichen Muth beſiegen. Sein Geiſt ſtrebte nach einem großen, vielleicht nie erreichbaren Ziele; aber Männer ſeiner Art ſtehen unter andern Klugheitsgeſetzen, als diejenigen ſind, wornach wir den großen Haufen zu meſſen pflegen; fähig, mehr als andere zu vollbringen, durfte er auch verwegenere Plane entwerfen. **Bernhard** ſteht in der neuern Geſchichte als ein ſchönes Bild jener kraftvollen Zeiten da, wo perſönliche Größe noch etwas

ausrichtete, Tapferkeit Länder errang und Heldentugend einen deutſchen Ritter ſelbſt auf den Kaiſerthron führte.

Das beſte Stück aus der Hinterlaſſenſchaft des Herzogs war ſeine Armee, die er, nebſt dem Elſaß, ſeinem Bruder **Wilhelm** vermachte. Aber an eben dieſe Armee glaubten Schweden und Frankreich gegründete Rechte zu haben: jenes, weil ſie im Namen dieſer Krone geworben war und ihr gehuldigt hatte; dieſes, weil ſie von ſeinem Geld unterhalten worden. Auch der Churfürſt von der Pfalz trachtete nach dem Beſitz derſelben, um ſich ihrer zu Wiedereroberung ſeiner Staaten zu bedienen, und verſuchte anfangs durch ſeine Agenten, und endlich in eigener Perſon, ſie in ſein Intereſſe zu ziehen. Selbſt von kaiſerlicher Seite geſchah ein Verſuch, dieſe Armee zu gewinnen; und dies darf uns zu einer Zeit nicht wundern, wo nicht die Gerechtigkeit der Sache, nur der Preis der geleiſteten Dienſte in Betrachtung kam, und die Tapferkeit, wie jede andere Waare, dem Meiſtbietenden feil war. Aber Frankreich, vermögender und entſchloſſener, überbot alle Mitbewerber. Es erkaufte den General **von Erlach**, den Befehlshaber Breiſachs, und die übrigen Oberhäupter, die ihm Breiſach und die ganze Armee in die Hände ſpielten. Der junge Pfalzgraf **Karl Ludwig**, der ſchon in den vorhergehenden Jahren einen unglücklichen Feldzug gegen den Kaiſer gethan hatte, ſah auch hier ſeinen Anſchlag ſcheitern. Im Begriff, Frankreich einen ſo ſchlimmen Dienſt zu erzeigen, nahm er unbeſonnener Weiſe ſeinen Weg durch dieſes Reich. Dem Cardinal, der die gerechte Sache des Pfalzgrafen fürchtete, war jeder Vorwand willkommen, ſeinen Anſchlag zu vereiteln.

Er ließ ihn alſo zu Moulin gegen alles Völkerrecht anhalten und gab ihm ſeine Freiheit nicht eher wieder, als bis der Ankauf der Weimariſchen Truppen berichtigt war. So ſah ſich Frankreich nun im Beſitz einer beträchtlichen und wohlgeübten Kriegsmacht in Deutſchland, und jetzt fing es eigentlich erſt an, den Kaiſer unter ſeinem eigenen Namen zu bekriegen.

Aber es war nicht mehr **Ferdinand der Zweite**, gegen den es jetzt als ein offenbarer Feind aufſtand; dieſen hatte ſchon im Februar **1637**, im neun und fünfzigſten Jahre ſeines Alters, der Tod von dem Schauplatz abgerufen. Der Krieg, den ſeine Herrſchſucht entzündet hatte, überlebte ihn; nie hatte er während ſeiner achtzehnjährigen Regierung das Schwert aus der Hand gelegt; nie, ſo lang er das Reichsſcepter führte, die Wohlthat des Friedens geſchmeckt. Mit den Talenten des guten Herrſchers geboren, mit vielen Tugenden geſchmückt, die das Glück der Völker begründen, ſanft und menſchlich von Natur, ſehen wir ihn, aus einem übel verſtandenen Begriff von Monarchenpflicht, das Werkzeug zugleich und das Opfer fremder Leidenſchaften, ſeine wohlthätige Beſtimmung verfehlen, und den Freund der Gerechtigkeit in einen Unterdrücker der Menſchheit, in einen Feind des Friedens, in eine Geißel ſeiner Völker ausarten. In ſeinem Privatleben liebenswürdig, in ſeinem Regentenamt achtungswerth, nur in ſeiner Politik ſchlimm berichtet, vereinigte er auf ſeinem Haupte den Segen ſeiner katholiſchen Unterthanen und die Flüche der proteſtantiſchen Welt. Die Geſchichte ſtellt mehr und ſchlimmere Despoten auf, als **Ferdinand der Zweite**

geweſen, und doch hat nur Einer einen dreißigjährigen Krieg entzündet; aber der Ehrgeiz dieſes Einzigen mußte unglücklicher Weiſe gerade mit einem ſolchen Jahrhundert, mit ſolchen Vorbereitungen, mit ſolchen Keimen der Zwietracht zuſammentreffen, wenn er von ſo verderblichen Folgen begleitet ſeyn ſollte. In einer friedlichern Zeitepoche hätte dieſer Funke keine Nahrung gefunden und die Ruhe des Jahrhunderts hätte den Ehrgeiz des Einzelnen erſtickt; jetzt fiel der unglückliche Strahl in ein hoch aufgethürmtes, lange geſammeltes Brenngeräthe, und Europa entzündete ſich.

Sein Sohn, **Ferdinand der Dritte**, wenige Monate vor ſeines Vaters Hintritt zur Würde eines römiſchen Königs erhoben, erbte ſeine Throne, ſeine Grundſätze und ſeinen Krieg. Aber **Ferdinand der Dritte** hatte den Jammer der Völker und die Verwüſtung der Länder in der Nähe geſehen, und das Bedürfniß des Friedens näher und feuriger gefühlt. Weniger abhängig von den Jeſuiten und Spaniern, und billiger gegen fremde Religionen, konnte er leichter als ſein Vater die Stimme der Mäßigung hören. Er hörte ſie und ſchenkte Europa den Frieden; aber erſt nach einem elfjährigen Kampfe mit dem Schwert und der Feder, und nicht eher, als bis aller Widerſtand fruchtlos war und die zwingende Noth ihm ihr hartes Geſetz diktirte.

Das Glück begünſtigte den Antritt ſeiner Regierung und ſeine Waffen waren ſiegreich gegen die Schweden. Dieſe hatten unter **Banners** kraftvoller Anführung nach dem Siege bei Wittſtock Sachſen mit Winterquartieren belaſtet und den Feldzug des 1637ſten Jahrs mit der

Belagerung Leipzigs eröffnet. Der tapfere Widerſtand der Beſatzung und die Annäherung der churfürſtlich-kaiſerlichen Völker retteten dieſe Stadt, und **Banner**, um nicht von der Elbe abgeſchnitten zu werden, mußte ſich nach Torgau zurückziehen. Aber die Ueberlegenheit der Kaiſerlichen verſcheuchte ihn auch hier, und umringt von feindlichen Schwärmen, aufgehalten von Strömen und von Hunger verfolgt, mußte er einen höchſt gefährlichen Rückzug nach Pommern nehmen, deſſen Kühnheit und glücklicher Erfolg an's Romanhafte grenzt. Die ganze Armee durchwatete an einer ſeichten Stelle die Oder bei Fürſtenberg, und der Soldat, dem das Waſſer bis an den Hals trat, ſchleppte ſelbſt die Kanonen fort, weil die Pferde nicht mehr ziehen wollten. **Banner** hatte darauf gerechnet, jenſeits der Oder ſeinen in Pommern ſtehenden Untergeneral **Wrangel** zu finden, und, durch dieſen Zuwachs verſtärkt, dem Feind alsdann die Spitze zu bieten. **Wrangel** erſchien nicht, und an ſeiner Statt hatte ſich ein kaiſerliches Heer bei Landsberg poſtirt, den fliehenden Schweden den Weg zu verlegen. **Banner** entdeckte nun, daß er in eine verderbliche Schlinge gefallen, woraus kein Entkommen war. Hinter ſich ein ausgehungertes Land, die Kaiſerlichen und die Oder, die Oder zur Linken, die, von einem kaiſerlichen General **Bucheim** bewacht, keinen Uebergang geſtattete, vor ſich Landsberg, Cüſtrin, die Wartha und ein feindliches Heer, zur Rechten Polen, dem man, des Stillſtands ungeachtet, nicht wohl vertrauen konnte, ſah er ſich ohne ein Wunder verloren, und ſchon triumphirten die Kaiſerlichen über ſeinen unvermeidlichen Fall. **Banners** gerechte

Empfindlichkeit klagte die Franzoſen als die Urheber dieſes Unglücks an. Sie hatten die verſprochene Diverſion am Rhein unterlaſſen, und ihre Unthätigkeit erlaubte dem Kaiſer, ſeine ganze Macht gegen die Schweden zu gebrauchen. „Sollten wir einſt,“ brach der aufgebrachte General gegen den franzöſiſchen Reſidenten aus, der dem ſchwediſchen Lager folgte, „ſollten wir und die Deutſchen einmal in Geſellſchaft gegen Frankreich fechten, ſo werden wir nicht ſo viel Umſtände machen, ehe wir den Rheinſtrom paſſiren.“ Aber Vorwürfe waren jetzt vergeblich verſchwendet. Entſchluß und That forderte die dringende Noth. Um den Feind vielleicht durch eine falſche Spur von der Oder hinweg zu locken, ſtellte ſich Banner, als ob er durch Polen entkommen wollte, ſchickte auch wirklich den größten Theil der Bagage auf dieſem Wege voran, und ließ ſeine Gemahlin ſammt den übrigen Offiziersfrauen dieſer Marſchroute folgen. Sogleich brechen die Kaiſerlichen gegen die polniſche Grenze auf, ihm dieſen Paß zu verſperren, auch Bucheim verläßt ſeinen Standort, und die Oder wird entblößt. Raſch wendet ſich Banner in der Dunkelheit der Nacht gegen dieſen Strom zurück und ſetzt ſeine Truppen, ſammt Bagage und Geſchütz, eine Meile oberhalb Cüſtrin, ohne Brücken, ohne Schiffe, wie vorher bei Fürſtenberg, über. Ohne Verluſt erreichte er Pommern, in deſſen Vertheidigung er und **Herrmann Wrangel** ſich theilen.

Aber die Kaiſerlichen, von **Gallas** angeführt, dringen bei Ribſes in dieſes Herzogthum und überſchwemmen es mit ihrer überlegenen Macht. Uſedom und

Wolgaſt werden mit Sturm, Demmin mit Accord erobert und die Schweden bis tief in Hinterpommern zurück gedrückt. Und jetzt gerade kam es mehr als jemals darauf an, ſich in dieſem Lande zu behaupten, da Herzog Bogisla der Vierzehnte in eben dieſem Jahre ſtirbt und das ſchwediſche Reich ſeine Anſprüche auf Pommern geltend machen ſoll. Um den Churfürſten von Brandenburg zu verhindern, ſeine auf eine Erbverbrüderung und auf den Prager Frieden gegründeten Rechte an dieſes Herzogthum geltend zu machen, ſtrengt es jetzt alle ſeine Kräfte an und unterſtützt ſeine Generale auf's Nachdrücklichſte mit Geld und Soldaten. Auch in andern Gegenden des Reichs gewinnen die Angelegenheiten Schwedens ein günſtigeres Anſehn, und ſie fangen an, ſich von dem tiefen Verfalle zu erheben, worein ſie durch die Unthätigkeit Frankreichs und durch den Abfall ihrer Alliirten verſunken waren. Denn nach ihrem eilfertigen Rückzuge nach Pommern hatten ſie einen Platz nach dem andern in Oberſachſen verloren; die mecklenburgiſchen Fürſten, von den kaiſerlichen Waffen bedrängt, fingen an, ſich auf die öſterreichiſche Seite zu neigen, und ſelbſt Herzog Georg von Lüneburg erklärte ſich feindlich gegen ſie. Ehrenbreitſtein, durch Hunger beſiegt, öffnete dem bayeriſchen General von Werth ſeine Thore, und die Oeſterreicher bemächtigten ſich aller am Rheinſtrom aufgeworfenen Schanzen. Frankreich hatte gegen die Spanier eingebüßt, und der Erfolg entſprach den prahleriſchen Anſtalten nicht, womit man den Krieg gegen dieſe Krone eröffnet hatte. Verloren war Alles, was die Schweden im innern Deutſchland

beſaßen, und nur die Hauptplätze in Pommern behaupteten ſie noch. Ein einziger Feldzug reißt ſie aus dieſer tiefen Erniedrigung, und durch die mächtige Diverſion, welche der ſiegende **Bernhard** den kaiſerlichen Waffen an den Ufern des Rheins macht, wird der ganzen Lage des Kriegs ein ſchneller Umſchwung gegeben.

Die Irrungen zwiſchen Frankreich und Schweden waren endlich beigelegt und der alte Traktat zwiſchen beiden Kronen zu Hamburg mit neuen Vortheilen für die Schweden beſtätigt worden. In Heſſen übernahm die ſtaatskluge Landgräfin **Amalia** mit Bewilligung der Stände, nach dem Abſterben **Wilhelms**, ihres Gemahls, die Regierung, und behauptete mit vieler Entſchloſſenheit gegen den Widerſpruch des Kaiſers und der darmſtädtiſchen Linie ihre Rechte. Der ſchwediſch-proteſtantiſchen Partei ſchon allein aus Religionsgrundſätzen eifrig ergeben, erwartete ſie bloß die Gunſt der Gelegenheit, um ſich laut und thätig dafür zu erklären. Unterdeſſen gelang es ihr, durch eine kluge Zurückhaltung und liſtig angeſponnene Traktate den Kaiſer in Unthätigkeit zu erhalten, bis ihr geheimes Bündniß mit Frankreich geſchloſſen war und **Bernhards** Siege den Angelegenheiten der Proteſtanten eine günſtige Wendung gaben. Da warf ſie auf einmal die Maske ab und erneuerte die alte Freundſchaft mit der ſchwediſchen Krone. Auch den Churprinzen von der Pfalz ermunterten Herzog **Bernhards** Triumphe, ſein Glück gegen den gemeinſchaftlichen Feind zu verſuchen. Mit engliſchem Gelde warb er Völker in Holland, errichtete zu M e p p e n ein Magazin und vereinigte ſich in Weſtphalen mit

ſchwediſchen Truppen. Sein Magazin ging zwar verloren, ſeine Armee wurde von dem Grafen **Hatzfeld** bei Flotha geſchlagen; aber ſeine Unternehmung hatte doch den Feind eine Zeitlang beſchäftigt und den Schweden in andern Gegenden ihre Operationen erleichtert. Noch manche ihrer andern Freunde lebten auf, wie das Glück ſich zu ihrem Vortheile erklärte, und es war ſchon Gewinn genug für ſie, daß die niederſächſiſchen Stände die Neutralität ergriffen.

Von dieſen wichtigen Vortheilen begünſtigt, und durch vierzehntauſend Mann friſcher Truppen aus Schweden und Liefland verſtärkt, eröffnete **Banner** voll guter Hoffnungen im Jahr 1638 den Feldzug. Die Kaiſerlichen, welche Vorpommern und Mecklenburg inne hatten, verließen größtentheils ihren Poſten oder liefen ſchaarenweiſe den ſchwediſchen Fahnen zu, um dem Hunger, ihrem grimmigſten Feind in dieſen ausgeplünderten und verarmten Gegenden, zu entfliehen. So ſchrecklich hatten die bisherigen Durchzüge und Quartiere das ganze Land zwiſchen der Elbe und Oder verödet, daß **Banner**, um in Sachſen und Böhmen einbrechen zu können, und auf dem Wege dahin nicht mit ſeiner ganzen Armee zu verhungern, von Hinterpommern aus einen Umweg nach Niederſachſen nahm, und dann erſt durch das halberſtädtiſche Gebiet in Churſachſen einrückte. Die Ungeduld der niederſächſiſchen Staaten, einen ſo hungrigen Gaſt wieder los zu werden, verſorgte ihn mit dem nöthigen Proviant, daß er für ſeine Armee in Magdeburg Brod hatte, — in einem Lande, wo der Hunger ſchon den Abſcheu an Menſchenfleiſch überwunden hatte. Er erſchreckte Sachſen mit

ſeiner verwüſtenden Ankunft; allein nicht auf dieſes erſchöpfte Land, auf die kaiſerlichen Erbländer war ſeine Abſicht gerichtet. **Bernhards** Siege erhoben ſeinen Muth, und die wohlhabenden Provinzen des Hauſes Oeſterreich lockten ſeine Raubſucht. Nachdem er den kaiſerlichen General **von Salis** bei Elſterburg geſchlagen, die ſächſiſche Armee bei Chemnitz zu Grunde gerichtet und Pirna erobert hatte, drang er in Böhmen mit unwiderſtehlicher Macht ein, ſetzte über die Elbe, bedrohte Prag, eroberte Brandeis und Leutmeritz, ſchlug den General **von Hofkirchen** mit zehn Regimentern, und verbreitete Schrecken und Verwüſtung durch das ganze unvertheidigte Königreich. Beute ward Alles, was ſich fortſchaffen ließ, und zerſtört wurde, was nicht genoſſen und geraubt werden konnte. Um deſto mehr Korn fortzuſchleppen, ſchnitt man die Aehren von den Halmen und verderbte den Ueberreſt. Ueber tauſend Schlöſſer, Flecken und Dörfer wurden in die Aſche gelegt, und oft ſah man ihrer hundert in einer einzigen Nacht auflodern. Von Böhmen aus that er Streifzüge nach Schleſien, und ſelbſt Mähren und Oeſterreich ſollten ſeine Raubſucht empfinden. Dies zu verhindern, mußte Graf **Hatzfeld** aus Weſtphalen und **Piccolomini** aus den Niederlanden herbeieilen. Erzherzog **Leopold**, ein Bruder des Kaiſers, erhält den Commandoſtab, um die Ungeſchicklichkeit ſeines Vorgängers **Gallas** wieder gut zu machen und die Armee aus ihrem tiefen Verfalle zu erheben.

Der Ausgang rechtfertigte die getroffene Veränderung und der Feldzug des **1640**ſten Jahres ſchien für die Schweden eine ſehr nachtheilige Wendung zu nehmen. Sie

werden aus einem Quartier nach dem andern in Böhmen vertrieben, und nur bemüht, ihren Raub in Sicherheit zu bringen, ziehen ſie ſich eilfertig über das meißniſche Gebirge. Aber auch durch Sachſen von dem nacheilenden Feinde verfolgt und bei Plauen geſchlagen, müſſen ſie nach Thüringen ihre Zuflucht nehmen. Durch einen einzigen Sommer zu Meiſtern des Feldes gemacht, ſtürzen ſie eben ſo ſchnell wieder zu der tiefſten Schwäche herab, um ſich auf's Neue zu erheben und ſo mit beſtändigem raſchen Wechſel von einem Aeußerſten zum andern zu eilen. **Banners** geſchwächte Macht, im Lager bei Erfurt ihrem gänzlichen Untergang nahe, erhebt ſich auf einmal wieder. Die Herzoge von Lüneburg verlaſſen den Prager Frieden und führen ihm jetzt die nämlichen Truppen zu, die ſie wenige Jahre vorher gegen ihn fechten ließen. Heſſen ſchickt Hülfe und der Herzog **von Longueville** ſtößt mit der nachgelaſſenen Armee Herzog **Bernhards** zu ſeinen Fahnen. Den Kaiſerlichen auf's Neue an Macht überlegen, bietet ihnen **Banner** bei Saalfeld ein Treffen an; aber ihr Anführer Piccolomini vermeidet es klüglich, und hat eine zu gute Stellung gewählt, um dazu gezwungen zu werden. Als endlich die Bayern ſich von den Kaiſerlichen trennen und ihren Marſch gegen Franken richten, verſucht **Banner** auf dieſes getrennte Corps einen Angriff, den aber die Klugheit des bayeriſchen Anführers, **von Mercy**, und die ſchnelle Annäherung der kaiſerlichen Hauptmacht vereitelt. Beide Armeen ziehen ſich nunmehr in das ausgehungerte Heſſen, wo ſie ſich, nicht weit von einander, in ein feſtes Lager einſchließen, bis endlich Mangel und rauhe Jahreszeit ſie aus dieſem

verarmten Landſtriche verſcheuchen. **Piccolomini** erwählt ſich die fetten Ufer der Weſer zu Winterquartieren; aber überflügelt von **Bannern** muß er ſie den Schweden einräumen und die fränkiſchen Biſthümer mit ſeinem Beſuche beläſtigen.

Um eben dieſe Zeit wurde zu Regensburg ein Reichstag gehalten, wo die Klagen der Stände gehört, an der Beruhigung des Reichs gearbeitet und über Krieg und Frieden ein Schluß gefaßt werden ſollte. Die Gegenwart des Kaiſers, die Mehrheit der katholiſchen Stimmen im Churfürſtenrathe, die überlegene Anzahl der Biſchöfe und der Abgang von mehreren evangeliſchen Stimmen leitete die Verhandlungen zum Vortheil des Kaiſers, und es fehlte viel, daß auf dieſem Reichstage das Reich repräſentirt worden wäre. Nicht ganz mit Unrecht betrachteten ihn die Proteſtanten als eine Zuſammenverſchwörung Oeſterreichs und ſeiner Kreaturen gegen den proteſtantiſchen Theil, und in ihren Augen konnte es Verdienſt ſcheinen, dieſen Reichstag zu ſtören oder auseinander zu ſcheuchen.

Banner entwarf dieſen verwegenen Anſchlag. Der Ruhm ſeiner Waffen hatte bei dem letzten Rückzug aus Böhmen gelitten, und es bedurfte einer unternehmenden That, um ſeinen vorigen Glanz wieder herzuſtellen. Ohne Jemand zum Vertrauten ſeines Anſchlags zu machen, verließ er in der ſtrengſten Kälte des Winters im Jahr **1641** ſeine Quartiere in Lüneburg, ſobald die Wege und Ströme gefroren waren. Begleitet von dem Marſchall **von Guebriant**, der die franzöſiſche und weimariſche Armee commandirte, richtete er durch Thüringen und

das Vogtland ſeinen Marſch nach der Donau, und ſtand Regensburg gegenüber, ehe der Reichstag vor ſeiner Ankunft gewarnt werden konnte. Unbeſchreiblich groß war die Beſtürzung der verſammelten Stände, und in der erſten Angſt ſchickten ſich alle Geſandte zur Flucht an. Nur der Kaiſer erklärte, daß er die Stadt nicht verlaſſen würde, und ſtärkte durch ſein Beiſpiel die andern. Zum Unglück der Schweden fiel Thauwetter ein, daß die Donau aufging, und weder trocknen Fußes, noch wegen des ſtarken Eisgangs zu Schiffe paſſirt werden konnte. Um doch etwas gethan zu haben und den Stolz des deutſchen Kaiſers zu kränken, beging **Banner** die Unhöflichkeit, die Stadt mit fünfhundert Kanonenſchüſſen zu begrüßen, die aber wenig Schaden anrichteten. In dieſer Unternehmung getäuſcht, beſchloß er nunmehr, tiefer in Bayern und in das unvertheidigte Mähren zu dringen, wo eine reiche Beute und bequemere Quartiere ſeine bedürftigen Truppen erwarteten. Aber nichts konnte den franzöſiſchen General bewegen, ihm bis dahin zu folgen. **Guebriant** fürchtete, daß die Abſicht der Schweden ſey, die weimariſche Armee immer weiter vom Rhein zu entfernen und von aller Gemeinſchaft mit Frankreich abzuſchneiden, bis man ſie entweder gänzlich auf ſeine Seite gebracht oder doch außer Stand geſetzt habe, etwas Eigenes zu unternehmen. Er trennte ſich alſo von **Bannern**, um nach dem Mainſtrom zurückzukehren, und dieſer ſahe ſich auf einmal der ganzen kaiſerlichen Macht bloßgeſtellt, die, zwiſchen Regensburg und Ingolſtadt in aller Eile verſammelt, gegen ihn anrückte. Jetzt galt es, auf einen ſchnellen Rückzug zu denken, der im Angeſicht eines an

Reiterei überlegenen Heeres, zwiſchen Strömen und Wäldern, in einem weit und breit feindlichen Lande, kaum anders, als durch ein Wunder möglich ſchien. Eilfertig zog er ſich nach dem Wald, um durch Böhmen nach Sachſen zu entkommen; aber drei Regimenter mußte er bei Neuburg im Stiche laſſen. Dieſe hielten durch eine ſpartaniſche Gegenwehr hinter einer ſchlechten Mauer die feindliche Macht vier ganze Tage auf, daß Banner den Vorſprung gewinnen konnte. Er entkam über Eger nach Annaberg; Piccolomini ſetzte ihm auf einem nähern Weg über Schlackenwald nach, und es kam bloß auf den Vortheil einer kleinen halben Stunde an, daß ihm der kaiſerliche General nicht bei dem Paſſe zu Prisnitz zuvor kam und die ganze ſchwediſche Macht vertilgte. Zu Zwickau vereinigte ſich Guebriant wieder mit dem Banner'ſchen Heer, und beide richteten ihren Marſch nach Halberſtadt, nachdem ſie umſonſt verſucht hatten, die Saale zu vertheidigen und den Oeſterreichern den Uebergang zu verwehren.

Zu Halberſtadt fand endlich Banner (im Mai 1641) das Ziel ſeiner Thaten, durch kein anderes als das Gift der Unmäßigkeit und des Verdruſſes getödtet. Mit großem Ruhme, obgleich mit abwechſelndem Glück, behauptete er das Anſehn der ſchwediſchen Waffen in Deutſchland, und zeigte ſich durch eine Kette von Siegesthaten ſeines großen Lehrers in der Kriegskunſt werth. Er war reich an Anſchlägen, die er geheimnißvoll bewahrte und raſch vollſtreckte, beſonnen in Gefahren, in der Widerwärtigkeit größer als im Glück, und nie mehr furchtbar, als wenn man ihn am Rande des Verderbens glaubte.

Aber die Tugenden des Kriegshelden waren in ihm mit allen Unarten und Laſtern gepaart, die das Waffenhandwerk erzeugt oder doch in Schutz nimmt. Eben ſo gebieteriſch im Umgang als vor der Fronte ſeines Heers, rauh wie ſein Gewerbe und ſtolz wie ein Eroberer, drückte er die deutſchen Fürſten nicht weniger durch ſeinen Uebermuth als durch ſeine Erpreſſungen ihre Länder. Für die Beſchwerden des Kriegs entſchädigte er ſich durch die Freuden der Tafel und in den Armen der Wolluſt, die er bis zum Uebermaße trieb und endlich mit einem frühen Tod büßen mußte. Aber üppig, wie ein Alexander und Mahomet der Zweite, ſtürzte er ſich mit gleicher Leichtigkeit aus den Armen der Wolluſt in die härteſte Arbeit des Kriegs, und in ſeiner ganzen Feldherrngröße ſtand er da, als die Armee über den Weichling murrte. Gegen achtzigtauſend Mann fielen in den zahlreichen Schlachten, die er lieferte, und gegen ſechshundert feindliche Standarten und Fahnen, die er nach Stockholm ſandte, beurkundeten ſeine Siege. Der Verluſt dieſes großen Führers wurde von den Schweden bald auf's Empfindlichſte gefühlt, und man fürchtete, daß er nicht zu erſetzen ſeyn würde. Der Geiſt der Empörung und Zügelloſigkeit, durch das überwiegende Anſehn dieſes gefürchteten Generals in Schranken gehalten, erwachte, ſobald er dahin war. Die Offiziere fordern mit furchtbarer Einſtimmigkeit ihre Rückſtände, und keiner der vier Generale, die ſich nach Bannern in das Commando theilen, beſitzt Anſehn genug, dieſen ungeſtümen Mahnern Genüge zu leiſten oder Stillſchweigen zu gebieten. Die Kriegszucht erſchlafft; der zunehmende Mangel und die

kaiſerlichen Abrufungsſchreiben vermindern mit jedem Tage die Armee; die franzöſiſch-weimariſchen Völker beweiſen wenig Eifer; die Lüneburger verlaſſen die ſchwediſchen Fahnen, da die Fürſten des Hauſes Braunſchweig nach dem Tode Herzogs Georg ſich mit dem Kaiſer vergleichen; und endlich ſondern ſich auch die Heſſen von ihnen ab, um in Weſtphalen beſſere Quartiere zu ſuchen. Der Feind benutzt dieſes verderbliche Zwiſchenreich, und, obgleich in zwei Actionen auf's Haupt geſchlagen, gelingt es ihm, beträchtliche Fortſchritte in Niederſachſen zu machen.

Endlich erſchien der neu ernannte ſchwediſche Generaliſſimus mit friſchem Geld und Soldaten. Bernhard Torſtenſohn war es, ein Zögling Guſtav Adolphs, und der glücklichſte Nachfolger dieſes Helden, dem er ſchon in dem polniſchen Kriege als Page zur Seite ſtand. Von dem Podagra gelähmt und an die Sänfte geſchmiedet, beſiegte er alle ſeine Gegner durch Schnelligkeit, und ſeine Unternehmungen hatten Flügel, während daß ſein Körper die ſchrecklichſten aller Feſſeln trug. Unter ihm verändert ſich der Schauplatz des Krieges, und neue Maximen herrſchen, die die Noth gebietet und der Erfolg rechtfertigt. Erſchöpft ſind alle Länder, um die man bisher geſtritten hatte, und, in ſeinen hinterſten Landen unangefochten, fühlt das Haus Oeſterreich den Jammer des Krieges nicht, unter welchem ganz Deutſchland blutet. Torſtenſohn verſchafft ihm zuerſt dieſe bittere Erfahrung, ſättigt ſeine Schweden an dem fetten Tiſch Oeſterreichs und wirft den Feuerbrand bis an den Thron des Kaiſers.

In Schleſien hatte der Feind beträchtliche Vortheile über den ſchwediſchen Anführer Stahlhantſch erfochten und ihn nach der Neumark gejagt. **Torſtenſohn**, der ſich im Lüneburgiſchen mit der ſchwediſchen Hauptmacht vereinigt hatte, zog ihn an ſich und brach im Jahr **1642** durch Brandenburg, das unter dem großen Churfürſten angefangen hatte, eine gewaffnete Neutralität zu beobachten, plötzlich in Schleſien ein. Glogau wird ohne Approche, ohne Breſche, mit dem Degen in der Fauſt erſtiegen, der Herzog **Franz Albrecht von Lauenburg** bei Schweidnitz geſchlagen und ſelbſt erſchoſſen, Schweidnitz, wie faſt das ganze dieſſeits der Oder gelegene Schleſien erobert. Nun drang er mit unaufhaltſamer Gewalt bis in das Innerſte von Mähren, wohin noch kein Feind des Hauſes Oeſterreich gekommen war, bemeiſterte ſich der Stadt Olmütz und machte ſelbſt die Kaiſerſtadt beben. Unterdeſſen hatte **Piccolomini** und Erzherzog **Leopold** eine überlegene Macht verſammelt, die den ſchwediſchen Eroberer aus Mähren, und bald auch, nach einem vergeblichen Verſuch auf Brieg, aus Schleſien verſcheuchte. Durch **Wrangel** verſtärkt, wagte er ſich zwar auf's Neue dem überlegenen Feind entgegen und entſetzte Großglogau; aber er konnte weder den Feind zum Schlagen bringen, noch ſeine Abſicht auf Böhmen ausführen. Er überſchwemmte nun die Lauſitz, wo er im Angeſichte des Feindes Zittau wegnahm, und nach einem kurzen Aufenthalt ſeinen Marſch durch Meißen an die Elbe richtete, die er bei Torgau paſſirte. Jetzt bedrohte er Leipzig mit einer Belagerung, und machte ſich Hoffnung, in dieſer wohlhabenden, ſeit zehn

Jahren verſchont gebliebenen Stadt einen reichlichen Vorrath an Lebensmitteln und ſtarke Brandſchatzungen zu erheben.

Sogleich eilen die Kaiſerlichen unter **Leopold** und **Piccolomini** über Dresden zum Entſatz herbei, und **Torſtenſohn**, um nicht zwiſchen der Armee und der Stadt eingeſchloſſen zu werden, rückt ihnen beherzt und in voller Schlachtordnung entgegen. Durch einen wunderbaren Kreislauf der Dinge traf man jetzt wieder auf dem nämlichen Boden zuſammen, den **Guſtav Adolph** elf Jahre vorher durch einen entſcheidenden Sieg merkwürdig gemacht hatte, und der Vorfahren Heldentugend erhitzte ihre Nachfolger zu einem edeln Wettſtreit auf dieſer heiligen Erde. Die ſchwediſchen Generale **Stahlhantſch** und **Willenberg** werfen ſich auf den noch nicht ganz in Ordnung geſtellten linken Flügel der Oeſterreicher mit ſolchem Ungeſtüm, daß die ganze ihn bedeckende Reiterei über den Haufen gerannt und zum Treffen unbrauchbar gemacht wird. Aber auch dem linken der Schweden droht ein ähnliches Schickſal, als ihm der ſiegende rechte zu Hülfe kam, dem Feind in den Rücken und in die Flanken fiel und ſeine Linien trennte. Die Infanterie beider Theile ſtand einer Mauer gleich, und wehrte ſich, nachdem alles Pulver verſchoſſen war, mit umgekehrten Musketen, bis endlich die Kaiſerlichen, von allen Seiten umringt, nach einem dreiſtündigen Gefechte das Feld räumen mußten. Die Anführer beider Armeen hatten ihr Aeußerſtes gethan, ihre fliehenden Völker aufzuhalten, und Erzherzog **Leopold** war mit ſeinem Regimente der Erſte beim Angriff

und der Letzte auf der Flucht. Ueber dreitauſend Mann und zwei ihrer beſten Generale, Schlangen und Lilienhoek, koſtete den Schweden dieſer blutige Sieg. Von den Kaiſerlichen blieben fünftauſend auf dem Platze und beinahe eben ſo viele wurden zu Gefangenen gemacht. Ihre ganze Artillerie von ſechs und vierzig Kanonen, das Silbergeſchirr und die Kanzlei des Erzherzogs, die ganze Bagage der Armee fiel in der Sieger Hände. Torſtenſohn, zu ſehr geſchwächt durch ſeinen Sieg, um den Feind verfolgen zu können, rückte vor Leipzig; die geſchlagene Armee nach Böhmen, wo die flüchtigen Regimenter ſich wieder ſammelten. Erzherzog Leopold konnte dieſe verlorene Schlacht nicht verſchmerzen, und das Kavallerieregiment, das durch ſeine frühe Flucht dazu Anlaß gegeben, erfuhr die Wirkungen ſeines Grimms. Zu Rackonitz in Böhmen erklärte er es im Angeſicht der übrigen Truppen für ehrlos, beraubte es aller ſeiner Pferde, Waffen und Inſignien, ließ ſeine Standarten zerreißen, mehrere ſeiner Offiziere und von den Gemeinen den zehnten Mann zum Tode verurtheilen.

Leipzig ſelbſt, welches drei Wochen nach dem Treffen bezwungen wurde, war die ſchönſte Beute des Siegers. Die Stadt mußte das ganze ſchwediſche Heer neu bekleiden, und ſich mit drei Tonnen Goldes, wozu auch die fremden Handlungshäuſer, die ihre Waarenlager darin hatten, mit Taxen beſchwert wurden, von der Plünderung loskaufen. Torſtenſohn rückte noch im Winter vor Freiberg, trotzte vor dieſer Stadt mehrere Wochen lang dem Grimm der Witterung und hoffte durch ſeine Beharrlichkeit den Muth der Belagerten zu ermüden.

Aber er opferte nur ſeine Truppen auf, und die Annäherung des kaiſerlichen Generals Piccolomini nöthigte ihn endlich, mit ſeiner geſchwächten Armee ſich zurück zu ziehen. Doch achtete er es ſchon für Gewinn, daß auch der Feind die Ruhe der Winterquartiere, deren er ſich freiwillig beraubte, zu entbehren genöthigt ward und in dieſem ungünſtigen Winterfeldzug über dreitauſend Pferde einbüßte. Er machte nun eine Bewegung gegen die Oder, um ſich durch die Garniſonen aus Pommern und Schleſien zu verſtärken; aber mit Blitzesſchnelligkeit ſtand er wieder an der böhmiſchen Grenze, durchflog dieſes Königreich, und — entſetzte Olmütz in Mähren, das von den Kaiſerlichen hart geängſtigt wurde. Aus ſeinem Lager bei Dobitſchau, zwei Meilen von Olmütz, beherrſchte er ganz Mähren, drückte es mit ſchweren Erpreſſungen und ließ bis an die Brücken von Wien ſeine Schaaren ſtreifen. Umſonſt bemühte ſich der Kaiſer, zu Vertheidigung dieſer Provinz den ungariſchen Adel zu bewaffnen; dieſer berief ſich auf ſeine Privilegien und wollte außerhalb ſeinem Vaterlande nicht dienen. Ueber dieſer fruchtloſen Unterhandlung verlor man die Zeit für einen thätigen Widerſtand und ließ die ganze Provinz Mähren den Schweden zum Raube werden.

Während daß Bernhard Torſtenſohn durch ſeine Märſche und Siege Freund und Feind in Erſtaunen ſetzte, hatten ſich die Armeen der Alliirten in andern Theilen des Reichs nicht unthätig verhalten. Die Heſſen und Weimariſchen unter dem Grafen von Eberſtein und dem Marſchall von Guebriant waren in das Erzſtift Köln eingefallen, um dort ihre Winterquartiere zu

beziehen. Um ſich dieſer räuberiſchen Gäſte zu erwehren, rief der Churfürſt den kaiſerlichen General von **Hatzfeld** herbei und verſammelte ſeine eigenen Truppen unter dem General **Lamboy**. Dieſen griffen die Alliirten (im Jänner 1642) bei Kempen an und ſchlugen ihn in einer großen Schlacht, daß zweitauſend blieben und noch einmal ſo viel zu Gefangenen gemacht wurden. Dieſer wichtige Sieg öffnete ihnen das ganze Churfürſtenthum und die angrenzenden Lande, daß ſie nicht nur ihre Winterquartiere darin behaupteten, ſondern auch große Verſtärkungen an Soldaten und Pferden daraus zogen.

Guebriant überließ den heſſiſchen Völkern, ihre Eroberungen am Niederrhein gegen den Grafen von **Hatzfeld** zu vertheidigen und näherte ſich Thüringen, um **Torſtenſohns** Unternehmungen in Sachſen zu unterſtützen. Aber anſtatt ſeine Macht mit der ſchwediſchen zu vereinigen, eilte er zurück nach dem Main- und Rheinſtrom, von dem er ſich ſchon weiter, als er ſollte, entfernt hatte. Da ihm die Bayern unter **Mercy** und **Johann von Werth** in der Markgrafſchaft Baden zuvorgekommen waren, ſo irrte er viele Wochen lang, dem Grimm der Witterung preis gegeben, ohne Obdach umher, und mußte gewöhnlich auf dem Schnee kampiren, bis er im Breisgau endlich ein kümmerliches Unterkommen fand. Zwar zeigte er ſich im folgenden Sommer wieder im Felde und beſchäftigte in Schwaben das bayeriſche Heer, daß es die Stadt Thionville in den Niederlanden, welche **Condé** belagerte, nicht entſetzen ſollte. Aber bald ward er von dem überlegenen Feind

in das Elſaß zurück gedrückt, wo er eine Verſtärkung erwartete.

Der Tod des Cardinals **Richelieu**, der im November des Jahrs **1642** erfolgt war, und der Thron- und Miniſterwechſel, den das Abſterben **Ludwigs des Dreizehnten** im Mai **1643** nach ſich zog, hatte die Aufmerkſamkeit Frankreichs eine Zeitlang von dem deutſchen Krieg abgezogen und dieſe Unthätigkeit im Felde bewirkt. Aber **Mazarin**, der Erbe von **Richelieus** Macht, Grundſätzen und Entwürfen, verfolgte den Plan ſeines Vorgängers mit erneuertem Eifer, wie theuer auch der franzöſiſche Unterthan dieſe politiſche Größe Frankreichs bezahlte. Wenn **Richelieu** die Hauptſtärke der Armeen gegen Spanien gebrauchte, ſo kehrte ſie **Mazarin** gegen den Kaiſer, und machte durch die Sorgfalt, die er dem Kriege in Deutſchland widmete, ſeinen Ausſpruch wahr, daß die deutſche Armee der rechte Arm ſeines Königs und der Wall der franzöſiſchen Staaten ſey. Er ſchickte dem Feldmarſchall **von Guebriant**, gleich nach der Einnahme von Thionville, eine beträchtliche Verſtärkung in's Elſaß; und damit dieſe Truppen ſich den Mühſeligkeiten des deutſchen Kriegs deſto williger unterziehen möchten, mußte der berühmte Sieger bei Rocroy, Herzog von Enghien, nachheriger Prinz **von Condé**, ſie in eigener Perſon dahin führen. Jetzt fühlte ſich **Guebriant** ſtark genug, um in Deutſchland wieder mit Ehren auftreten zu können. Er eilte über den Rhein zurück, um ſich in Schwaben beſſere Winterquartiere zu ſuchen, und machte ſich auch wirklich Meiſter von R o t t w e i l, wo ihm ein bayeriſches Magazin in die

Hände fiel. Aber dieſer Platz wurde theurer bezahlt, als er werth war, und ſchneller, als er gewonnen worden, wieder verloren. Guebriant erhielt eine Wunde im Arm, welche die ungeſchickte Hand ſeines Wundarztes tödtlich machte, und die Größe ſeines Verluſtes wurde noch ſelbſt an dem Tage ſeines Todes kund.

Die franzöſiſche Armee, durch die Expedition in einer ſo rauhen Jahrszeit merklich vermindert, hatte ſich nach der Einnahme von Rottweil in die Gegend von Tuttlingen gezogen, wo ſie, ohne alle Ahnung eines feindlichen Beſuchs, in tiefer Sicherheit raſtet. Unterdeſſen verſammelt der Feind eine große Macht, die bedenkliche Feſtſetzung der Franzoſen jenſeits des Rheins und in einer ſo großen Nähe von Bayern zu hindern, und dieſe Gegend von ihren Erpreſſungen zu befreien. Die Kaiſerlichen, von Hatzfeld angeführt, verbinden ſich mit der bayeriſchen Macht, welche Mercy befehligt, und auch der Herzog von Lothringen, den man in dieſem ganzen Krieg überall, nur nicht in ſeinem Herzogthum, findet, ſtößt mit ſeinen Truppen zu ihren vereinigten Fahnen. Der Anſchlag wird gefaßt, die Quartiere der Franzoſen in Tuttlingen aufzuſchlagen, d. i. ſie unvermuthet zu überfallen; eine in dieſem Kriege ſehr beliebte Art von Expeditionen, die, weil ſie immer und nothwendig mit Verwirrung verknüpft war, gewöhnlich mehr Blut koſtete, als geordnete Schlachten. Hier war ſie um ſo mehr an ihrem Platze, da der franzöſiſche Soldat, in dergleichen Unternehmungen unerfahren, von einem deutſchen Winter ganz andere Begriffe hegte, und durch die Strenge der Jahrszeit ſich gegen

jede Ueberraſchung für hinlänglich geſichert hielt. **Johann von Werth**, ein Meiſter in dieſer Art Krieg zu führen, der ſeit einiger Zeit gegen **Guſtav Horn** war ausgewechſelt worden, führte die Unternehmung an und brachte ſie auch über alle Erwartung glücklich zu Stande.

Man that den Angriff von einer Seite, wo er der vielen engen Päſſe und Waldungen wegen am wenigſten erwartet werden konnte, und ein ſtarker Schnee, der an eben dieſem Tage (den 24. des Novembers 1643) fiel, verbarg die Annäherung des Vortrabs, bis er im Angeſichte von Tuttlingen Halt machte. Die ganze außerhalb des Orts verlaſſen ſtehende Artillerie wird, ſo wie das nahe liegende Schloß Honberg, ohne Widerſtand erobert, ganz Tuttlingen von der nach und nach eintreffenden Armee umzingelt und aller Zuſammenhang der in den Dörfern umher zerſtreuten feindlichen Quartiere ſtill und plötzlich gehemmt. Die Franzoſen waren alſo ſchon beſiegt, ehe man eine Kanone abbrannte. Die Reiterei dankte ihre Rettung der Schnelligkeit ihrer Pferde und den wenigen Minuten, welche ſie vor dem nachſetzenden Feinde voraus hatte. Das Fußvolk ward zuſammengehauen oder ſtreckte freiwillig das Gewehr. Gegen zweitauſend bleiben, ſiebentauſend geben ſich mit fünf und zwanzig Stabsoffizieren und neunzig Capitäns gefangen. Dies war wohl in dieſem ganzen Kriege die einzige Schlacht, welche auf die verlierende und die gewinnende Partei ungefähr den nämlichen Eindruck machte; beide waren Deutſche, und die Franzoſen hatten ſich beſchimpft. Das Andenken dieſes unholden Tages, der hundert Jahre ſpäter bei Roßbach erneuert ward,

wurde in der Folge zwar durch die Heldenthaten eines Türenne und Condé wieder ausgelöſcht; aber es war den Deutſchen zu gönnen, wenn ſie ſich für das Elend, das die franzöſiſche Politik über ſie häufte, mit einem Gaſſenhauer auf die franzöſiſche Tapferkeit bezahlt machten.

Dieſe Niederlage der Franzoſen hätte indeſſen den Schweden ſehr verderblich werden können, da nunmehr die ganze ungetheilte Macht des Kaiſers gegen ſie losgelaſſen wurde, und die Zahl ihrer Feinde in dieſer Zeit noch um einen vermehrt worden war. Torſtenſohn hatte Mähren im September 1643 plötzlich verlaſſen und ſich nach Schleſien gezogen. Niemand wußte die Urſache ſeines Aufbruchs, und die oft veränderte Richtung ſeines Marſches trug dazu bei, die Ungewißheit zu vermehren. Von Schleſien aus näherte er ſich unter mancherlei Krümmungen der Elbe, und die Kaiſerlichen folgten ihm bis in die Lauſitz nach. Er ließ bei Torgau eine Brücke über die Elbe ſchlagen, und ſprengte aus, daß er durch Meißen in die obere Pfalz und in Bayern dringen würde. Auch bei Barby ſtellte er ſich an, als wollte er dieſen Strom paſſiren, zog ſich aber immer weiter die Elbe hinab, bis Havelberg, wo er ſeiner erſtaunten Armee bekannt machte, daß er ſie nach Holſtein gegen die Dänen führe.

Längſt ſchon hatte die Parteilichkeit, welche König Chriſtian der Vierte bei dem von ihm übernommenen Mittleramte gegen die Schweden blicken ließ, die Eiferſucht, womit er dem Fortgang ihrer Waffen entgegen arbeitete, die Hinderniſſe, die er der ſchwediſchen Schifffahrt im Sund entgegenſetzte, und die Laſten, mit

denen er ihren aufblühenden Handel beſchwerte, den Unwillen dieſer Krone gereizt, und endlich, da der Kränkungen immer mehrere wurden, ihre Rache aufgefordert. Wie gewagt es auch ſchien, ſich in einen neuen Krieg zu verwickeln, während daß man unter der Laſt des alten, mitten unter gewonnenen Siegen, beinahe zu Boden ſank, ſo erhob doch die Rachbegierde und ein verjährter Nationalhaß den Muth der Schweden über alle dieſe Bedenklichkeiten, und die Verlegenheiten ſelbſt, in welche man ſich durch den Krieg in Deutſchland verwickelt ſah, waren ein Beweggrund mehr, ſein Glück gegen Dänemark zu verſuchen. Es war endlich ſo weit gekommen, daß man den Krieg nur fortſetzte, um den Truppen Arbeit und Brod zu verſchaffen, daß man faſt bloß um den Vortheil der Winterquartiere ſtritt, und, die Armee gut untergebracht zu haben, höher als eine gewonnene Hauptſchlacht ſchätzte. Aber faſt alle Provinzen des deutſchen Reichs waren verödet und ausgezehrt; es fehlte an Proviant, an Pferden und Menſchen, und an allem dieſem hatte Holſtein Ueberfluß. Gewann man auch weiter nichts, als daß man die Armee in dieſer Provinz rekrutirte, Pferde und Soldaten ſättigte, und die Reiterei beſſer beritten machte — ſo war der Erfolg ſchon der Mühe und Gefahr des Verſuches werth. Auch kam jetzt bei Eröffnung des Friedensgeſchäftes Alles darauf an, den nachtheiligen däniſchen Einfluß auf die Friedensunterhandlungen zu hemmen, den Frieden ſelbſt, der die ſchwediſche Krone nicht ſehr zu begünſtigen ſchien, durch Verwirrung der Intereſſen möglichſt zu verzögern, und, da es auf Beſtimmung einer Genugthuung ankam,

die Zahl ſeiner Eroberungen zu vermehren, um die einzige, welche man zu behalten wünſchte, deſto gewiſſer zu erlangen. Die ſchlechte Verfaſſung des däniſchen Reichs berechtigte zu noch größeren Hoffnungen, wenn man nur den Anſchlag ſchnell und verſchwiegen ausführte. Wirklich beobachtete man in Stockholm das Geheimniß ſo gut, daß die däniſchen Miniſter nicht das Geringſte davon argwohnten, und weder Frankreich noch Holland wurde in das Geheimniß gezogen. Der Krieg ſelbſt war die Kriegserklärung, und **Torſtenſohn** ſtand in Holſtein, ehe man eine Feindſeligkeit ahnete. Durch keinen Widerſtand aufgehalten, ergießen ſich die ſchwediſchen Truppen wie eine Ueberſchwemmung durch dieſes Herzogthum, und bemächtigen ſich aller feſten Plätze deſſelben, Rensburg und Glückſtadt ausgenommen. Eine andere Armee bricht in Schonen ein, welches gleich wenig Widerſtand leiſtet, und nur die ſtürmiſche Jahrszeit verhindert die Anführer, den kleinen Belt zu paſſiren, und den Krieg ſelbſt nach Fühnen und Seeland zu wälzen. Die däniſche Flotte verunglückte bei Femern, und **Chriſtian** ſelbſt, der ſich auf derſelben befindet, verliert durch einen Splitter ſein rechtes Auge. Abgeſchnitten von der weit entlegenen Macht des Kaiſers, ſeines Bundesgenoſſen, ſteht dieſer König auf dem Punkte, ſein ganzes Reich von der ſchwediſchen Macht überſchwemmt zu ſehen, und es ließ ſich in allem Ernſt zu Erfüllung der Wahrſagung an, die man ſich von dem berühmten **Tycho Brahe** erzählte, daß **Chriſtian der Vierte** im Jahr 1644 mit einem bloßen Stecken aus ſeinem Reiche würde wandern müſſen.

Aber der Kaiſer durfte nicht gleichgültig zuſehen, daß Dänemark den Schweden zum Opfer wurde, und der Raub dieſes Königreichs ihre Macht vermehrte. Wie groß auch die Schwierigkeiten waren, die ſich einem ſo weiten Marſch durch lauter ausgehungerte Länder entgegenſetzten, ſo ſäumte er doch nicht, den Grafen von Gallas, dem nach dem Austritt des Piccolomini das Obercommando über die Truppen auf's Neue war anvertraut worden, mit einer Armee nach Holſtein zu ſenden. Gallas erſchien auch wirklich in dieſem Herzogthum, eroberte Kiel, und hoffte, nach der Vereinigung mit den Dänen, die ſchwediſche Armee in Jütland einzuſchließen. Zugleich wurden die Heſſen und der ſchwediſche General von Königsmark durch Hatzfeld und durch den Erzbiſchof von Bremen, den Sohn Chriſtians des Vierten, beſchäftigt, und der Letztere durch einen Angriff auf Meißen nach Sachſen gezogen. Aber Torſtenſohn drang durch den unbeſetzten Paß zwiſchen Schleswig und Stapelholm, ging mit ſeiner neugeſtärkten Armee dem Gallas entgegen, und drückte ihn den ganzen Elbſtrom hinauf bis Bernburg, wo die Kaiſerlichen ein feſtes Lager bezogen. Torſtenſohn paſſirte die Saale, und nahm eine ſolche Stellung, daß er den Feinden in den Rücken kam, und ſie von Sachſen und Böhmen abſchnitt. Da riß der Hunger in ihrem Lager ein und richtete den größten Theil der Armee zu Grunde; der Rückzug nach Magdeburg verbeſſerte nichts an dieſer verzweifelten Lage. Die Kavallerie, welche nach Schleſien zu entkommen ſuchte, wird von Torſtenſohn bei Jüterbock eingeholt und zerſtreut, die übrige

Armee, nach einem vergeblichen Verſuch, ſich mit dem Schwert in der Hand durchzuſchlagen, bei Magdeburg faſt ganz aufgerieben. Von ſeiner großen Macht brachte Gallas bloß einige tauſend Mann und den Ruhm zurück, daß kein größerer Meiſter zu finden ſey, eine Armee zu ruiniren. Nach dieſem verunglückten Verſuch zu ſeiner Befreiung ſuchte der König von Dänemark den Frieden, und erhielt ihn zu Bremſeboor im Jahr 1645 unter harten Bedingungen.

Torſtenſohn verfolgte ſeinen Sieg. Während daß einer ſeiner Untergenerale, **Axel Lilienſtern**, Churſachſen ängſtigte, und **Königsmark** ganz Bremen ſich unterwürfig machte, brach er ſelbſt an der Spitze von ſechzehntauſend Mann und mit achtzig Kanonen in Böhmen ein, und ſuchte nun den Krieg auf's Neue in die Erbſtaaten Oeſterreichs zu verpflanzen. **Ferdinand** eilte auf dieſe Nachricht ſelbſt nach Prag, um durch ſeine Gegenwart den Muth ſeiner Völker zu entflammen, und, da es ſo ſehr an einem tüchtigen General und den vielen Befehlshabern an Uebereinſtimmung fehlte, in der Nähe der Kriegsſcenen deſto ſchneller und nachdrücklicher wirken zu können. Auf ſeinen Befehl verſammelte Hatzfeld die ganze öſterreichiſche und bayeriſche Macht, und ſtellte ſie — das letzte Heer des Kaiſers und der letzte Wall ſeiner Staaten — wider ſeinen Rath und Willen, dem eindringenden Feinde bei Jankau oder Jankowitz am 24. Februar 1645 entgegen. **Ferdinand** verließ ſich auf ſeine Reiterei, welche dreitauſend Pferde mehr als die feindliche zählte, und auf die Zuſage der Jungfrau Maria, die ihm im Traum erſchienen und einen gewiſſen Sieg verſprochen hatte.

Die Ueberlegenheit der Kaiſerlichen ſchreckte Torſtenſohn nicht ab, der nie gewohnt war, ſeine Feinde zu zählen. Gleich beim erſten Angriff wurde der linke Flügel, den der liguiſtiſche General von Götz in eine ſehr unvortheilhafte Gegend zwiſchen Teichen und Wäldern verwickelt hatte, völlig in Unordnung gebracht, der Anführer ſelbſt mit dem größten Theil ſeiner Völker erſchlagen und beinahe die ganze Kriegsmunition der Armee erbeutet. Dieſer unglückliche Anfang entſchied das Schickſal des ganzen Treffens. Die Schweden bemächtigten ſich, immer vorwärts dringend, der wichtigſten Anhöhen, und nach einem achtſtündigen blutigen Gefechte, nach einem wüthenden Anlauf der kaiſerlichen Reiterei und dem tapferſten Widerſtand des Fußvolks, waren ſie Meiſter vom Schlachtfelde. Zweitauſend Oeſterreicher blieben auf dem Platze, und Hatzfeld ſelbſt mußte ſich mit dreitauſend gefangen geben. Und ſo war denn an Einem Tage der beſte General und das letzte Heer des Kaiſers verloren.

Dieſer entſcheidende Sieg bei Jankowitz öffnete auf einmal dem Feinde alle öſterreichiſchen Lande. Ferdinand entfloh eilig nach Wien, um für die Vertheidigung dieſer Stadt zu ſorgen, und ſich ſelbſt, ſeine Schätze und ſeine Familie in Sicherheit zu bringen. Auch währte es nicht lange, ſo brachen die ſiegenden Schweden in Mähren und Oeſterreich wie eine Waſſerflut herein. Nachdem ſie beinahe das ganze Mähren erobert, Brünn eingeſchloſſen, von allen feſten Schlöſſern und Städten bis an die Donau Beſitz genommen, und endlich ſelbſt die Schanze an der Wolfsbrücke, unfern von Wien, erſtiegen, ſtehen

ſie endlich im Geſicht dieſer Kaiſerſtadt, und die Sorgfalt, mit der ſie die eroberten Plätze befeſtigen, ſcheint keinen kurzen Beſuch anzudeuten. Nach einem langen verderblichen Umweg durch alle Provinzen des deutſchen Reiches krümmt ſich endlich der Kriegesſtrom rückwärts zu ſeinem Anfang, und der Knall des ſchwediſchen Geſchützes erinnert die Einwohner Wiens an jene Kugeln, welche die böhmiſchen Rebellen vor ſieben und zwanzig Jahren in die Kaiſerburg warfen. Dieſelbe Kriegsbühne führt auch dieſelben Werkzeuge des Angriffs zurück. Wie **Bethlen Gabor** von den rebelliſchen Böhmen, ſo wird jetzt ſein Nachfolger, **Ragotzy**, von **Torſtenſohn** zum Beiſtand herbei gerufen; ſchon iſt Ober-Ungarn von ſeinen Truppen überſchwemmt und täglich fürchtet man ſeine Vereinigung mit den Schweden. **Johann Georg von Sachſen**, durch die ſchwediſchen Einquartierungen in ſeinem Lande auf's Aeußerſte gebracht, hülflos gelaſſen von dem Kaiſer, der ſich nach dem Jankauiſchen Treffen ſelbſt nicht beſchützen kann, ergreift endlich das letzte und einzige Rettungsmittel, einen Stillſtand mit den Schweden zu ſchließen, der von Jahr zu Jahr bis zum allgemeinen Frieden verlängert wird. Der Kaiſer verliert einen Freund, indem an den Thoren ſeines Reichs ein neuer Feind gegen ihn aufſteht, indem ſeine Kriegsheere ſchmelzen und ſeine Bundesgenoſſen an andern Enden Deutſchlands geſchlagen werden. Denn auch die franzöſiſche Armee hatte den Schimpf der Tuttlinger Niederlage durch einen glänzenden Feldzug wieder ausgelöſcht, und die ganze Macht Bayerns am Rhein und in

Schwaben beſchäftigt. Mit neuen Truppen aus Frankreich verſtärkt, die der große und jetzt ſchon durch ſeine Siege in Italien verherrlichte Türenne dem Herzog von Enguien zuführte, erſchienen ſie am 3ten Auguſt 1644 vor Freiburg, welches Mercy kurz vorher erobert hatte, und mit ſeiner ganzen, auf's Beſte verſchanzten Armee bedeckte. Das Ungeſtüm der franzöſiſchen Tapferkeit ſcheiterte zwar an der Standhaftigkeit der Bayern, und der Herzog von Enguien mußte ſich zum Rückzug entſchließen, nachdem er bei ſechstauſend ſeiner Leute umſonſt hingeſchlachtet hatte. Mazarin vergoß Thränen über dieſen großen Verluſt, den aber der herzloſe, für den Ruhm allein empfindliche Condé nicht achtete. „Eine einzige Nacht in Paris," hörte man ihn ſagen, „gibt mehr Menſchen das Leben, als dieſe Action getödtet hat." Indeſſen hatte doch dieſe mörderiſche Schlacht die Bayern ſo entkräftet, daß ſie, weit entfernt, das bedrängte Oeſterreich zu entſetzen, nicht einmal die Rheinufer vertheidigen konnten. Speyer, Worms, Mannheim ergeben ſich, das feſte Philippsburg wird durch Mangel gezwungen, und Mainz ſelbſt eilt, durch eine zeitige Unterwerfung den Sieger zu entwaffnen.

Was Oeſterreich und Mähren am Anfange des Krieges gegen die Böhmen gerettet hatte, rettete es auch jetzt gegen Torſtenſohn. Ragotzy war zwar mit ſeinen Völkern, fünf und zwanzig tauſend an der Zahl, bis an die Donau in die Nähe des ſchwediſchen Lagers gedrungen; aber dieſe undisciplinirten und rohen Schaaren verwüſteten nur das Land, und vermehrten den

Mangel im Lager der Schweden, anſtatt daß ſie die Unternehmungen Torſtenſohns durch eine zweckmäßige Wirkſamkeit hätten befördern ſollen. Dem Kaiſer Tribut, dem Unterthan Geld und Gut abzuängſtigen, war der Zweck, der den Ragotzy, wie Bethlen Gaborn, in's Feld rief, und beide gingen heim, ſobald ſie dieſe Abſicht erreicht hatten. Ferdinand, um ſeiner los zu werden, bewilligte dem Barbaren, was er nur immer forderte, und befreite durch ein geringes Opfer ſeine Staaten von dieſem furchtbaren Feinde.

Unterdeſſen hatte ſich die Hauptmacht der Schweden in einem langwierigen Lager vor Brünn auf's Aeußerſte geſchwächt. Torſtenſohn, der ſelbſt dabei commandirte, erſchöpfte vier Monate lang umſonſt ſeine ganze Belagerungskunſt; der Widerſtand war dem Angriff gleich, und die Verzweiflung erhöhte den Muth des Commandanten de Souches, eines ſchwediſchen Ueberläufers, der keinen Pardon zu hoffen hatte. Die Wuth der Seuchen, welche Mangel, Unreinlichkeit und der Genuß unreifer Früchte in ſeinem langwierigen verpeſteten Lager erzeugte, und der ſchnelle Abzug des Siebenbürgers nöthigten endlich den ſchwediſchen Befehlshaber, die Belagerung aufzuheben. Da alle Päſſe an der Donau beſetzt, ſeine Armee aber durch Krankheit und Hunger ſchon ſehr geſchmolzen war, ſo entſagte er ſeiner Unternehmung auf Oeſterreich und Mähren, begnügte ſich, durch Zurücklaſſung ſchwediſcher Beſatzungen in den eroberten Schlöſſern, einen Schlüſſel zu beiden Provinzen zu behalten, und nahm ſeinen Weg nach Böhmen, wohin ihm die Kaiſerlichen unter dem Erzherzog Leopold

folgten. Welche der verlorenen Plätze von dem letztern noch nicht wieder erobert waren, wurden nach ſeinem Abzuge von dem kaiſerlichen General **Bucheim** bezwungen, ſo daß die öſterreichiſche Grenze in dem folgenden Jahr wieder völlig von Feinden gereinigt war und das zitternde Wien mit dem bloßen Schrecken davon kam. Auch in Böhmen und Schleſien behaupteten ſich die Schweden nur mit ſehr abwechſelndem Glück, und durchirrten beide Länder, ohne ſich darin behaupten zu können. Aber wenn auch der Erfolg der Torſtenſohn'ſchen Unternehmung ihrem vielverſprechenden Anfang nicht ganz gemäß war, ſo hatte ſie doch für die ſchwediſche Partei die entſcheidendſten Folgen. Dänemark wurde dadurch zum Frieden, Sachſen zum Stillſtand genöthigt, der Kaiſer bei dem Friedenscongreſſe nachgiebiger, Frankreich gefälliger, und Schweden ſelbſt in ſeinem Betragen gegen die Kronen zuverſichtlicher und kühner gemacht. Seiner großen Pflicht ſo glänzend entledigt, trat der Urheber dieſer Vortheile, mit Lorbeern geſchmückt, in die Stille des Privatſtandes zurück, um gegen die Qualen ſeiner Krankheit Linderung zu ſuchen.

Von der böhmiſchen Seite zwar ſah ſich der Kaiſer nach **Torſtenſohns** Abzug vor einem feindlichen Einbruch geſichert; aber bald näherte ſich von Schwaben und Bayern her eine neue Gefahr den öſterreichiſchen Grenzen. **Türenne**, der ſich von **Condé** getrennt und nach Schwaben gewendet hatte, war im Jahr **1645** unweit Mergentheim von **Mercy** auf's Haupt geſchlagen worden, und die ſiegenden Bayern drangen unter ihrem tapfern Anführer in Heſſen ein. Aber der Herzog von Enguien

eilte ſogleich mit einem beträchtlichen Succurs aus dem Elſaß, **Königsmark** aus Mähren, die Heſſen von dem Rheinſtrom herbei, das geſchlagene Heer zu verſtärken, und die Bayern wurden bis an das äußerſte Schwaben zurück gedrängt. Bei dem Dorf Allersheim unweit Nördlingen hielten ſie endlich Stand, die Grenze von Bayern zu vertheidigen. Aber der ungeſtüme Muth des Herzogs von Enguien ließ ſich durch kein Hinderniß ſchrecken. Er führte ſeine Völker gegen die feindlichen Schanzen und eine große Schlacht geſchah, die der heldenmüthige Widerſtand der Bayern zu einer der hartnäckigſten und blutigſten machte, und endlich der Tod des vortrefflichen **Mercy**, **Türennes** Beſonnenheit und die felſenfeſte Standhaftigkeit der Heſſen zum Vortheil der Alliirten entſchied. Aber auch dieſe zweite barbariſche Hinopferung von Menſchen hatte auf den Gang des Kriegs und der Friedensunterhandlungen wenig Einfluß. Das franzöſiſche Heer, durch dieſen blutigen Sieg entkräftet, verminderte ſie noch mehr durch den Abzug der Heſſen, und den Bayern führte **Leopold** kaiſerliche Hülfsvölker zu, daß **Türenne** auf's Eilfertigſte nach dem Rhein zurückfliehen mußte.

Der Rückzug der Franzoſen erlaubte dem Feind, ſeine ganze Macht jetzt nach Böhmen gegen die Schweden zu kehren. **Guſtav Wrangel**, kein unwürdiger Nachfolger **Banners** und **Torſtenſohns**, hatte im Jahr **1646** das Obercommando über die ſchwediſche Macht erhalten, die, außer **Königsmarks** fliegendem Corps und den vielen im Reiche zerſtreuten Beſatzungen, ohngefähr noch achttauſend Pferde und fünfzehntauſend Mann

Fußvolk zählte. Nachdem der Erzherzog ſeine vier und zwanzig tauſend Mann ſtarke Macht durch zwölf bayeriſche Kavallerie- und achtzehn Infanterie-Regimenter verſtärkt hatte, ging er auf **Wrangeln** los, und hoffte ihn, ehe **Königsmark** zu ihm ſtieße, oder die Franzoſen eine Diverſion machten, mit ſeiner überlegenen Macht zu erdrücken. Aber dieſer erwartete ihn nicht, ſondern eilte durch Oberſachſen an die Weſer, wo er Hörter und Paderborn wegnahm. Von da wendete er ſich nach Heſſen, um ſich mit **Türenne** zu vereinigen, und zog in ſeinem Lager zu Wetzlar die fliegende Armee des **Königsmark** an ſich. Aber **Türenne**, gefeſſelt durch **Mazarins** Befehle, der dem Kriegsglück und dem immer wachſenden Uebermuth Schwedens gern eine Grenze geſetzt ſah, entſchuldigte ſich mit dem dringendern Bedürfniß, die niederländiſchen Grenzen des franzöſiſchen Reichs zu vertheidigen, weil die Holländer ihre verſprochene Diverſion in dieſem Jahre unterlaſſen hätten. Da aber **Wrangel** fortfuhr, auf ſeiner gerechten Forderung mit Nachdruck zu beſtehen, da eine längere Widerſetzlichkeit bei den Schweden Verdacht erwecken, ja ſie vielleicht gar zu einem Privatfrieden mit Oeſterreich geneigt machen konnte, ſo erhielt endlich **Türenne** die erwünſchte Erlaubniß, das ſchwediſche Heer zu verſtärken.

Die Vereinigung geſchah bei Gießen, und jetzt fühlte man ſich mächtig genug, dem Feinde die Stirn zu bieten. Er war den Schweden bis Heſſen nachgeeilt, wo er ihnen die Lebensmittel abſchneiden und die Vereinigung mit **Türenne** verhindern wollte. Beides mißlang, und die Kaiſerlichen ſahen ſich nun ſelbſt von dem Main

abgeſchnitten und nach dem Verluſt ihrer Magazine dem größten Mangel ausgeſetzt. Wrangel benutzte ihre Schwäche, um eine Unternehmung auszuführen, die dem Krieg eine ganz andere Wendung geben ſollte. Auch er hatte die Maxime ſeines Vorgängers adoptirt, den Krieg in die öſterreichiſchen Staaten zu ſpielen; aber von dem ſchlechten Fortgange der Torſtenſohn'ſchen Unternehmung abgeſchreckt, hoffte er denſelben Zweck auf einem andern Wege ſicherer und gründlicher zu erreichen. Er entſchloß ſich, dem Laufe der Donau zu folgen und mitten durch Bayern gegen die öſterreichiſchen Grenzen hereinzubrechen. Einen ähnlichen Plan hatte ſchon Guſtav Adolph entworfen, aber nicht zur Ausführung bringen können, weil ihn die Wallenſtein'ſche Macht und Sachſens Gefahr von ſeiner Siegesbahn zu frühzeitig abrieſen. In ſeine Fußſtapfen war Herzog Bernhard getreten, und, glücklicher als Guſtav Adolph, hatte er ſchon zwiſchen der Iſar und dem Inn ſeine ſiegreichen Fahnen ausgebreitet; aber auch ihn zwang die Menge und die Nähe der feindlichen Armeen, in ſeinem Heldenlaufe ſtill zu ſtehen und ſeine Völker zurückzuführen. Was dieſen beiden mißlungen war, hoffte Wrangel jetzt um ſo mehr zu einem glücklichen Ende zu führen, da die kaiſerlich-bayeriſchen Völker weit hinter ihm an der Lahn ſtanden, und erſt nach einem ſehr weiten Marſch durch Franken und die Oberpfalz in Bayern eintreffen konnten. Eilfertig zog er ſich an die Donau, ſchlug ein Corps Bayern bei Donauwörth und paſſirte dieſen Strom, ſo wie den Lech, ohne Widerſtand. Aber durch die fruchtloſe Belagerung von Augsburg verſchaffte

er den Kaiſerlichen Zeit, ſowohl dieſe Stadt zu entſetzen, als ihn ſelbſt bis Lauingen zurückzutreiben. Nachdem ſie ſich aber auf's Neue, um den Krieg von den bayeriſchen Grenzen zu entfernen, gegen Schwaben gewendet hatten, erſah er die Gelegenheit, den unbeſetzt gelaſſenen Lech zu paſſiren, den er nunmehr den Kaiſerlichen ſelbſt verſperrte. Und jetzt lag Bayern offen und unvertheidigt vor ihm da; Franzoſen und Schweden überſchwemmten es wie eine reißende Flut, und der Soldat belohnte ſich durch die ſchrecklichſten Gewaltthaten, Räubereien und Erpreſſungen für die überſtandenen Gefahren. Die Ankunft der kaiſerlich-bayeriſchen Völker, welche endlich bei Thierhaupten den Uebergang über den Lechſtrom vollbrachten, vermehrte bloß das Elend des Landes, welches Freund und Feind ohne Unterſchied plünderten.

Jetzt endlich — jetzt, in dieſem ganzen Kriege zum erſten Male, wankte der ſtandhafte Muth **Maximilians**, der acht und zwanzig Jahre lang bei den härteſten Proben unerſchüttert geblieben. **Ferdinand der Zweite**, ſein Geſpiele zu Ingolſtadt und der Freund ſeiner Jugend, war nicht mehr; mit dem Tode dieſes Freundes und Wohlthäters war eins der ſtärkſten Bande zerriſſen, die den Churfürſten an Oeſterreichs Intereſſe gefeſſelt hatten. An den Vater hatte ihn Gewohnheit, Neigung und Dankbarkeit gekettet; der Sohn war ſeinem Herzen fremd und nur das Staatsintereſſe konnte ihn in der Treue gegen dieſen Fürſten erhalten.

Und eben dieſes Letztere war es, was die franzöſiſche Argliſt jetzt wirken ließ, um ihn von der öſterreichiſchen

Allianz abzulocken und zu Niederlegung der Waffen zu bewegen. Nicht ohne eine große Abſicht hatte **Mazarin** ſeiner Eiferſucht gegen die wachſende Macht Schwedens Stillſchweigen auferlegt und den franzöſiſchen Völkern geſtattet, die Schweden nach Bayern zu begleiten. Bayern ſollte alle Schreckniſſe des Krieges erleiden, damit endlich Noth und Verzweiflung die Standhaftigkeit **Maximilians** beſiegten, und der Kaiſer den erſten und letzten ſeiner Alliirten verlöre. Brandenburg hatte unter ſeinem großen Regenten die Neutralität erwählt, Sachſen aus Noth ſie ergreifen müſſen, den Spaniern unterſagte der franzöſiſche Krieg jeden Antheil an dem deutſchen; Dänemark hatte der Friede mit Schweden von der Kriegsbühne abgerufen, Polen ein langer Stillſtand entwaffnet. Gelang es auch noch, den Churfürſten von Bayern von dem öſterreichiſchen Bündniß loszureißen, ſo hatte der Kaiſer im ganzen Deutſchland keinen Verfechter mehr, und ſchutzlos ſtand er da, der Willkühr der Kronen preisgegeben.

Ferdinand der Dritte erkannte die Gefahr, worin er ſchwebte, und ließ kein Mittel unverſucht, ſie abzuwenden. Aber man hatte dem Churfürſten von Bayern die nachtheilige Meinung beigebracht, daß nur die Spanier dem Frieden entgegen ſtänden, und daß bloß ſpaniſcher Einfluß den Kaiſer vermöge, ſich gegen den Stillſtand der Waffen zu erklären: **Maximilian** aber haßte die Spanier und hatte es ihnen nie vergeben, daß ſie ihm bei ſeiner Bewerbung um die pfälziſche Chur entgegen geweſen waren. Und dieſer feindſeligen Macht zu gefallen ſollte er jetzt ſein Volk aufgeopfert,

ſeine Lande verwüſtet, ſich ſelbſt zu Grunde gerichtet ſehen, da er ſich durch einen Stillſtand aus allen Bedrängniſſen reißen, ſeinem Volke die ſo nöthige Erholung verſchaffen und durch dieſes Mittel zugleich den allgemeinen Frieden vielleicht beſchleunigen konnte? Jede Bedenklichkeit verſchwand, und, von der Nothwendigkeit dieſes Schrittes überzeugt, glaubte er ſeinen Pflichten gegen den Kaiſer genug zu thun, wenn er auch ihn der Wohlthat des Waffenſtillſtandes theilhaftig machte.

Zu Ulm verſammelten ſich die Deputirten der drei Kronen und Bayerns, um die Bedingungen des Stillſtands in Richtigkeit zu bringen. Aus der Inſtruktion der öſterreichiſchen Abgeſandten ergab ſich aber bald, daß der Kaiſer den Congreß nicht beſchickt hatte, um die Abſchließung deſſelben zu befördern, ſondern vielmehr, um ſie rückgängig zu machen. Es kam darauf an, die Schweden, die im Vortheile waren und von der Fortſetzung des Kriegs mehr zu hoffen als zu fürchten hatten, für den Stillſtand zu gewinnen, nicht ihnen denſelben durch harte Bedingungen zu erſchweren. Sie waren ja die Sieger; und doch maßte der Kaiſer ſich an, ihnen Geſetze vorzuſchreiben. Auch fehlte wenig, daß ihre Geſandten nicht im erſten Zorn den Congreß verließen, und um ſie zurückzuhalten, mußten die Franzoſen zu Drohungen ihre Zuflucht nehmen.

Nachdem es dem guten Willen des Churfürſten von Bayern auf dieſe Weiſe mißlungen war, den Kaiſer mit in den Stillſtand einzuſchließen, ſo hielt er ſich nunmehr für berechtigt, für ſich ſelbſt zu ſorgen. So theuer auch der Preis war, um welchen man ihn den

Stillſtand erkaufen ließ, ſo bedachte er ſich doch nicht lange, denſelben einzugehen. Er überließ den Schweden, ihre Quartiere in Franken und Schwaben auszubreiten, und war zufrieden, die ſeinigen auf Bayern und auf die pfälziſchen Lande einzuſchränken. Was er in Schwaben erobert hatte, mußte den Alliirten geräumt werden, die ihm ihrerſeits, was ſie von Bayern inne hatten, wieder auslieferten. In den Stillſtand war auch Köln und Heſſenkaſſel eingeſchloſſen. Nach Abſchließung dieſes Traktats, am 14ten März 1647, verließen die Franzoſen und Schweden Bayern, und wählten ſich, um ſich ſelbſt nicht im Wege zu ſtehen, verſchiedene Quartiere, jene im Herzogthum Würtemberg, dieſe in Oberſchwaben, in der Nähe des Bodenſees. An dem äußerſten nördlichen Ende dieſes Sees und Schwabens ſüdlichſter Spitze trotzte die öſterreichiſche Stadt Bregenz durch ihren engen und ſteilen Paß jedem feindlichen Anfall, und aus der ganzen umliegenden Gegend hatte man ſeine Güter und Perſonen in dieſe natürliche Feſtung geflüchtet. Die reiche Beute, die der aufgehäufte Vorrath darin erwarten ließ, und der Vortheil, einen Paß gegen Tyrol, die Schweiz und Italien zu beſitzen, reizte den ſchwediſchen General, einen Angriff auf dieſe für unüberwindlich gehaltene Klauſe und die Stadt ſelbſt zu verſuchen. Beides gelang ihm, des Widerſtands der Landleute ungeachtet, die, ſechstauſend an der Zahl, den Paß zu vertheidigen ſtrebten. Unterdeß hatte ſich Türenne, der getroffenen Uebereinkunft gemäß, nach dem Würtembergiſchen gewendet, von wo aus er den Landgrafen von Darmſtadt und den Churfürſten von

Mainz durch die Gewalt ſeiner Waffen zwang, nach dem Beiſpiel Bayerns die Neutralität zu ergreifen.

Und jetzt endlich ſchien das große Ziel der franzöſiſchen Staatskunſt erreicht zu ſeyn, den Kaiſer, alles Beiſtands der Ligue und ſeiner proteſtantiſchen Alliirten beraubt, den vereinigten Waffen der beiden Kronen ohne Vertheidigung bloß zu ſtellen und ihm mit dem Schwert in der Hand den Frieden zu diktiren. Eine Armee von höchſtens zwölftauſend Mann war Alles, was ihm von ſeiner Furchtbarkeit übrig war, und über dieſe mußte er, weil der Krieg alle ſeine fähigen Generale dahin gerafft hatte, einen Calviniſten, den heſſiſchen Ueberläufer **Melander**, zum Befehlshaber ſetzen. Aber wie dieſer Krieg mehrmals die überraſchendſten Glückswechſel aufſtellte, und oft durch einen plötzlichen Zwiſchenfall alle Berechnungen der Staatskunſt zu Schanden machte, ſo ſtrafte auch hier der Erfolg die Erwartung Lügen, und die tief geſunkene Macht Oeſterreichs arbeitete ſich nach einer kurzen Kriſe auf's Neue zu einer drohenden Ueberlegenheit empor. Frankreichs Eiferſucht gegen die Schweden erlaubte dieſer Krone nicht, den Kaiſer zu Grunde zu richten und die ſchwediſche Macht in Deutſchland dadurch zu einem Grade zu erheben, der für Frankreich ſelbſt zuletzt verderblich werden konnte. Oeſterreichs hülfloſe Lage wurde daher von dem franzöſiſchen Miniſter nicht benutzt, die Armee des **Türenne** von **Wrangeln** getrennt und an die niederländiſchen Grenzen gezogen. Zwar verſuchte **Wrangel**, nachdem er ſich von Schwaben nach Franken gewendet, Schweinfurt erobert und die dortige kaiſerliche Beſatzung unter ſeine Armee

geſteckt hatte, für ſich ſelbſt in Böhmen einzudringen, und belagerte Eger, den Schlüſſel zu dieſem Königreich. Um dieſe Feſtung zu entſetzen, ließ der Kaiſer ſeine letzte Armee marſchiren und fand ſich in eigener Perſon bei derſelben ein. Aber ein weiter Umweg, den ſie nehmen mußte, um die Güter des Kriegsrathspräſidenten von Schlick nicht zu betreten, verzögerte ihren Marſch, und ehe ſie anlangte, war Eger ſchon verloren. Beide Armeen näherten ſich jetzt einander und man erwartete mehr als einmal eine entſcheidende Schlacht, da beide der Mangel drückte, die Kaiſerlichen die größere Zahl für ſich hatten, und beide Lager und Schlachtordnungen oft nur durch die aufgeworfenen Werke von einander geſchieden waren. Aber die Kaiſerlichen begnügten ſich, dem Feind zur Seite zu bleiben und ihn durch kleine Angriffe, Hunger und ſchlimme Märſche zu ermüden, bis die mit Bayern eröffneten Unterhandlungen das gewünſchte Ziel erreicht haben würden.

Bayerns Neutralität war eine Wunde, die der kaiſerliche Hof nicht verſchmerzen konnte, und nachdem man umſonſt verſucht hatte, ſie zu hindern, ward beſchloſſen, den einzig möglichen Vortheil davon zu ziehen. Mehrere Offiziere der bayeriſchen Armee waren über dieſen Schritt ihres Herrn entrüſtet, der ſie auf einmal in Unthätigkeit verſetzte und ihrem Hange zur Ungebundenheit eine läſtige Feſſel anlegte. Selbſt der tapfere Johann von Werth ſtand an der Spitze der Mißvergnügten, und, aufgemuntert von dem Kaiſer, entwarf er das Complot, die ganze Armee von dem Churfürſten abtrünnig zu machen und dem Kaiſer zuzuführen.

Ferdinand erröthete nicht, dieſe Verrätherei gegen den treuſten Alliirten ſeines Vaters heimlich in Schutz zu nehmen. Er ließ an die churfürſtlichen Völker förmliche Abrufungsbriefe ergehen, worin er ſie erinnerte, daß ſie Reichstruppen ſeyen, die der Churfürſt bloß in kaiſerlichem Namen befehligt habe. Zum Glück entdeckte Maximilian das angeſponnene Complott noch zeitig genug, um durch ſchnelle und zweckmäßige Anſtalten der Ausführung deſſelben zuvor zu kommen.

Der unwürdige Schritt des Kaiſers hatte ihn zu Repreſſalien berechtigt; aber Maximilian war ein zu grauer Staatsmann, um, wo die Klugheit allein ſprechen durfte, die Leidenſchaft zu hören. Er hatte von dem Waffenſtillſtand die Vortheile nicht geerntet, die er ſich davon verſprochen hatte. Weit entfernt, zu der Beſchleunigung des allgemeinen Friedens beizutragen, hatte dieſer einſeitige Stillſtand vielmehr den Negociationen zu Münſter und Osnabrück eine ſchädliche Wendung gegeben und die Alliirten in ihren Forderungen dreiſter gemacht. Die Franzoſen und Schweden waren aus Bayern entfernt worden; aber durch den Verluſt der Quartiere im ſchwäbiſchen Kreiſe ſah er ſich nun ſelbſt dahin gebracht, mit ſeinen Truppen ſein eigenes Land auszuſaugen, wenn er ſich nicht entſchließen wollte, ſie ganz und gar abzudanken, und in dieſer Zeit des Fauſtrechts unbeſonnen Schwert und Schild wegzulegen. Ehe er eins dieſer beiden gewiſſen Uebel erwählte, entſchloß er ſich lieber zu einem dritten, das zum wenigſten noch ungewiß war, den Stillſtand aufzukündigen und auf's Neue zu den Waffen zu greifen.

Sein Entſchluß und die ſchnelle Hülfe, die er dem Kaiſer nach Böhmen ſchickte, drohte den Schweden höchſt verderblich zu werden, und **Wrangel** mußte ſich auf's Eilfertigſte aus Böhmen zurückziehen. Er ging durch Thüringen nach Weſtphalen und Lüneburg, um die franzöſiſche Armee unter **Türenne** an ſich zu ziehen, und unter **Melander** und **Gronsfeld** folgte ihm die kaiſerlich-bayeriſche Armee bis an den Weſerſtrom. Sein Untergang war unvermeidlich, wenn der Feind ihn erreichte, ehe **Türenne** zu ihm ſtieß; aber was den Kaiſer zuvor gerettet hatte, erhielt jetzt auch die Schweden. Mitten unter der Wuth des Kampfes leitete kalte Klugheit den Lauf des Krieges, und die Wachſamkeit der Höfe vermehrte ſich, je näher der Friede herbei rückte. Der Churfürſt von Bayern durfte es nicht geſchehen laſſen, daß ſich das Uebergewicht der Macht ſo entſcheidend auf die Seite des Kaiſers neigte und durch dieſen plötzlichen Umſchwung der Dinge der Friede verzögert würde. So nahe an Abſchließung der Traktaten war jede einſeitige Glücksveränderung äußerſt wichtig, und die Aufhebung des Gleichgewichts unter den traktirenden Kronen konnte auf einmal das Werk vieler Jahre, die theure Frucht der ſchwierigſten Unterhandlungen zerſtören und die Ruhe des ganzen Europa verzögern. Wenn Frankreich ſeinen Alliirten, die Krone Schweden, in heilſamen Feſſeln hielt, und ihr, nach Maßgabe ihrer Vortheile und Verluſte, ſeine Hülfe zuzählte, ſo übernahm der Churfürſt von Bayern ſtillſchweigend dieſes Geſchäft bei ſeinem Alliirten, dem Kaiſer, und ſuchte durch eine weiſe Abwägung ſeines

Beiſtandes Meiſter von Oeſterreichs Größe zu bleiben. Jetzt droht die Macht des Kaiſers auf einmal zu einer gefährlichen Höhe zu ſteigen, und **Maximilian** hält plötzlich inne, die ſchwediſche Armee zu verfolgen. Auch fürchtete er die Repreſſalien Frankreichs, welches ſchon gedroht hatte, die ganze Macht **Türennes** gegen ihn zu ſenden, wenn er ſeinen Truppen erlauben würde, über die Weſer zu ſetzen.

Melander, durch die Bayern gehindert, **Wrangeln** weiter zu verfolgen, wendete ſich über Jena und Erfurt gegen Heſſen, und erſcheint jetzt als ein furchtbarer Feind in demſelben Lande, das er ehemals vertheidigt hatte. Wenn es wirklich Rachbegierde gegen ſeine ehemalige Gebieterin war, was ihn antrieb, Heſſen zum Schauplatz ſeiner Verwüſtung zu erwählen, ſo befriedigte er dieſe Luſt auf das Schrecklichſte. Heſſen blutete unter ſeiner Geißel und das Elend dieſes ſo hart mitgenommenen Landes wurde durch ihn auf's Aeußerſte getrieben. Aber bald hatte er Urſache zu bereuen, daß ihn bei der Wahl der Quartiere die Rachgier ſtatt der Klugheit geleitet hatte. In dem verarmten Heſſen drückte der äußerſte Mangel die Armee, während daß **Wrangel** in Lüneburg friſche Kräfte ſammelte und ſeine Regimenter beritten machte. Viel zu ſchwach, ſeine ſchlechten Quartiere zu behaupten, als der ſchwediſche General im Winter des 1648ſten Jahres den Feldzug eröffnete und gegen Heſſen anrückte, mußte er mit Schanden entweichen und an den Ufern der Donau ſeine Rettung ſuchen.

Frankreich hatte die Erwartungen der Schweden auf's Neue getäuſcht, und die Armee des **Türenne**, aller Aufforderungen **Wrangels** ungeachtet, am Rheinſtrom zurückgehalten. Der ſchwediſche Heerführer hatte ſich dadurch gerächt, daß er die weimariſche Reiterei an ſich zog, die dem franzöſiſchen Dienſt entſagte, durch eben dieſen Schritt aber der Eiferſucht Frankreichs neue Nahrung gegeben. Endlich erhielt **Türenne** die Erlaubniß, zu den Schweden zu ſtoßen, und nun wurde von beiden vereinigten Armeen der letzte Feldzug in dieſem Kriege eröffnet. Sie trieben **Melandern** bis an die Donau vor ſich her, warfen Lebensmittel in Eger, das von den Kaiſerlichen belagert war, und ſchlugen jenſeits der Donau das kaiſerlich-bayeriſche Heer, das bei Zusmarshauſen ſich ihnen entgegen ſtellte. **Melander** erhielt in dieſer Action eine tödtliche Wunde, und der bayeriſche General **von Gronsfeld** poſtirte ſich mit der übrigen Armee jenſeits des Lechſtroms, um Bayern vor einem feindlichen Einbruche zu ſchützen.

Aber **Gronsfeld** war nicht glücklicher als **Tilly**, der an eben dieſem Poſten für Bayerns Rettung ſein Leben hingeopfert hatte. **Wrangel** und **Türenne** wählten dieſelbe Stelle zum Uebergang, welche durch den Sieg **Guſtav Adolphs** bezeichnet war, und vollendeten ihn mit Hülfe deſſelben Vortheils, welcher jenen begünſtigt hatte. Jetzt wurde Bayern auf's Neue überſchwemmt, und der Bruch des Stillſtandes durch die grauſamſte Behandlung des bayeriſchen Unterthans geahndet. **Maximilian** verkroch ſich in Salzburg, indem die Schweden über die Iſar ſetzten und bis an den

Inn vordrangen. Ein anhaltender ſtarker Regen, der dieſen nicht ſehr beträchtlichen Fluß in wenigen Tagen in einen reißenden Strom verwandelte, rettete Oeſterreich noch einmal aus der drohenden Gefahr. Zehnmal verſuchte der Feind, eine Schiffbrücke über den Inn zu ſchlagen, und zehnmal vernichtete ſie der Strom. Nie im ganzen Kriege war das Schrecken der Katholiſchen ſo groß geweſen als jetzt, da die Feinde mitten in Bayern ſtanden und kein General mehr vorhanden war, den man einem **Türenne**, **Wrangel** und **Königsmark** gegenüber ſtellen durfte. Endlich erſchien der tapfere Held **Piccolomini** aus den Niederlanden, den ſchwachen Reſt der kaiſerlichen Heere anzuführen. Die Alliirten hatten durch ihre Verwüſtungen in Bayern ſich ſelbſt den längern Aufenthalt in dieſem Lande erſchwert und der Mangel nöthigte ſie, ihren Rückzug nach der Oberpfalz zu nehmen, wo die Friedenspoſt ihre Thätigkeit endigt.

Mit ſeinem fliegenden Corps hatte ſich **Königsmark** nach Böhmen gewendet, wo **Ernſt Odowalsky**, ein abgedankter Rittmeiſter, der im kaiſerlichen Dienſt zum Krüppel geſchoſſen und dann ohne Genugthuung verabſchiedet ward, ihm einen Plan angab, die kleine Seite von Prag zu überrumpeln. **Königsmark** vollführte ihn glücklich, und erwarb ſich dadurch den Ruhm, den dreißigjährigen Krieg durch die letzte glänzende Action beſchloſſen zu haben. Nicht mehr als Einen Todten koſtete den Schweden dieſer entſcheidende Streich, der endlich die Unentſchloſſenheit des Kaiſers beſiegte. Die Altſtadt aber, Prags größere Hälfte, die durch die Moldau davon getrennt war, ermüdete durch ihren

lebhaften Widerſtand auch den Pfalzgrafen Karl Guſtav, den Thronfolger der Chriſtina, der mit friſchen Völkern aus Schweden angelangt war und die ganze ſchwediſche Macht aus Böhmen und Schleſien vor ihren Mauern verſammelte. Der eintretende Winter nöthigte endlich die Belagerer in die Winterquartiere, und in dieſen erreichte ſie die Botſchaft des zu Osnabrück und Münſter am vier und zwanzigſten Oktober unterzeichneten Friedens.

Was für ein Rieſenwerk es war, dieſen unter dem Namen des weſtphäliſchen berühmten, unverletzlichen und heiligen Frieden zu ſchließen, welche unendlich ſcheinende Hinderniſſe zu bekämpfen, welche ſtreitende Intereſſen zu vereinigen waren, welche Reihe von Zufällen zuſammen wirken mußte, dieſes mühſame, theuere und dauernde Werk der Staatskunſt zu Stande zu bringen, was es koſtete, die Unterhandlungen auch nur zu eröffnen, was es koſtete, die ſchon eröffneten unter den wechſelnden Spielen des immer fortgeſetzten Krieges im Gange zu erhalten, was es koſtete, dem wirklich vollendeten das Siegel aufzudrücken und den feierlich verkündigten zur wirklichen Vollziehung zu bringen — was endlich der Inhalt dieſes Friedens war, was durch dreißigjährige Anſtrengungen und Leiden von jedem einzelnen Kämpfer gewonnen oder verloren worden iſt, und welchen Vortheil oder Nachtheil die europäiſche Geſellſchaft im Großen und im Ganzen dabei mag geerntet haben — muß einer andern Feder vorbehalten bleiben. So ein großes Ganze die Kriegsgeſchichte war, ſo ein großes und eigenes Ganze iſt auch die Geſchichte des

weſtphäliſchen Friedens. Ein Abriß davon würde das intereſſanteſte und charaktervollſte Werk der menſchlichen Weisheit und Leidenſchaft zum Skelet entſtellen, und ihr gerade dasjenige rauben, wodurch ſie die Aufmerkſamkeit desjenigen Publikums feſſeln könnte, für das ich ſchrieb, und von dem ich hier Abſchied nehme.

Digitized by Google

by Google

Digitized by Google

Digitized by Google